Braunschweigisches Journal

Herausgegeben

von

E. Chr. Trapp.

Neuntes Stück. September 1791.

Im Verlage der Schulbuchhandlung.

Nachricht.

Dieses Journal wird mit Anfang jedes Monats nach allen Haupt-orten Deutschlands versandt, wo es in den ansehnlichsten Buchhandlungen und auf allen Postämtern, durch Besorgung des hiesigen Hochf. Hofpostamts für 8 ggr. zu haben ist. Vier Hefte machen einen Band aus.

Inhalt.

Braunschweigisches Journal.

Neuntes Stück.

September 1791.

I.

Neue Briefe über die Kantische Philosophie.

Siebenter Brief.

Sobald Herr Kant auf die Glückseligkeit kömmt, so weiß ich schon zum voraus, daß ich ihm nicht beistimmen kann. Hören Sie nur. S. 11. ff. „Seine eigene Glückseligkeit sichern ist Pflicht, (wenigstens indirekte) denn der Mangel der Zufriedenheit mit seinem Zustande, in einem Gedränge von vielen Sorgen und mitten unter unbefriedigten Bedürfnissen, könnte leicht eine große Versuchung zu Uebertretung der Pflichten werden.“

Unter Glückseligkeit versteht Herr K. sinnliches Wohlseyn, oder die Befriedigung der äu-

ßern Bedürfnisse. Aber nicht bloß der Mangel dieser Glückseligkeit, sondern auch der Ueberfluß derselben kann zu Uebertretung der Pflichten der Liebe verleiten. Darum betete jener Weise mit Recht: zweierlei bitte ich von dir, o Herr, Armuth und Reichthum gib mir nicht. Das Gedränge von vielen (Sinnen-) Freuden kann eben so leicht, ja ich denke noch viel leichter, der Tugend nachtheilig werden, als das Gedränge von vielen Sorgen.

Herr K. nimmt hier offenbar das Wort Pflicht in einer gedoppelten Bedeutung. Das erste mal versteht er eine Vorschrift der Klugheit darunter. Denn was ist es anders als Klugheit, wenn ich auf ein taugliches Mittel denke, um einen gewissen Zweck zu erreichen? Und das soll ja hier geschehen, ich soll ja meine eigene Glückseligkeit sichern, um nicht in Versuchung zu kommen, daß ich die Pflichten übertrete.

Das zweite mal versteht er das Gebot der Liebe darunter. Er hat dies selbst gefühlt, darum setzt er das erstemal hinzu: wenigstens indirekte, und das zweite mal setzt er statt der einfachen Zahl Pflicht, die hier nach seinem Lehrgebäude nothwendig stehn mußte, die vielfache, Pflichten. Er hätte zu viel Blöße gegeben, wenn er gesagt hätte: Es ist Pflicht für seine Glückseligkeit zu sorgen, weil man sonst leicht ge-

gehindert werden könnte, seine Pflicht zu thun. Dies könnte nach Kantischen Grundsätzen nichts anders heissen, als: es ist Pflicht seine Pflicht zu thun, weil man sonst leicht seine Pflicht zu thun versäumen könnte.

Nach S. 12 soll sich der Mensch keinen bestimmten und sichern Begriff von der Glückseligkeit, als der Summe der Befriedigung aller Neigungen machen können, und doch gibt Herr K. indem er dies sagt, einen bestimmten und sichern Begriff von der Glückseligkeit.

Weil Glückseligkeit eine schwankende Idee sey, soll ein Podagrist wählen können, zu genießen, was ihm schmeckt und zu leiden was er kann, weil er, nach seinem Ueberschlage, hier wenigstens, sich nicht durch vielleicht grundlose Erwartungen eines Glücks, das in der Gesundheit stecken soll, um den Genuß des gegenwärtigen Augenblicks gebracht habe. Man dürfe sich nicht wundern, sagt Herr K. wie eine einzige bestimmte Neigung, eine Neigung, die in Ansehung dessen, was sie verheiße, und der Zeit, worin ihre Befriedigung erhalten werden könne, bestimmt sey, jene schwankende Idee überwiegen könne.

Aber nicht weil Glückseligkeit eine schwankende Idee wäre, sondern weil sie eine Idee ist, wirkt sie unter gewissen Umständen weniger als eine sinnliche Vorstellung. Viele Menschen

 ha-

haben diese Idee gar nicht, andere haben sie fehlerhaft, noch andere haben sie nicht gegenwärtig: wie kann sie da wirken?

Sollte es wol einen Podagristen auf der Welt gegeben haben, oder noch geben, der nicht wisse, welch ein Gut die Gesundheit sey, der also befürchten könne, daß man grundlose Erwartungen eines Glücks, das in der Gesundheit stecken solle, in ihm zu erregen suche, indem man ihm die Gesundheit als ein Gut vorhält? Ein solcher müßte ja nie gesund gewesen seyn. Herr K. macht sonderbare Voraussetzungen.

Was sollen die Worte hier wenigstens heißen? In dieser Welt oder in diesem Falle? Ich mag sie nehmen, wie ich will, so weiß ich nicht, wozu sie sollen.

Für diesen Podagristen nun, sagt Herr K., der nicht weiß, was Gesundheit ist, bleibt, wie in allen andern Fällen, ein Gesetz übrig, nämlich seine Glückseligkeit zu befördern, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht.

Wie kann mich aber die Pflicht mehr treiben, ein unbekanntes oder unbestimmtes Gut zu suchen, als die Neigung? Ja, wird Herr K. sagen, als Mittel, um der Ausübung der Pflicht ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Aber dabei wird ja offenbar vorausgesetzt, was Herr K. nicht voraussetzt, daß der Podagrist wisse,

Ge-

Gesundheit verschaffe ihm Wohlseyn, oder mit Herrn K. zu reden, sie hebe den Mangel der Zufriedenheit mit seinem Zustande, sie helfe ihm aus dem Gedränge vieler Sorgen und unbefriedigter Bedürfnisse. Nur sofern die Gesundheit dies thut, soll sie ja der Podagrist aus Pflicht suchen. Nun weiß er aber, nach Herrn K. zweiter Voraussetzung nicht, daß sie das thut, er denkt, er könne wol grundlose Erwartungen von ihr hegen, er hört, es solle ein Glück in ihr stecken, weiß aber nicht, ob dies wahr, oder eine bloße Sage ist. Er muß also nach Herrn Kant so schließen: Ich soll aus Pflicht handeln, das wird mir sauer, wenn mir nicht wohl ist, nun will ich also die Gesundheit suchen, von der ich nicht weiß, ob sie mir zum Wohlseyn verhilft. — „Und da hat sein Verhalten allererst den rechten moralischen Werth,“ setzt Herr K. hinzu!!!

S. 13. „So sind ohne Zweifel auch die Schriftstellen zu verstehen, darin geboten wird, seinen Nächsten, selbst unsern Feind zu lieben. Denn Liebe als Neigung kann nicht geboten werden, aber Wohlthun aus Pflicht, selbst wenn dazu gleich gar keine Neigung treibt, ja gar natürliche und unbezwingliche Abneigung widersteht, ist praktische und nicht pathologische Liebe, die im Willen liegt und nicht im Hange der Empfin-

dung, in Grundsätzen der Handlung und nicht schmelzender Theilnehmung; jene aber allein kann geboten werden.„

Das fehlte noch! eine Unterscheidung zu machen, die keine ist, und, um dies zu verbergen, sich hinter ausländischen Wörtern zu verstecken.

Praktische Liebe heißt auf deutsch handelnde Liebe, und pathologische Liebe heißt fühlende Liebe.

Alle Liebe ist fühlend, denn sie ist Trieb oder Neigung.

Alle Liebe will handeln, strebt zu handeln. Daran kann man wissen, ob man wirklich Liebe fühlt, wenn man sich des Bestrebens aus Liebe zu handeln bewußt ist.

Es gibt unendlich viele Grade der Liebe.

Ob es Menschen ganz ohne diesen göttlichen Trieb gibt, weiß ich nicht, aber das ist weltkundig, daß viele weit mehr Liebe heucheln, als sie fühlen.

Handelnde Liebe kann mit schmelzender Theilnehmung nicht nur sehr gut bestehn, sondern sie wird und muß sogar desto eifriger handeln, je schmelzender die Theilnehmung ist. Liebe ohne Theilnehmung ist ein offenbarer Widerspruch, und schmelzende Theilnehmung ist nur ein höherer Grad der Liebe.

Schmel-

Schmelzende Theilnehmung ist nicht eins mit Empfindelei. Sie besteht nicht darin, daß man kein Blut sehen, kein schadhaftes Glied ablösen, keine Taube schlachten oder schlachten sehen kann. Sie entsteht auch nicht aus dieser äußern und breiweichen Empfindlichkeit, sie ist vielmehr oft da, wo diese fehlt, und oft nicht da, wo diese ist.

Man hat aber beide häufig mit einander verwechselt, man hat Empfindsamkeit, welches die Anlage zu schmelzender Theilnehmung ist, mit Empfindelei für eins genommen. Daher führt der Ausdruck schmelzende Theilnehmung auf etwas lächerliches, und daher paßt er sich sehr gut, wo man verächtlich machen muß, weil es an Gründen zu Behauptung eines gewagten Satzes fehlt.

Herr K. macht nicht nur eine Eintheilung der Liebe, die keinen Grund hat, sondern er verwechselt auch zwei Begriffe, die man unterscheiden muß, nämlich Liebe und Wohlthun. Lieben heißt nützen wollen, wohlthun heißt von dem seinigen geben. Die Liebe schließt also zwar die Wohlthätigkeit ein, aber sie besteht nicht bloß in der Wohlthätigkeit, sondern zu ihr gehört auch wesentlich die Gerechtigkeit, die darin besteht, daß man jedem das seine lasse und gebe. Herr K. mußte also nicht sagen:

Liebe als Neigung kann nicht geboten werden, aber Wohlthun aus Pflicht selbst u. s. w.

sondern er mußte sagen:

Liebe als Neigung kann nicht geboten werden, aber Lieben aus Pflicht selbst u. s. w.

aber er schob dem Lieben das Wohlthun unter, weil dadurch sein Trugschluß versteckter ward. Aus Pflicht lieben, das fällt gar zu deutlich als Widerspruch ins Gehör. Liebe ist Neigung, und Neigung läßt sich nicht gebieten.

Wenn sie nun aber dennoch im N. T. geboten wäre? So würde ich mit jenem Offizier im Tom Jones sagen; es muß ein Fehler in der Uebersetzung oder auch im Grundtexte seyn.

Aber sie ist nicht geboten, wenn geboten so viel als befohlen heißen soll. Christus war Lehrer, nicht König, und die Vorschrift eines Lehrers ist kein Befehl.

Die Kantische Philosophie spielt mit den Wörtern Gebot, Gesetz, sollen, wie eine andere Philosophie mit dem Worte Vollkommenheit. Sie deckt den Fehler der letztern auf, und erkennt nicht, daß sie desselben Fehlers schuldig ist.

S. 13. „Eine Handlung aus Pflicht hat ihren moralischen Werth nicht in der Absicht, welche dadurch erreicht werden soll, sondern in der Maxime, nach der sie beschlossen wird, hängt also

also nicht von der Wirklichkeit des Gegenstandes der Handlung ab, sondern bloß von dem Princip des Wollens, nach welchem die Handlung, unangesehen aller Gegenstände des Begehrungsvermögens, geschehen ist.“

Bisher hat man geglaubt, daß der sittliche Werth einer Handlung in ihrer Absicht bestünde, daß nützen wollen eine Handlung zu einer guten, und schaden wollen eine Handlung zu einer bösen machte. Herr K. führt eine neue Handlung ein, die Handlung aus Pflicht, deren moralischer Werth nicht in ihrer Absicht liegen soll. So kann aber eine solche Handlung überall keinen moralischen Werth haben. Oder wenn sie den doch haben soll, so muß es bei demselben gar nicht darauf ankommen, ob man schaden oder nützen will. Genug man handelt aus Pflicht.

Ich wiederhole mein Geständniß, Freund, daß ich dies schlechterdings ungereimt finde.

Herr K. sagt: eine Handlung aus Pflicht hängt also nicht von der Wirklichkeit des Gegenstandes der Handlung ab.

Ich weis mir keine Handlung ohne wirklichen Gegenstand zu denken. Herr K. wollte hier vermuthlich Gesinnung statt Handlung sagen. Man kann immer gut gesinnt seyn, ohne immer Gelegenheit zu haben, diese Gesinnung in Handlungen zu äußern. Aber handelt man, so

hat man einen Gegenstand der Handlung. Von der Gesinnung gilt indessen eben das, was von jeder Handlung gilt. Sie ist gut, wann man nützen und schlecht, wann man schaden will.

Oder sollte Herr K. vielleicht haben sagen wollen, daß es nicht darauf ankomme, ob man durch eine Handlung aus Pflicht einen vorgesetzten Zweck erreiche? Aber bei einer guten Handlung kömmt es darauf eben so wenig an. Die Güte einer Handlung, das, was sie zu der Handlung eines guten Menschen macht, besteht nicht darin, daß man nützt, sondern daß man nützen will. Die glückliche Ausführung ist ein Werk des Kopfs, nicht des Herzens. Der Zweck einer guten Handlung ist ein Werk der Liebe, die Erreichung des Zwecks ein Werk der Klugheit. Jene treibt, diese leitet.

Was in aller Welt kann es für ein Princip des Wollens geben, das nicht entweder Befehl eines Obern, oder Vorschrift der Kunst oder Drang eines Triebes, oder Gewohnheit, oder aus diesen allen oder einigen von diesen zusammengesetzt wäre?

Das Gesetz überhaupt, sagt Herr K., die Idee oder Form des Gesetzes, die Gesetzlichkeit. — Gut. Aber hierunter stehen ja alle Arten von Handlungen, die guten und die klugen, die Handlungen des Künstlers und dessen, der

der Befehle vollzieht, oder kürzer und bestimmter, die Handlungen des Kopfs, des Herzens, der Gewohnheit und des Zwangs. Wie kann nun Herr K. den Gattungs-begriff Gesetzlichkeit zum unterscheidenden Merkmal einer gewissen Art von Handlungen machen? Wie kann die Form aller, das Wesen einiger bestimmen?

S. 14. „Der Wille, sagt Herr K., ist mitten inne zwischen seinem Princip a priori, welches formel ist, und zwischen seiner Triebfeder a posteriori, welche materiel ist, gleichsam auf einem Scheidewege, und, da er doch irgend wodurch muß bestimmt werden, so wird er durch das formelle Princip des Wollens überhaupt bestimmt werden müssen, wenn eine Handlung aus Pflicht geschieht, da ihm alles materielle Princip entzogen worden."

Dies soll das vorhergehende erläutern. Dabei ist mir zu muthe, als wenn ich den Anfang vom Evangelium Johannis durch die Offenbarung Johannis aufklären hörte.

Wenn dem Willen alles materielle Princip entzogen worden, das bedeutet doch wol, wenn man weder nach einer Vorschrift der Klugheit, noch nach einer Kunstregel, noch nach dem Gesetze der Liebe, noch aus Gewohnheit, noch auf Befehl handeln will: so wird der Wille, weil er doch irgend wodurch bestimmt

stimmt werden muß, durch das formelle Princip des Wollens überhaupt bestimmt werden müssen. Soll das bedeuten, daß der Wille durch das bloße Wollen bestimmt werden muß, wenn eine Handlung aus Pflicht geschehen soll?

So entstände eine Handlung aus Pflicht, wenn ich bloß wollte, ohne zu wissen, was ich will?

Nein! sondern wenn ich um der allgemeinen Gesetzmäßigkeit der Handlungen, oder um des bloßen Gesetzes willen für sich, oder aus Achtung fürs Gesetz will, das gibt Handlungen aus Pflicht.

Also wenn ich nur so will, gleichviel was, eine Kunst-Handlung z. B. oder eine Handlung der Liebe, eine Feder schneiden, oder einem Menschen das Leben retten: so geschieht das aus Pflicht.

So zu wollen kann ich nun freilich bei keiner meiner Handlungen umhin, denn z. B. auch das Federschneiden hat sein Gesetz, das ich achten muß, wenn die Feder brauchbar werden soll. Also geschehen alle meine Handlungen aus Pflicht. Und doch sind nicht alle meine Handlungen sittlich, z. B. das Federschneiden, welches ein Verfahren nach den Regeln einer Kunst ist. Die sitt-

sittlichen Handlungen will aber Herr K. nur Handlungen aus Pflicht genannt wissen.

Wie gesagt, Freund, da finde ich nicht durch. Und doch kann ich nicht umhin zu glauben, daß ich die gemeine Menschenvernunft habe, von welcher Herr K. S. 17 sagt, daß sie mit seinen Behauptungen vollkommen übereinstimme und in ihrer praktischen Beurtheilung das gedachte Princip, die allgemeine Gesetzmäßigkeit, jederzeit vor Augen habe. Sagen Sie mir nicht, ich solle weiter lesen, ich solle die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, und die Kritik der praktischen Vernunft abermal und noch einmal lesen. Wenn das Lesen dieser Bücher mir helfen könnte, o so wäre mir längst geholfen; denn was habe ich fleißiger gelesen als sie. Aber sie sind und bleiben für mich ein Labyrinth, wo heraus ich mich ohne den Faden der Ariadne nicht zu finden weiß. Und diesen Faden bin ich bisher nicht so glücklich gewesen zu finden.

Ob ich ihn finden werde? Ob ich nöthig habe mich darum zu bemühen? Herr K. behauptet S. 22 der gemeine Verstand könne, wenn er den Werth der Handlungen zu seiner eigenen Belehrung aufrichtig bestimmen wolle, sich eben so gut Hoffnung machen, es recht zu treffen, als es sich immer ein Philosoph versprechen möge, ja er sey beinahe noch sicherer hierin, als selbst der letz-

letztere, weil dieser doch kein anderes Princip als jener haben, sein Urtheil aber durch eine Menge fremder, nicht zur Sache gehöriger Erwägungen leicht verwirren und von der geraden Richtung abweichend machen könne. Wie, wenn Herrn K. dies wirklich begegnet, und jenes wirklich mein Fall wäre? „Wäre es demnach nicht auch für mich rathsam, wie Herr K. ferner sagt, es in moralischen Dingen bei dem gemeinen Vernunfturtheil bewenden zu lassen, und höchstens nur Philosophie anzubringen, um das System der Sitten desto vollständiger und faßlicher, imgleichen die Regeln derselben zum Gebrauche (noch mehr aber zum Disputiren) bequemer darzustellen, nicht aber um selbst in praktischer Absicht meinen gemeinen Menschenverstand von seiner glücklichen Einfalt abzubringen, und ihn durch Philosophie auf einen neuen Weg der Untersuchung und Belehrung zu bringen?"

Herr K. vergleicht zwar unmittelbar darauf diesen gemeinen Menschenverstand mit der Unschuld, um die es eine herrliche Sache, nur auch wiederum sehr schlimm sey, daß sie sich nicht wohl bewahren lasse, und leicht verführt werde. Aber dies scheint mir dem vorhergehenden zu widersprechen. Denn der Philosoph war es ja, der sein Urtheil leicht verwirren und von der geraden Richtung abweichend machen konnte; der

gemeine Verstand hingegen hatte ja die Vermuthung für sich, daß ihm dies nicht leicht begegnen könne. Der Philosoph wäre also der Verführer der Unschuld. Muß sich denn nicht der gemeine Menschenverstand vor ihm hüten? Ja sagt Herr K. aber „selbst die Weisheit, die sonst wol mehr im Thun und Lassen, als im Wissen besteht, bedarf doch auch der Wissenschaft, nicht um von ihr zu lernen, sondern ihrer Vorschrift Eingang und Dauerhaftigkeit zu verschaffen.“ Da lernte doch die Weisheit von der Wissenschaft, lernte viel, lernte das wichtigste von ihr. Aber die Wissenschaft ist ja das Werk des Philosophen, und dieser kann ja sein Urtheil leicht verwirren, und von der geraden Richtung abweichend machen. Da hätte sich also die Weisheit einem sehr unsichern und gefährlichen Führer anvertraut; und bliebe sie noch Weisheit, wenn sie das thäte?

Nicht einem Philosophen, werden Sie vielleicht antworten, sondern der Philosophie muß man sich zur Leitung anvertrauen. Aber da antworte ich Ihnen, was Rousseau von der Medicin sagte: „So komme die Philosophie denn ohne die Philosophen.“ Wessen Philosophie ist die rechte? Woran erkenne ich diese? Etwa daran, daß sie mit den Grundsätzen meines gemeinen Verstandes übereinstimmt? Aber dann ist sie ja die Philosophie dieses Verstandes oder vielmehr dieser

ser Verstand selbst. Herr K. aber will diesen Verstand auf einen neuen Weg der Untersuchung und Belehrung bringen, und dies unterscheidet er ausdrücklich von dem Geschäfte, das System der Sitten vollständiger und faßlicher zu machen, und die Regeln derselben zum Gebrauche bequemer darzustellen; welches nichts anders ist, als den gemeinen Verstand durch sich selbst aufklären, ihm keine neuen Begriffe geben, sondern die ihm eigenthümlichen Begriffe heller, bestimmter, vollständiger machen.

Worin kann das neue jenes Weges bestehn? Was kann das neue seyn, das ich auf dem neuen Wege lerne, und wozu mir die Aufhellung des gemeinen Menschenverstandes nicht soll verhelfen können? Mittels welches Seelenvermögens soll ich das neue lernen? Bekomme ich etwa ein neues Vermögen zu dem Ende? Ist die Philosophie im Gegensatz von der Aufklärung des gemeinen, d. h. allen Menschen gemeinschaftlichen Verstandes, etwa das, was eine sogenannte höhere Offenbarung angeblich für die Vernunft seyn soll? Nun so habe ich den Stab über sie schon gebrochen. So lerne ich aus ihr, was ich nicht verstehen, was mir also zu nichts helfen kann.

Ich kann das unbekannte nur mittels des bekannten kennen und verstehen lernen. Ich kann nur verstehen mittels des gemeinen Verstandes. Die-

Dieser denkt in der gemeinen, d. i. überall gewöhnlichen und bekannten Sprache.

In dieser Sprache ist Liebe, ein sittlicher Trieb. Ein Trieb heißt nach einer sehr gewöhnlichen Redefigur ein Gesetz. Daher der Ausdruck Gesetz der Liebe, Sittengesetz, Pflichten der Liebe oder der Sittlichkeit. Ja man pflegt die Pflichten der Liebe vorzugsweise, d. i. schlecht weg und ohne weitern Zusatz Pflichten zu nennen, weil sie unter allen Pflichten die wichtigsten sind, weil von ihnen das Wohl der Gesellschaft nicht minder, als das Wohl des Einzelnen ganz vorzüglich abhängt, weil sie eigentlich Pflichten des Menschen sind, und den Rang über die Pflichten des Fürsten, des Heerführers, des Dichters, des Redners, u. s. w. haben. Man kann wie Ludwig XVI. ein schlechter Fürst und ein guter Mensch seyn; und so wiegt man auf der Menschen-wage, die Jeder in seinem Herzen trägt, weit mehr, als wenn man wie Ludwig XIV. ein guter Fürst und ein schlechter Mensch ist. So ist es auch mit dem Heerführer, Dichter, Redner u. s. w.

Wollte nun Herr K. mit seinem Ausdruck aus Pflicht weiter nichts sagen, als daß die Handlungen, die aus Menschenliebe geschehen, vorzüglich Handlungen aus Pflicht genannt zu werden verdienen: so wäre ich völlig mit ihm

einverstanden. Aber das wäre etwas altes, und Herr K. will etwas neues lehren. Von diesem neuen kann ich mir aber keinen Begriff machen, weil in der Kantischen Lehre Pflicht nicht mehr Pflicht und Liebe nicht mehr Liebe ist.

2.

Ueber den Nachdruck der Bücher.
Bruchstück eines Gesprächs.

— — — — — —

A. Wunderlicher Mensch! Als wenn es nicht einerlei wäre eine Harrisonsche Uhr nachmachen und eine Beschreibung dieser Uhr nachdrucken.

B. Du mußt aber doch zugeben, daß der Nachdrucker hier viel leichtere Arbeit hat, als wer die Uhr nachmacht.

A. Leichtere Arbeit immerhin, aber darum nicht weniger gleiche Befugniß mit dem letztern. Dieser hat seine Uhr, und jener sein Buch bezahlt. Was der Eine mit der Uhr thun darf, muß der Andere mit dem Buche thun dürfen.

B.

B. Zugegeben. Aber dann darf der Andere nicht dasselbe Buch, sondern nur eben solche Bücher drucken, so wie der Uhrmacher nur eben solche Uhren macht.

A. Spitzfindigkeiten und kein Ende! Seit wann wäre denn das zweierlei?

B. Seitdem Nachahmer und Kopist nicht einerlei ist. Oder findest du zwischen beiden keinen Unterschied?

A. Den finde ich wohl. Aber was willst du nun daraus folgern?

B. Daß Harrisonsche Uhren machen und Harrisons Beschreibung seiner Uhr, wenn er eine herausgegeben hat, nachdrucken, zweierlei, und wesentlich verschieden ist.

A. Durch jenes wird aber doch die Uhr, wie durch dieses die Beschreibung vervielfältigt.

B. Nur mit dem Unterschiede, daß durch jenes zwar mehr Harrisonsche Uhren in die Welt kommen, aber doch nicht Harrisons Uhr gleich seiner Beschreibung vervielfältigt wird.

A. Der Unterschied ist etwas fein.

B. Uebrigens aber doch faßlich. Harrisonsche Uhren kann es viele geben, die nicht Harrisons Arbeit sind. Aber Harrisons Beschreibung seiner Uhr Millionenmal abgeschrieben, abgedruckt

druckt und nachgedruckt, bleibt in jeder Abschrift, in jedem Abdruck und in jedem Nachdruck sein Werk.

A. Als wenn jede Harrisonsche Uhr, von welchem Künstler sie auch gemacht sey, nicht ebenfalls, der Erfindung nach, Harrisons Werk wäre!

B. Der Erfindung nach freilich, aber auch der Ausführung nach?

A. Darf ich mir denn aber jemandes Erfindung mehr zueignen als die Ausführung?

B. Ohne seinen Willen freilich nicht. Aber sobald ein Künstler seine Erfindung öffentlich bekannt macht, gibt er die Idee oder Form des Werks preis, wenn er sich gleich das Eigenthumsrecht auf das Werk selbst vorbehält. Als Götz von Berlichingen erschienen war, durfte Jeder historische Trauerspiele in dieser Manier und selbst einen Götz von Berlichingen schreiben, aber niemand außer dem Verfasser oder dem in seine Rechte getretenen Verleger durfte mit dem ersten Götz von Berlichingen handeln, also ihn auch nicht nachdrucken.

A. Sonderbar! Ich darf gekauftes Korn säen und soll gekaufte Bücher nicht nachdrucken dürfen. Ist ein gekauftes Buch weniger mein, als gekauftes Korn? Und vervielfältige ich dieses durch säen nicht so gut als jenes durch nachdrucken?

B.

B. Du bringst aber durch säen nur eben solches, nicht dasselbe Korn hervor.

A. Wieder die verzweifelte Spitzfindigkeit! Ich mögte nur den Beweis hören, daß nachgedruckte Bücher dieselben mit den erst gedruckten sind.

B. Ich wüßte nicht, wie sie durch den Nachdruck andere Bücher werden könnten. Nachdrucken heißt den Vor- druck wiederholen, und dieser wird nach der Handschrift des Verfassers gemacht. Nachdrucken heißt also die Handschrift des Verfassers mittelbar abdrucken. Wie kann denn durch den Nachdruck ein Buch zu einem andern werden, als es ursprünglich war? Wenn es aber das nicht wird, so bleibt es ja dasselbe.

A Oder auch ein solches, ein Buch von eben der Art

B. Mit nichten. Jeder Nachdruck hat zur Absicht dasselbe Buch zu liefern, und liefert es, wenn er treu ist, wie jede andere treue Kopie. Ein Buch von eben der Art, wie ein gegebenes, kann wol durch Nachahmung, aber nicht durch Kopie entstehen.

A. Wie folgt denn aber daraus, daß ich mein Exemplar nicht nachdrucken, mein Eigenthum nicht vervielfältigen darf?

B. Um damit zu handeln, meinst du doch?

A. Allerdings.

B. Wenn sich aber nun der Verfasser oder sein Verleger dies Recht allein vorbehalten haben?

A. Das dürfen sie nicht, das wäre Alleinhandel, und dieser ist nach dem Rechte der Vernunft nicht erlaubt.

B. Du irrst. Alleinhandel ist, wenn ich niemanden erlauben will, mit eben solchen Dingen, mit Dingen von eben der Art, als ich verkaufe, zu handeln, aber nicht, wenn ich den Leuten wehre mit meinen Sachen zu handeln.

A. Ein Buch, das einer verkauft hat, ist nicht mehr sein.

B. Man verkauft aber sein Buch nicht, indem man einen Abdruck davon, das ist eins von seinen Büchern verkauft.

A. Wieder eine überfeine Unterscheidung!

B. Eine wohlgegründete Unterscheidung! Oder hältst du es für eins, zu sagen, ein Autor habe sein Buch (sein Werk) verkauft, und, er habe seine Bücher (seine Bibliothek verkauft?

A. Der Unterschied ist auffallend, aber wohin soll er uns führen?

B. Er soll dir zeigen, daß du in einem Exemplare eines Buchs nicht das Buch, das du von dem Verfasser oder seinen Verleger eins von seinen Büchern, nicht sein Werk kaufst, und daß das Recht, welches dir auf dein Exemplar, auf das eine Buch, von dem Verkäufer über-

übertragen wird, nicht das Recht auf das Buch einschließt. Ja wenn du die ganze Auflage eines Buches kauftest, so hättest du damit nicht das Buch gekauft. Du könntest mit dieser Auflage handeln, aber nicht mit dem Buche.

Nimm an, du hättest das Recht, mit dem Buche zu handeln, mit einem Abdrucke des Buchs an dich gekauft: so frage ich: von wem hast du es gekauft? Denn hast du es wirklich gekauft, so muß ein Verkäufer da gewesen seyn. Der Verkäufer des Abdrucks ist entweder der Verleger. Aber dieser wird sich wol hüten, dir z. B. für Einen Thaler zu verkaufen, was ihm vielleicht tausend gekostet hat. Oder es ist der Verfasser selbst. Aber wollte dieser dir sein Buch für einen Thaler verkaufen, so hätte ers nicht erst mit Kosten drucken lassen. Oder es ist ein Besitzer dieses einzelnen Abdrucks. Dieser kann dir aber nicht mehr verkaufen, als er selbst vom Verfasser oder Verleger gekauft hat, und die verkaufen, wie wir gesehen haben, das Recht mit einem Buche zu handeln für einen Thaler nicht. Was von Einem Abdrucke gilt, das gilt auch von vielen, gilt auch von einer ganzen Auflage. Mit ihr wird das Recht eine neue zu machen, folglich das Recht mit dem Buche zu handeln, folglich das Buch nicht verkauft; denn eine Auflage eines Buchs kaufen und das Verlagsrecht von

 einem

einem Buche kaufen ist offenbar zweierlei. Du kaufst also dein angebliches Recht nicht; geschenkt wird es dir auch nicht; finden läßt es sich nicht; angeboren ist es nicht: folglich hast du es überall nicht. Hättest du es dennoch, so wären Schriftsteller- recht und Verlags- recht leere Namen.

A. Das sollten sie, meiner Meinung nach, auch seyn. Doch ich will der Sache weiter nachdenken. An deinem eben solche und eben dieselben habe ich noch immer zu käuen.

3.

Antwort an Herrn Professor Trapp, die Schwierigkeiten der lateinischen Sprache betreffend.

Herr Prof. Trapp hatte behauptet: „Eine alte „Sprache sey nicht schwerer als eine neuere; son„dern werde nur für schwerer gehalten, weil der „Weg zu ihr, nach der gewöhnlichen Verfahrungs„art, schwerer sey; und man dürfe nur beider„lei Sprachen nach einerlei Art lernen, um sie „ohngefähr gleich leicht, und gleich schwer zu fin„den." (Revis. Werk B. VII, S. 498). Ich wis-

widersprach diesem, in Ansehung der lateinischen Sprache, aus Gründen und Erfahrung. (Braunschweig. Journ. 1788, Dec. N. 3). Herr Trapp schien hierauf seine Behauptung enger zu fassen, und bloß auf die Uebungs- oder Sprech-Methode einzuschränken (Braunschw. J. 1790, Jun.). Ich gab die Vorzüge der Uebungs-methode zu, läugnete aber, daß sie alle Schwierigkeiten hebe. (Br. J. 1791, Jan. N. 5.). Allein Herr Trapp bleibt bei seiner letztern Behauptung, daß die Uebungs-Methode sie alle wegräume, und alle Sprachen gleich leicht mache; und stellt, dies zu beweisen, folgenden Satz auf:

„Was in einer Sprache ein Satz ist,
„das kann in dieser Sprache verstanden
„werden, so sehr auch die Wortstellung
„dieses Satzes in dieser Sprache, von
„der Wortstellung eben dieses Satzes
„in andern Sprachen, abweicht:"

den er für unwiderleglich hält; und meint, wer ihm den zugebe, gegen den habe er gewonnen. Allein mich deucht er irrt sich. Man kann die Unwiderleglichkeit des Satzes einräumen, ohne Herrn Trapp gewonnen zu geben. Ich will, um dies auffallender zu machen, den Satz parodiren:

„Was in einer Sprache Schrift ist, das kann
„in dieser Sprache gelesen werden, so sehr
„auch die Züge dieser Schrift in dieser Spra-

„che, von den Schriftzügen andrer Spra-
„chen, abweichen.“

Dieser Satz, deucht mich, ist eben so einleuchtend, und eben so unwiderleglich als der Trappische: folgt aber daraus, daß chinesische Schrift eben so leicht zu lesen sey als deutsche? oder daß die alte römische, ohne Absätze und Unterscheidungs-Zeichen:

DESCENDECOELOETDICAGETIBIA
REGINALONGUMCALLIOPEMELOS

nicht schwerer sey als die neuere lateinische.

Descende coelo, et dic, age, tibia,
Regina, longum, Calliope, melos?

Es erhellt hieraus was dem Trappischen Satze fehlt: nämlich genauere Bestimmung. Er mußte, wenn er treffend seyn sollte, so ausgedruckt seyn:

> Jeder Satz kann in einer Sprache eben so leicht verstanden werden als in jeder andern, die Sprachen mögen in ihrer Wortstellung, und in ihrem ganzen Baue so sehr von einander abweichen als sie wollen, oder sich der Natur und der Muttersprache mehr oder minder nähern.

Alsdann aber leugne ich seine Richtigkeit, und ich hoffe jeder Leser, und selbst Herr Prof. Trapp werde sie mit mir leugnen. Man denke sich eine philosophische Sprache, die nur eine Declination

und

und eine Conjugation hätte: keine unnützen Casus,*) Numeros, Modos, und Tempora; keine eigensinnigen Regeln über Geschlechter, über den Gebrauch der Präpositionen und Conjunctionen; vornehmlich aber keine Anomalien, kennte: die in ihrer Constructions-Ordnung den einfältigen Gang der Natur nähme; das heißt, die Begriffe welche zusammen gehören, zusammen ordnete, und so auf einander folgen ließe, als sie am natürlichsten aus einander fließen: — und dagegen eine andere, gerade das Gegentheil von dieser; mit einer Menge Declinationen, Conjugationen, Casuum, Temporum, eigensinniger Regeln, und Ano-

*) Casus scheinen denen Sprachen, die eine bestimmte Wortfügung haben, gar nicht nöthig zu seyn, weil ihre Stelle sie schon genugsam bezeichnet. Auch beweiset solches die plattdeutsche märkisch-pommersche Mundart, in welcher die Hauptwörter weiblichen und ungewissen Geschlechts durchaus keine Abänderung, als die der Zahl, kennen. Die männlichen haben einen Casum rectum, und einen obliquum, aber nur im Singular: im Plural folgen sie der Regel der übrigen. In der celtischen Sprache, (die sich in einem Winkel Englands und Frankreichs erhalten hat, und für die Mutter aller bekannten Sprachen ausgegeben wird) soll eben dieses, ohne Ausnahme, Statt finden. (Man sehe das Journ. encyclop. année 1777, t. III. p. 321).

Anomalien aller Art, reichlich versehn; die in ihrer Construction keine Ordnung beobachte, sondern das Beiwort von seinem Hauptworte, den Genitiv von seinem ihn zugehörigen Casus trenne, und die Begriffe willkührlich durch einander werfe; kurz, mit Schwierigkeiten aller Art umgeben sey: — und sage, in welcher von beiden wird es ein Lehrling am ersten dahin bringen, sich ohne Fehler auszudrücken? Einen Satz leicht und richtig zu verstehn? Nicht offenbar in der letztern? Wollte man einwenden, es gebe keine vollkommen philosophische Sprache,*) so wird man doch zugeben, daß von zwei Sprachen die eine mehr, die

*) Der Angabe des Herrn Brigant, zufolge (Journ. encyclop. 1777. t. III.) ist die alt-celtische Sprache, die vollkommene Sprache der Natur, oder das Muster einer philosophischen Sprache. Unter den mir bekannten Sprachen kömmt die englische diesem Ideale am nächsten. In ihr ist, was männlich, masculini; was weiblich, feminini; was leblos, oder keines Geschlechts ist, neutrius generis; sie hat nur eine Declination und eine Conjugation; Casus vielleicht gar nicht: (ich sage vielleicht, denn es läßt sich streiten, ob the man, of the man, to the man, from the man, Casus seyen, oder nicht): Regeln über die Rection der Präpositionen und Conjunctionen kennt sie nicht: Anomalien hat sie wenig; ihre Constructions-Ordnung ist ziemlich die der Natur.

die andere minder, sich ihr nähern könne; und daß von diesen beiden die erstere leichter seyn müsse, als die letztere. Kömmt nun noch dazu, daß von zwei zu lernenden Sprachen, die natürlich leichteste auch mit der Muttersprache des Lehrlings näher übereinstimmt als die andere; so wird das Uebergewicht für erstere noch entscheidender. Sind nun beide Vorzüge auf Seiten der neuern Sprachen, wie in die Augen fällt, und ich in meinen vorigen Aufsätzen erwiesen zu haben glaube; so folgt unwidersprechlich, daß sie leichter zu erlernen seyn müssen, als die lateinische Sprache.

Zwar meint Herr Trapp, nur bei der grammatischen Lehrart fänden die Schwierigkeiten Statt; die Sprech-Methode räume sie weg. — Ich gebe zu, daß sie die Sprachen erleichtere, und Schwierigkeiten wegschaffe; hoffe aber, man werde mir wieder zugeben, daß Zeit dazu erfodert werde; und zwar mehr Zeit wo viel, und minder wo wenig wegzuräumen ist. Wie lange dauert es nicht, ehe Kinder ihre Muttersprache richtig decliniren und conjugiren, sich in alle Wortfügungen derselben schicken lernen? Wie lange sprechen sie nicht: Ich habe esst, trinkt, trefft, bringt oder gebrungen; für gegessen, getrunken, getroffen, gebracht? Gerner, am gernsten; für lieber, am lieb-

liebsten? Irai-je-t-y, für y irai-je?*) Würde man dergleichen Unrichtigkeiten von ihnen hören, wenn die Muttersprache keine Anomalien hätte? Langer Gebrauch schafft viele Schwierigkeiten endlich weg; aber schafft er sie alle weg? Ich fürchte es werden welche übrig bleiben, die nicht anders als durch Denken über die Sprache, auszurotten seyn werden.**)

Nicht einmal als Muttersprache also ist jede Sprache gleich leicht, und noch weit weniger wird sie es als fremde seyn; weil da zu den Abweichungen von der Natur, noch die Abweichungen von der Muttersprache kommen, und die Schwierigkeiten vermehren. Und es ist mir nicht recht begreiflich, wie Herr Trapp behaupten kann, daß jemand, der eine fremde Sprache nach der Uebungs-Methode lernt, an seine Muttersprache nicht denken werde, nicht daran zu denken brauche.***) Daß ihm unsre Germanismen, wenn wir fremde Sprachen reden wollen, nicht aufgefallen sind, läßt sich allenfalls daraus erklären, daß man seine

*) Emile l. I. p. 104. (edit. de Geneve)

**) „Das ist der unbeschreiblich große Vorzug der „Ueb. M., daß man nicht über die Sprache zu denken braucht, um in der Sprache denken zu lernen." (Braunschw. J. Apr. 1791. S. 483.)

***) Eben daselbst S. 481.

ne eignen Fehler nicht so leicht bemerkt; weniger erklärbar aber ist es, daß ihm die Gallicismen der Franzosen, welche Deutsch, und nach der Uebungs-Methode, reden, nicht auffielen.

„Arma virumque cano, sagt Herr Trapp, ist ein lateinischer Satz, dessen Wortstellung in der deutschen Sprache anders ist als in der lateinischen. Was kann dem Deutschen, der das Latein wie ein Römer gelernt hat, hindern, diesen Satz eben so schnell zu verstehn?“ *) — Nichts, vielleicht; denn der Satz ist zu kurz, und zu leicht, um Schwierigkeiten zu machen. Warum nahm Herr Tr. nicht den gleich folgenden: Troja qui primus ab oris etc.? Ich mögte den Deutschen sehn, der mir den, nach zweijährigem Unterrichte, es sey nach der Sprech-Methode, oder nach welcher Lehrart es wolle, beim ersten Anblick, nach einmaligem Lesen oder Hören, zu verstehn im Stande ist. Dahingegen unterstehe ich mich, höchstens in anderthalb Jahren, bei mittelmäßigem Fleisse, und mittelmäßigen Fähigkeiten ihn dahin zu bringen, jede Stelle eines französischen Dichters, wenn ihm nur alle Wörter derselben bekannt sind, nach einmaligem Lesen zu verstehn.

*) Ebendas. S. 480.

M. A. v. Winterfeld.

4.

4.

Geheime Geschichte eines gewesenen Rosenkreuzers, aus seinen eigenen Papieren.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Welche Bücher man dem Cedrinus zu lesen empfahl.

Cedrinus schien nun gewissermaßen in eine Schule getreten zu seyn. Alles mußte ihn darauf leiten, daß hier nicht bloß Gehorsam, sondern auch Uebung erfodert wurde, daß ihm nicht Belehrung allein zu Gute kommen dürfte, sondern eigne Erforschung seiner Absicht besonders ersprießlich seyn müßte. — Wäre er sich nur dieser Absicht deutlich bewußt gewesen. Aber sie schwebte ihm dunkel vor Augen. Seine Neigung ward immer mehr seiner Einbildungskraft preiß gegeben, und so verlor sich in Wünschen und Verlangen, was unter dem Einfluße der urtheilenden Vernunft, Wille und Entschlossenheit geworden wäre. Vom ruhigen Prüfen, welches allein der

Wil-

Billigung oder Mißbilligung zum Grunde dienen kann, entfernte er sich auf diesem Wege immer weiter und weiter.

Wir machen Kindern Lust zu diesen oder jenen Beschäftigungen, weil wir beurtheilen können, was sie dadurch lernen werden, und sie zu ihrem eigenen Besten unserm Urtheil folgen müssen; aber die Sache der Männer ist Prüfung und Ueberlegung. Alle Versuche Männer zu etwas zu locken und zu reizen, sind mehr oder weniger mit List verbunden, und je schwächer die Sache ist, die sich einem gesunden Verstande nicht durch sich selbst empfehlen kann, desto unedler sind die Mittel, wodurch man der Einbildungskraft das Urtheil zuzuspielen und den Verstand zu betrügen sucht, indem man künstlich erregte Neigungen befriedigt. Wer dann hintergangen wird, hat das Ansehen sich selbst zu täuschen, und ein Jeder ist nur sich selbst verantwortlich.

Den Eingeweiheten des theoretischen Grades der Salomonischen Weisheit wurden vor allen drei Bücher zum öftern Lesen und zu ernsthafter Beherzigung empfohlen: Die Selbsterkenntniß, worinnen die Natur und der Nutzen dieser wichtigen Wissenschaft und die Mittel, darzu zu gelangen, gezeiget werden; mit eingestreuten Betrachtungen und Anmerkungen über die menschliche Na-

tur, von Johann Mason, A. M. aus dem Englischen übersetzt von M. J. B. R. — Wahrheit der Religion wider den Unglauben der Freigeister und Naturalisten. Von Gotthard Friedrich Stender, Kirchspiels-prediger zu Seelenburg und Sonnaxt und der K. d. G. zu Göttingen M. und — Pfenningers christliches Magazin. Von jedem dieser Bücher lag in dem Versammlungs-Zimmer beständig ein Exemplar auf dem Tische.

Das erste ist 1744 englisch, und 1765. deutsch übersetzt erschienen. Von der Uebersetzung ist 1782 in Leipzig bei Hilscher die zweite Auflage herausgekommen, welche ich vor mir habe. — Der Verfasser schrieb eigentlich für junge Geistliche und Candidaten des Predigtamts. Er betrachtet seine Materie sehr einseitig, und führt seine Betrachtungen sehr weitschweifig aus. Es ist mehr Gelehrsamkeit als Ordnung in dem Buche, viel Wiederholungen und wenig Gedanken. — Das Werkchen ist in drei Theile abgetheilt. Der erste handelt von der Natur und Wichtigkeit, der zweite von der Vortrefflichkeit und den Vortheilen der Selbsterkenntniß, und der dritte versucht zu zeigen, wie man zur Selbsterkenntniß gelangen müsse. Das wirksamste Mittel dazu ist, seiner Meinung nach, „ein brünstiges und andächtiges Gebet an die Quelle des Lichts und den

den Vater unsrer Seelen, uns in diesen wichtigen Bemühungen beizustehen, und uns die wahre Erkenntniß unser selbst zu schenken." — Man wird sich darüber nicht weiter verwundern, so bald man weiß, daß der Mann die Menschen Selbsterkenntniß lehren will, um sie zu demüthigen. „Das erste," sagt er, „was wir thun müssen, um zur Selbsterkenntniß zu gelangen, ist, daß wir uns versichern, daß unser Herz betrüglicher als alles ist. Und das zweite ist, daß wir bedenken, daß der Herr die Herzen erforschet, und die Nieren prüfet.

Dies Buch hat auf Cedrinus keine große Wirkung gethan. Und das war auch nicht wohl möglich. Was man in der That daraus lernt, ist wenig und nicht neu. Der Ton ist feierlich; aber die Ausdrücke sind gar zu leer. Ueberhaupt mögte es nur zu zweierlei Gebrauch tauglich seyn. Wer einen natürlichen Hang zur tändelnden Andacht hat, dem kann es die Dienste leisten, welche ein Katholik, der sich auf die Beichte präparirt, von den so genannten Meditationen oder Betrachtungen erhält, die in den Andachtsbüchern dieser Kirche über die unfruchtbarsten Sätze zu lesen sind. Wer über die Moral lieber spricht als nachdenkt, kann einige Hülfsmittel zu einem Schein von Methode so wohl als Spitzfindigkeit daraus hernehmen.

Ungleich wichtiger war hingegen der Einfluß, den Stenders Wahrheit der Religion auf die Vorstellungen des Cedrinus bei den Umständen, unter welchen er diese Schrift las, und in Verbindung mit den Beschäftigungen, denen er sich nun überließ, haben mußte.

Das Buch könnte vielleicht am kürzesten eine populäre Teleologie genannt werden, wenn der Ausdruck gemeinverständlich genug wäre. Es hat alle die Schwächen, welche von einer Teleologie, die den gemeinen Menschen-Verstand mehr gewinnen, als belehren will, unzertrennlich sind. Aber es wird ein wahres Handbuch für die Schwärmerei, indem es der gereitzten Wißbegierde Einbildungen, die der Verstand nicht zu Dichtungen veredelt hat, als historische Wahrheiten unterschiebt. — Träume gefallen in der Erzählung, wenn man sie sinnreich zu erzählen weiß; es sind dann die Ideen, die uns beschäftigen, und wir gewinnen, indem wir unterhalten werden. Aber nur vom Verstande erhalten die Spiele der Einbildungskraft ihren Werth, und da, wo sie von den Neigungen zu erschleichen suchen, was ihnen dieser versagt hat, fängt die Verführung an. — Wenn Milton die Cosmogonie lehren will: so wird er entweder verlacht, oder macht seine Leser zu Phantasten.

Viel-

Vielleicht wird der Theologe, wie der Philosoph, den Kopf schütteln, wenn er von einem Buche hört, das der Naturalist — aus der Natur widerlegen will. Aber er thut es nur, weil er mit wissenschaftlichen Beschäftigungen und mit der Kritik bekannt ist. Ohne diese Bekanntschaft ist alles Neue Belehrung für uns, und wir werden geleitet, indem wir meinen unterrichtet zu werden.

In dem Buche, dessen Vorspiegelungen die Einbildungskraft des Cedrinus nun hingegeben ward, finden fast alle Seelenkräfte Beschäftigung, aber eine regellose Beschäftigung, und in eben dem Grade, in welchem die Methode mangelhaft ist, ist der Vortrag zu lebhaft. — Freigeist und Deist nimmt der Verfasser für einerlei. Vom Naturalisten sagt er: „Je weniger er die Natur „kennet, desto mehr äffet ihn seine eingebildete „Vernunft, aber desto mehr verdienet er auch un„ser Mitleiden und eine Aufklärung seines Gei„stes. Gleich nach dem Naturalisten fängt er an von dem — Freimaurer zu reden!

„Ein Freimaurer“ heißt es S. 8. „ist ein „Mitglied einer geheim geschlossenen Gesellschaft, „die, als eine Nacheiferin der ehemaligen „Weisen, in der Stille aus dem Schutt „des alten Tempels der Weisheit einen „neuen Bau aufzuführen vereiniget zu seyn

 schei-

„scheinet. Die Proben der Großmuth, die diese
„Gesellschaft hin und wieder ableget, wovon die
„Errichtung der ersten öffentlichen Bibliothek in
„meinem Vaterlande (Curland) ein neues Bei-
„spiel ist, machet ihr vorzügliche Ehre. Ob sie
„aber gleichen Ursprung mit dem Orden des gül-
„denen Fließes habe, von welchem nur der hohe
„Nahme übrig geblieben, lasse ich unbeurtheilet.
„Inzwischen glaube ich, daß die mehresten ihrer
„Mitglieder sich bloß mit den Schalen ihrer Ge-
„heimnisse begnügen müssen. Dagegen gibt
„es noch hie und da welche im Verborge-
„nen, die den Kern derselben besitzen, ohne
„jemahls aufgenommene Mitglieder zu seyn.
„Es sollte mir leid thun, wenn dieser Gedanke
„ein bloßer Einfall seyn sollte."

Ehe Cedrinus diese nachweisende Stelle las, hatte schon die Vorrede seine Erwartung erregt und seine Aufmerksamkeit geschärft. In dieser erzählt Herr Stender die Geschichte seines Buchs, die eine nicht unbedeutende Epoche seiner eigenen Geschichte mit zu enthalten scheint.

„Mein letzter Aufenthalt in der Fremde, sagt „er, „setzte mich in einen genauen Umgang mit „einem hohen Minister. Ich bewunderte seine „großen Kenntnisse in dem weiten Umfange mensch- „licher Wissenschaften, erstaunte aber zugleich über „die unüberwindliche Stärke seines Unglaubens

in

„in der Religion, die die Größe seines Gei-
„stes übertraf. „Seine Tafel würzte er mit
„den feinsten Spöttereien wider das Christenthum.
„Wir geriethen oft in einen philosophischen Reli-
„gionsstreit, welches sein Vergnügen war. Sei-
„ne außerordentliche Belesenheit reichte seinem Witz
„immer neuen Stoff wider das Heiligthum der
„Menschheit dar. Endlich merkte ich mir das
„ganze System dieses Herrn ab, brachte es in
„diejenige Ordnung, wie es in diesem Werk zu fin-
„den, deckte die Blöße und den Ungrund dessel-
„ben auf, und bestätigte die Wahrheit der Reli-
„gion, wie sie uns die Natur und das Gefühl
„des menschlichen Herzens lehret. — — Ich
„übergab meinen Aufsatz demjenigen selbst, wider
„welchen er gerichtet war. — Die erste geseg-
„nete Frucht meiner Arbeit war diese, daß von
„nun an alle Religionsspöttereien auf einmal auf-
„hörten. Noch mehr. Ich gewann Gehör, wenn
„ich die Empfindungen und Aussichten meiner für
„die Ewigkeit geschaffenen Seele schilderte. Er
„billigte meinen Glauben, insofern derselbe mein
„Gemüth in einer Heiterkeit erhielte. Doch be-
„hielt er sich eine Widerlegung meiner Gründe
„vor, die er aber in die Gruft mitnahm,
„ob ich ihn gleich noch aus unserm Vater-
„lande, in einem Briefwechsel, daran er-
„innerte."

Dieses selbsteigne Zeugniß des Herrn Verfassers von der Wirksamkeit seines Buchs ist zwar vortheilhaft genug für dasselbe. Denn wenn der hohe Minister auch nicht dadurch bekehrt ward: so brachte die Schrift ihn doch zum Schweigen; und wenn man hört, daß er sie widerlegen wollte: so erfährt man auch zugleich, daß er es nicht gethan hat. Aber für Cedrinus war der Sieg über den Minister nicht das interessanteste in Herrn Stenders Geschichte, sondern etwas, das darauf folgt, und das zwar etwas dunkler, aber nicht weniger erstaunend ist.

In der Person des hohen Ministers waren nur die Deisten widerlegt, und einige Freunde des Herrn Stender und seiner Arbeit gaben ihm zu verstehen, „daß man zwar wider die Deisten gnügliche Gründe hätte, „fragten aber, was er den Naturalisten antworten wollte, die die Natur auf ihrer Seite hätten? — „Herr „Stender leugnet nicht, das ihn dieses ziemlich stutzig gemacht habe.“ — „Allein,“ setzt er bald hinzu, „die heilige Vorsehung stärkte mei„ne Schwäche durch einen geheimen Wink.“ „Ich wußte nicht, worin das Licht bestehen sollte, „das mir der HERR verhieß, bis es sei„nem heiligen Rath gefiel, mich unvermerkt „zu der verborgenen Weisheit in der gehei„men Werkstatt Gottes zu leiten. Welche

An=

„Anblicke der schöpferischen Natur klärten meinen „Verstand auf! Welch ein ander Ding ist die von „den Weisen fortgepflanzte Naturweisheit gegen „die mit lauter Hypothesen angefüllte Weltweis„heit, die mich bisher getäuschet hatte! Die „auf die Natur pochen, kennen dieselbe am „wenigsten. Man spielet mit den Scha„len ohne Kern. Offenbarung und Natur hat „die göttliche Weisheit aufs genaueste verknüpfet. „Ihre Trennung ist die unselige Mutter „aller Spaltungen."

An diese geheimnißvolle Erzählung erinnerte sich Cedrinus wieder, als er die bedeutende Aeußerung über die Freimaurer las, „die aus dem Schutt des alten Tempels der Weisheit einen neuen Bau aufzuführen vereinigt zu seyn scheinen." — Er las aufmerksam, und ließ nicht unbemerkt, daß hier auch von Freimaurern gesprochen wird, welche „sich mit den Schalen ihrer Geheimnisse begnügen müssen," denen Leute entgegengesetzt werden, „die hie und da im Verborgenen den Kern derselben besitzen," und dort ebenfalls von Leuten, „die mit den Schalen ohne Kern spielen," deren Spiel . „die verborgene Weisheit in der geheimen Werkstatt Gottes" entgegengesetzt wird, zu welcher es dem heiligen Rathe des HERRN gefallen hatte, ihn, den Verfasser des Buchs, welches Ce-

drinus las, zu führen. — Er las gleich hinter den pathetischen Lobpreisungen jener Naturweisheit der Alten in eben derselben Vorrede ein Selbstgeständniß des Verfassers, das den Werth seines Werkes gerade um so viel erhöhet, als es seine eigenen Kräfte herabsetzt. „Dieses machte mir Muth," sagt der Mann, „ein Werk auszuarbeiten, das über meine Kräfte zu seyn schien. Der Beystand eines höhern Lichts gab mir Kraft, die Blöße des Naturalismus zu enthüllen, und die Wahrheit der Religion der Offenbarung nach dem Gefühl des Christen, ohne Schminke, in ihrem Glanze darzulegen."

Freilich ist Prahlerei mit einer fremden Kraft auch Prahlerei, und man hat nie mehr Recht, mit der größesten Strenge Beweise zu fodern, als wenn ein Schriftsteller von einem höhern Lichte spricht, das zugleich — unter einen Scheffel gesetzt wird, und eben weil es ein höheres Licht ist, eine geringere Bestimmung zu haben scheint. Aber wir können uns auch nicht verbergen, daß Cedrinus schon mit etwas Mißtrauen hätte lesen müssen, um diese heilsame Bemerkung zu rechter Zeit zu machen. Wäre er mit den Pythagoräern und Platonikern bekannt gewesen: so hätten vielleicht einige Ausdrücke in der oben angeführten Tirade mehr seine Prüfung, als seine Erwartung gereizt; und sobald Beurtheilung das Hauptgeschäft

schäft bei seiner Lektüre geworden wäre, würde er vor allen Dingen genau untersucht haben, wie der Mann mit dem höhern Lichte die Blöße der Naturalisten aufdecket, und ob diese Blöße nach einer solchen Enthüllung nackter da stände, als man sie mit natürlichen Augen zu erblicken vermag. Wer also gelesen hätte, würde unfehlbar den Mangel jenes höhern Lichtes, wovon der Verfasser spricht, eher entdeckt haben, als Ecodrinus. Indessen scheint diese bedächtliche Art zu lesen mehr das Resultat besonderer Erfahrungen und einiger nicht sehr gemeinen Beobachtungen zu seyn, die man darüber zu machen schon veranlaßt worden ist, als eine ganz gewöhnliche Fertigkeit, die wir alle mit auf die Welt bringen. Oder wie wollte sich sonst der Literator unter andern Phänomenen den Umstand erklären, daß er — einen Theil der Arbeiten des unsterblichen Newton neben Dr. Bengels sechzig erbauliche Reden stellen muß? Wir lesen im Grunde alle mehr, als in den Büchern steht, oder wir lesen gar nicht. Der Philosoph, welcher schreibt, verdankt dem Philosophen, welcher lieset, eben so viel, als dieser jenem.

Für seine Kenntniß der verborgenen Weisheit in der geheimen Werkstatt Gottes hat Herr Stender im Grunde nichts einleuchtenderes zu sagen, als — sein eigenes geheimnißvolles

Zeug-

Zeugniß. Wenn er S. 32 den Freigeistern die Verkennung der Natur Schuld giebt: so läßt er sich nicht herab, ihnen menschlicher Weise diese Verkennung darzuthun, indem er sie die Natur richtig erkennen lehrte. Er sagt vielmehr mit weniger Demuth, als Zurückweisung. „Elender Begriff, dabei die Weisheit erröthet!“ „So tappet man ohne ihr Licht im Finstern, und siehet jeden Irrwisch dafür an.“

Als Cedrinus dies las, fiel es ihm eben nicht ein, daß die Weisheit, welche ihr Licht verbirgt, nicht weise thut, den Leuten, die es nicht sehen, Vorwürfe zu machen, und daß diese es schwerlich mit einem Irrwisch verwechseln würden, wenn die höhere Weisheit nur dazu beitragen wollte, ihnen den Unterschied bemerklich zu machen, indem sie ihr höheres Licht neben das niedere Licht der Irrwische stellte, und nun die Beurtheiler ihren eigenen Augen überließe, da man durch Beschreibungen und Lobsprüche nicht wohl eine Vorstellung von einem Lichte erhalten kann.

Der glückliche Schriftsteller, der nun, wie es scheint, schon eine Weile zum Schauen gelangt war, hatte selbst durch keinen Wink beigetragen, diesen Gedanken in ihm zu veranlassen. Er sagt nur, indem er den Glauben an seine Worte, gleichsam wie etwas, das sich von selbst

ver-

versteht, voraussetzt: „Gewiß, die majestätische „Natur, diese Hand des Schöpfers, hat die „Menschheit zu einem weit erhabnern Endzweck „gebildet, und lässet ihre Geheimnisse nur den „würdigen Söhnen der Weisheit schauen, „den unwürdigen aber zeiget sie nur die Scha„len, und starke Geister in der Einbildung thun „darauf so stolz, als wie die Kinder mit ihrem „Puppenwerke."

Die ganze Kraft dieser nachdrücklichen Stelle würde freilich unfehlbar verlohren gehen, wenn einem Leser derselben gerade einfiele, wie Falstaff es macht, da er erklären soll, wie er im Dunkeln erkennen könne, daß Leute grüne Röcke anhätten. „Ist Wahrheit nicht Wahrheit?" fragt der dicke Philosoph, und da man weiter in ihn dringen will: fragt er entrüstet: „Wollt ihr mich zwingen? Nun sag' ichs euch gar nicht, und wenn ihr mich auf alle Foltern der Welt spantet! Und wenn Erklärungen auf dem Zaune wüchsen, wie Brombeeren: so gäbe ich euch nun keine; wenn ihr mich zwingen wollt: wahrhaftig nicht!" — Um einem besorglichen Mißverstande vorzubeugen, müssen wir hier nicht unterlassen zu erinnern, daß es uns keinesweges natürlich scheint, bei der Lektüre solcher Schriften, als die ist, wovon wir reden, der Aehnlichkeit der Manier wegen an Falstaff und andre solche Freunde der Wahr-

heit

heit zu denken. Die Manier der geheimen Genossen eines höhern Lichts ist von Falstaffs Manier sehr verschieden. Man weiß, daß dieser bei aller seiner überflüssigen Körperlichkeit eine besondere Behendigkeit im Fliehen und Verschwinden besitzt, und seine Tapferkeit ohne alle Furcht vor Wunden seinem Instinkte anvertrauen kann. Eine solche Manier, müssen wir gestehen, so weit unsre Belesenheit reicht, in keiner der Schriften, welche die Sache des geheimen höhern Lichts verfechten, bemerkt zu haben. Aber der Grundsatz ihrer Taktik scheint mit dem der Falstaffischen einerlei zu seyn, nämlich der, beständig eine hinderliche Nähe des Gegners zu vermeiden.

Diesen Grundsatz kann man bekanntlich auf zweierlei Art anwenden, indem man entweder sich selbst von dem Gegner entfernt, (welches die Falstaffische Manier ist, die zu ihrer Rechtfertigung nichts hat, als den Instinkt) oder indem man Waffen gebraucht, die aus der Ferne verwunden.

Zu beiden wird Behendigkeit erfodert; aber die Behendigkeit im Gebrauch der zuletzt benannten, aus der Ferne fürchterlichen Waffen scheint ganz vorzüglich eine der geheimen Künste der Streiter für das Licht, welches in den Geheimnissen

leuch-

leuchtet, zu seyn; eine Kunst, von der nur die Anwendung durch ihre Wirkung bekannt wird.

Dieser Kunst zufolge sucht auch Herr Stender, so bald er durch die dunkle Andeutung der Geheimnisse der würdigen Söhne der Weisheit über die einfältigen Freigeister triumphiret hat, diese Beschämten aus dem ganzen Kreise derer, die sich zu ihm nahen, und denen er, wie es scheint, nicht ferner vorenthalten will, was sie Ohren haben zu hören, — weit, weit zu entfernen.

„Zweitens," spricht er, „verrathen die Frei„geister bei ihren Spöttereien und listigen Kniffen „einen gar unedlen Charakter, der ihrem „Unglauben schlechte Ehre machet, und die Un„gereimtheit desselben noch mehr bestätiget. Sie „bezeugen keine Ehrfurcht für das Heiligthum „der Menschheit, die doch wenigstens der Wohl„stand und die äußere Ruhe des Staates erfodert. „Fühllos gegen Tugend und Religion, bilden sie „sich ein, daß auch kein Andrer mit dieser Krone „prange. Wer schlau und bösartig ist, glau„bet, daß keiner ehrlich sey, außer ein Dummer."

Es wäre noch zu früh, diesen letzten Satz hier als die Maxime der geheimen und vor andern so hoch begabten Söhne des Lichts zu prüfen, wiewohl die ganze geheime Geschichte des

Th

Cedrinus im Grunde nichts anders ist, als ein Commentar über die Nothwendigkeit dieses Grundsatzes für alle die menschenfreundlichen Institute, welche zur Erleuchtung ihrer Genossen den besondern Kunstgriff anwenden — ihnen die Augen zu verbinden. Cedrinus mußte zuvor noch viel andre Erfahrungen machen, ehe diese Prüfung und diese Anwendung ihm einfallen konnte. Aber einen nicht unwichtigen Einfluß dieser liebreichen Abschweifung des christlichen Predigers über den Charakter der Freigeister dürfen wir nicht unbemerkt lassen. Cedrinus ist nicht intolerant, und hat keine Anlage zum Polemiker; dem ohngeachtet konnte er doch, wie einer, der nun einmal unwissend wie mit in einen Lerm hinein gekommen ist, kaum umhin Parthei zu nehmen. Diese Abschilderung der Freigeister, die im Original freilich um ein gutes länger ist, gab ihm zwar von der Parthei, für welche sein Verfasser stritt, keinen deutlichern Begriff, als von der, auf welche er seine Pfeile abschoß; aber durch die Zusammenstellung, deren Mangelhaftes seine eigene Einbildungskraft nach allen Vorbereitungen, durch die er gegangen war, nur allzu leicht von selbst ersetzen mußte, erschienen ihm die geheimen Weisen gleichsam in der Ferne als Menschen, die die unbedingt gute Sache zu befördern strebten, und deren Verborgenheit und stille Wirkung viel-

vielleicht zum Theil selbst eine unwillkührliche Folge von der Herzenshärtigkeit war, mit welcher diese Freigeister von so unedlem Charakter ihrer höhern Erleuchtung des menschlichen Geschlechts entgegen arbeiten. Durch diese momentane Verblendung mußte natürlich, was sich ihm aus seiner anderweitigen Lectüre oder von seinen eigenen kälteren Gedanken gegen die Güte einer so unausgemachten Sache aufdrang, allen Nachdruck verlieren, und wiewohl ihm das höchste Interesse des Schwärmers, die Eitelkeit, der nichts als das Heilige genügt, fehlte, ward doch sein Glaube gegen Zweifel schon hinlänglich gesichert, indem sich sein Herz hinreissen ließ. Es schien ihm fast, als ob dieser Geistliche, der sich im Grunde nur rühmt, etwas zu wissen, was Andern unbekannt ist, deutlicher und freier spräche, als irgend ein Anderer, den er je gelesen hatte. Es schien ihm fast, als ob dieser dem Erkenntnißgrunde aller Erkenntnißgründe in Religionsachen näher gekommen sey; einem Erkenntnißgrunde, der die Ueberzeugung bis zum Anschaulichen mit sich führe. Und was ihm dieser Mann noch dunkel ließ, davon mußte er, nach allen Umständen zu urtheilen, die näheren Aufschlüsse in derjenigen Gesellschaft erwarten, in welche er getreten war. Denn da war er ihm ja empfohlen! Und von einer stillen, verborgenen Gesellschaft der Weisen, welche

che die Weisheit der Alten fortpflanzte, sprach ja der Mann, der, seinem eigenen Geständniß nach, dieser Gesellschaft, diesen geheimen Weisen so viel verdankte, der nur durch diese fast wunderbare Belehrung gewiß geworden war, daß alle unseligen Spaltungen aus einer Trennung der Offenbarung und der Naturweisheit entstanden seyn! Wo sollte diese Trennung wieder aufgehoben werden, wo sollten diese beiden höchsten Güter der Menschheit, die Offenbarung und die Naturweisheit der Alten, die durch die Verkehrtheit der Freigeister von einander entfernt waren, wieder zusammen gebracht werden, als eben bei diesen würdigen Söhnen der Weisheit, zu denen er so dringend hingewiesen ward, und denen er nun so nahe zu seyn schien. Was in jener Versammlungs-Rede der R. C. des alten Systems mit so prächtigen Worten gepriesen war, ward hier von einem Geistlichen unserer Kirche, der sich genannt hatte, und mit solcher zuvorkommenden Offenherzigkeit so viel von seiner Geschichte erzählte, mit bescheidenern Ausdrücken gleichsam vorsichtig, aber nicht minder zuversichtlich, behauptet. — Es hätte viel Kenntniß der Sache dazu gehört, wenn ein Mann, wie er, den die Natur nicht zum Mistrauen gestimmt hat, nach seinen damaligen Erfahrungen hätte mistrauisch werden sollen.

Die

Dabei spricht dieser Geistliche auch so tolerant! Er will nicht verfolgen. Keinesweges! Er geht so weit Freigeister von Freidenkern zu unterscheiden! „Ein Freidenker," sagt er, „ist kein „so böses Geschöpf, als man sich gemeiniglich „einbildet. Er ist es so wenig, als ein Selbst„denker, der gleich jenen edlen Berrhöensern al„les genau prüfet. „Natur und Schrift geben „ihm ein Recht dazu." — — „Ein unverant„wortlicher Gewissenszwang und der donnernde „Fluch eines Ketzermachers schrecket nur, über„zeuget aber nicht." — Keiner der christlichen Parteien Sache führt er besonders, keiner nimmt er sich gegen die andere an. Er scheint darüber erhaben zu seyn; und auch diese Unparteilichkeit sprach zu seinem Vortheil bei Cedrinus.

Aller dieser Umstände bedurfte es auch, nicht um den Cedrinus für diesen unverständlichen Prediger geheimer Weisheit einzunehmen, sondern damit er das Unverständliche nur dahin gestellt seyn liesse und das Auffallende nicht anstößig fände.

Man wird ein sehr geduldiger Leser, so bald man nur einmal an den Ton seines Schriftstellers gewöhnt ist, und worüber man auf der ersten Seite lachen würde, das ist einem auf der zehnten schon erträglich, wenn nur das Vorhergehende unterhalten oder gefallen hat.

Auf der hundertsten Seite unter der Rubrik: Von den Sätzen der Naturweisheit, sagt Herr Stender: „Hier wird mir erlaubt seyn, „eine kleine Vorstellung zu machen, wie sich die „Weisen von je her nach dem Maaß des einge„schränkten menschlichen Verstandes die Natur und „ihre Quelle vorgestellet haben. Gott ist, nach „ihren Begriffen, das ewige und selbstständige „unsichtbare Lichtwesen, und der ewige Verstand, „(mens, λογος). Dieses in der ewigen Finster„niß verborgene und in sich selbst ewig seli„ge Licht hat sich durch die Schöpfung geoffen„baret, da er zuerst das Licht aus der Finsterniß „hervorleuchten hieß. Dieses mit der Gottheit „angefüllte Licht unendlicher Intelligenz und „würkender Kraft hat die durch die Allmacht her„vorgebrachte Materie mit dem Athem oder „Hauch Gottes, d. i. mit dem allgemeinen Na„tur- oder Weltgeist beseelet und den Saa„men aller Dinge damit befruchtet. Dieser „Geist Gottes entwickelt denselben zu seiner Zeit „nach der Form und Idee, die Gott einem jeden „derselben eingedruckt, und würket in allen Din„gen nach der von Gott festgesetzten Ordnung und „der Natur vorgeschriebenen Gesetzen." — Dies las Cedrinus ganz geduldig, ließ sich nicht irren, wenn die Begriffe und Vorstellungen, die er erhielt, hinter der Menge von Worten zurückblie-

ben,

ben, und dunkler zu werden schien, was ihm deutlicher werden sollte, sondern beruhigte sich in Hoffnung künftiger Erläuterungen bei dem kleinen Paragraph, der diesem großen, wovon wir nur die Hälfte abgeschrieben haben, unmittelbar folgt: „Ein Jeder hat die Freiheit, diese Lehrsätze der „Alten anzunehmen oder zu verwerfen, wenn man „sich nur von Gott und der Natur erhabene und „ihrer Majestät würdige Vorstellungen und Be„griffe machet und seine Meinungen niemanden „ketzermacherisch aufdringet.“ — Eine schulgerechte Dogmatik hatte Cedrinus nie gelernt; daher waren seine Zweifel über diese Dinge weniger wachsam.

In dem Kapitel von der Weltregierung und Vorsorge Gottes nimmt sich dieser Vertheidiger der Religion der Träume mit einem Eifer an, der fast durch seine Seltsamkeit verdienstlich werden könnte. — „Noch heut zu Tage“ sagt er ohne alle Bedenklichkeit, „be„dient sich Gott dieses Weges der Offen„barung, von welcher die heutigen neuen Gei„ster nichts wissen wollen. Ich gedachte vormals „auch also: Ich verwarf alle Träume ohne Un„terschied, und verlachte sie. Allein vielfältige „unwidersprechliche Erfahrungen, bei wel„chen ich alle Behutsamkeit, Ueberlegung „und die genaueste Prüfung anwandte,

 mach=

„machten mich anfänglich stutzig und überwun-
„den zuletzt meinen philosophischen Unglauben.“ —
Cedrinus hatte nie große Erfahrungen im Träu-
men gemacht, und noch weniger über die Theorie
der Träume speculirt. Dies Feld der menschlichen
Erkenntniß war ihm unbekannt, und er las, was
vor ihm geschrieben stand, ohne weitere Reflexio-
nen, in demjenigen Zustande des Gemüths, den
man die Ruhe des Geistes nennen mögte, in
welchem wir nichts weder behaupten noch anneh-
men, aber dem Glauben doch etwas näher sind,
als dem Unglauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

5.

Nachricht von einer in Marienburg neu zu fundirenden Armen-Industrie-Schule.

Nach einer, mehrere Jahre hindurch fortgesetzten, und durch verschiedene Umstände erschwerten Bemühung, kam es endlich so weit, daß durch Unterstützung einer Königlichen westpreußischen Regierung mit dem ersten December 1789 eine ordentliche,

liche, und solide Armenanstalt hier in Marienburg errichtet wurde, von deren Einrichtung ich vielleicht zu einer andern Zeit Nachricht gebe. Allein es schien nicht genug die gegenwärtige Armuth vor Mangel an dem höchst Nothwendigen zu bewahren, sondern der Wunsch blieb noch übrig, die Quellen zu verstopfen, aus welchen alle das unnennbare Elend entspringt, dessen reissender Strom die Glückseligkeit einer Nation verwüstet. Deshalb hatte ich in dem Plan, nach welchem in dieser Stadt eine Armenanstalt errichtet werden sollte, einige Vorschläge gethan; wie man das Armwerden am besten verhindern könnte. Doch dieses waren nur einzelne hingeworfene Gedanken, welche einer weiteren Ausführung bedurften, und es war hier die Hauptursache des menschlichen Elends, nämlich der Mangel an einer guten und zweckmäßigen Erziehung gänzlich übergangen. Da ich nun durch ein Regierungs-Rescript vom 8ten Aug. 1789 nebst den Herren, Assessor Ueberson, Prediger Wundsch, Rathsverwandten Schmidt und Stadt-Kämmerer Wegner zum Armencommissarius ernannt worden war, so bemühte ich mich sogleich, meine Herren Collegen auf den mangelhaften und oft ganz fehlenden Unterricht bei der armen Jugend, und auf unsere Pflicht, diesem Mangel abzuhelfen, aufmerksam zu machen. Es wurde mir überlassen dieserhalb Vorschläge zu

 thun,

thun, und daher entstand folgender Plan, welchen ich hier der öffentlichen Beurtheilung vorlege, nicht um meine Verdienste der Welt bekannt zu machen, denn ich weiß wohl, daß Pflichten, welche man vermöge seines Amtes, seiner Lage und seiner Kräfte zu erfüllen auf sich hat, unmöglich den Nahmen des Verdienstes führen können, denn: ὅταν ποιήσητε πάντα τὰ διαταχθέντα ὑμῖν, λέγετε· ὅτι δοῦλοι ἀχρεῖοί ἐσμεν ꝛc. sondern nur um die Bemerkungen und Einwürfe manches guten und erfahrnen Mannes darüber hören, und benutzen zu können, und dann den Blick manches meiner Amtsbrüder auf ein Feld zu richten, wo die Erndte noch so groß und der Arbeiter zu wenige sind. Um das, was zur Ausführung desselben geschehen ist, und noch geschehen muß, zu zeigen, habe ich Auszüge aus den dahin gehörigen Acten in den Anmerkungen beigefügt, und werde, wenn endlich das ganze Gebäude vollendet seyn wird, weitere Nachricht davon geben. Wer nie in dergleichen Geschäften verwickelt gewesen ist, kann sich von der Mühe, Geduld und Standhaftigkeit, die zur Ausführung einer solchen Sache nöthig sind, kaum eine Vorstellung machen; denn es müssen immer fremde Kräfte dazu gebraucht werden, und da bei einer allgemein nützlichen Sache oft keine andere Belohnung zu erlangen ist, als das Bewußtseyn edel und patriotisch gehandelt zu haben,

so

so sind diese Kräfte oft so schwach, daß man darüber muthlos werden mögte, den leider erwärmt die heutige Flamme der wahren Menschenliebe nur wenige Herzen. Doch was helfen Klagen; ich komme zur Sache.

Vorschläge zur Errichtung einer Armen-Industrie-Schule als ein Annexum der marienburgschen Armen-Anstalten von F. Heinel.

Da unter den zu versorgenden Armen sich auch Kinder befinden, und diese außer dem Bedürfnisse des jetzigen Unterhalts, noch jenes Hauptbedürfniß haben, sich für die Zukunft zu guten, nützlichen und brauchbaren Bürgern vorzubereiten, um dereinst ihr eigen Brodt essen zu können, damit sie weder sich selbst noch ihrem Nebenmenschen zur Last leben: so ist eine Anstalt nöthig, wo die Kinder nicht allein früh und geschwind jene nützliche Kenntnisse, als Lesen, Schreiben, Rechnen, und die nothwendige Kenntniß der Moral erlernen; sondern wo sie auch früh zur Thätigkeit und zum Fleiße angeführt werden. Beides ließe sich bei Anlegung einer Industrie-Schule mit einander vereinigen.

Ich will hier nicht von den Mängeln unserer jetzigen Schulen reden; ohne auf sie Rücksicht zu neh-

nehmen, will ich den Entwurf machen, wie eine solche Schule angelegt werden könnte. Um dieses desto bequemer thun zu können werde ich reden: 1) von den Kindern, die sich zu dieser Schule qualificiren. 2) von der Art ihres Unterrichts und ihrer Beschäftigung, 3) vom Schulgebäude, 4) vom Schulmeister, dessen Versorgung und übrigen Oekonomie der Schule.

A. Von den armen Schul-Kindern.

§. 1.

Arme Schul-kinder sind nicht allein solche, welche von der Armenanstalt verpflegt werden, sondern diesen Namen verdienen auch die, deren Eltern sie zwar ernähren und nothdürftig bekleiden können, deren Vermögen aber nicht so weit reicht, ihren Kindern den nothwendigen Unterricht angedeihen zu lassen; welche zur Schule zu halten die Pflicht der Armenanstalt erfordert.

§. 2.

Nun sind zwar bisher alle solche evangelische Kinder, die nicht Schulgeld bezahlen konnten, wenn sie den evangelischen Predigern bekannt wurden, in die Schule zum Königl. Schulhalter Münke gesendet worden, allein auch hiebei fanden sich gewisse Schwierigkeiten, welche nicht gehoben werden konnten.

Denn

Denn

a) Konnte man wol den armen Kindern den gewöhnlichen Unterricht, aber nicht die zu demselben nöthige Bücher und Schreib-Materien liefern.

b) War die Menge der des Münke Schule frequentirenden Kinder so groß, und seine Schulstube so klein, daß man wohl sahe, der Unterricht würde nicht gehörig und zweckmäßig geschehen können.

c) Waren viel arme Leute, welche ihre Kinder nicht auf eine so lange Zeit, als der Schulunterricht dauerte, entbehren konnten, weil ihre eigene Unterhalung und häusliche Beschäftigungen ihnen die Beihülfe ihrer Kinder unentbehrlich machte, und die daher ihre Kinder lieber gar nicht in die Schule schicken wollen, ehe sie derselben auf eine so lange Zeit entbehrten.

d) Konnte dieser Unterricht doch nur den evangelischen Schul-Kindern gegeben werden, dagegen ist der Unterricht der armen Kinder katholischer Religion, seit der Zeit, daß der Jesuiter Orden eingegangen gänzlich vernachläßiget, und diese wachsen, in Ermangelung nöthiger Schulkenntnisse, gleich den wilden Stämmen zu unbrauchbaren unwissenden.

den, und dem Staate endlich lästigen Menschen empor, wie dieses unsere Armen-Tabellen zeigen, in welcher sich ⅔ Katholiken befinden.*)

§. 3.

Da sich nun diese Schwierigkeiten bei der gegenwärtigen Einrichtung unserer hiesigen Schulen, und bei dem immer noch fühlbaren Mangel derselben wol schwerlich mögten heben lassen, so ist für die gegenwärtige Noth wol kein besser Mittel als die Fundirung einer solchen Schule, in welcher allen diesen Hindernissen vorgebeugt würde, und die im Stande wäre, nützliche und brauchbare Menschen hervorzubringen.

B. Von dem Unterrichte und den übrigen Beschäftigungen in der für arme Schul-Kinder neu zu fundirenden Schule.

§. 4.

Der Unterricht welchen diese Kinder erhielten, könnte sich außer Buchstabieren, Lesen, Schreiben und

*) Uebrigens verhält sich die Anzahl der hiesigen protestantischen Einwohner zu den katholischen ungefähr wie 4 zu 1, und die erstern sind durchgehends wohlhabender. Die Ursache hiervon glaube ich allerdings in dem mangelhaften und ganz fehlenden Unterricht suchen zu können. Diesen Mangel fühlen die Vernünftigern unter den Katholischen

und Rechnen, nur noch auf einige Stunden wöchentlichen Religions-Unterricht erstrecken, weil einem Schulmeister mehreres zu leisten nicht möglich seyn würde, allein diese Wissenschaften würde er dann gründlich und in kurzer Zeit lehren können.

§. 5.

Um dieses thun zu können müßten nicht alle Kinder zugleich in einer Stube und zu einer Zeit, bei dem nach ihren Bedürfnissen verschiedenen Unterricht zugegen seyn, weil dieses theils die Aufmerksamkeit, der wirklich beschäftigten, besonders aber des Lehrers (der auch zugleich dahin sehen muß, daß die übrigen, welcheer nicht unterrichtet, sich ruhig verhalten) zu sehr zerstreut; sondern sie müßten in verschiedene Haufen vertheilt, und nur immer die in der Schulstube befindlich seyn, welche wirklich unterrichtet werden.

§. 6.

Alle Kinder könnten nach ihren verschiedenen Fähigkeiten in 3 Klassen getheilt werden, wovon die erste diejenigen Kinder enthielte, welche Buchstabieren. In der zweiten würden diejenigen seyn, wel-

schen selbst, und einer der angesehendsten Kaufleute läßt seine Kinder in die hiesige lateinische Schule gehen.

welche lesen und in der dritten die, welche schreiben und rechnen lernten. Jede Klasse hätte täglich zwei Lehrstunden, und also der Lehrer täglich, Mittewochs und Sonnabends eben sowohl als andere Tage, 6 Lehr-stunden. Außer diesen könnten die Kinder entweder aus der Schule abwesend seyn, oder müßten in derselben nützlich beschäftigt werden.

Erste Klasse.

§. 7.

Der Unterricht in dieser Klasse fängt mit dem 7ten Jahre der Kinder an, und dauert so lange bis die Kinder fertig buchstabiren können. Die Stunden, welche täglich zu diesem Unterricht ausgesetzt werden können, sind von 8 bis 10. Die Lehr-methode müßte nicht die gewöhnliche, sondern die Splittgarbische seyn, wozu man gedruckte Tabellen hat.

In dieser Klasse, wo die kleinsten Kinder befindlich sind, und wo man ihnen die wenigste Aufmerksamkeit zutrauen kann, dürften in der Schulstube, niemals mehr als höchstens 5 Kinder auf einmal gegenwärtig seyn, die übrigen sind unterdessen in einer andern Stube mit nützlichen Handarbeiten zu beschäftigen. Die 5 gegenwärtige Kinder kann der Schulmeister übersehen, und in gehö-

höriger Aufmerksamkeit erhalten. Sind nun 10 Kinder überhaupt in der ersten Klasse, so beschäftigt er sich mit den jedesmaligen 5 Kindern eine Stunde; sind 20 in derselben, so empfangen dieselben einen halbstündigen Unterricht, welcher ihnen gewiß nützlicher werden muß als 7 Stunden, wo sie weiter nichts thun als stillsitzen, müßigseyn und unnütze Dinge treiben.

Damit aber auch diese Kinder einige Kenntniß der Religion erlangen mögen, dieser Unterricht aber ihrem Alter angemessen eingerichtet werden möge, so müßte der Schulmeister unter Anführung des Predigers, und oft der Prediger selbst, mit ihnen Sonntags Nachmittags oder Vormittags in einer Stunde, über die für sie faßliche Religions-Lehren eine Unterredung halten, welche ihnen denn anstatt der Predigt, in der sie doch nichts lernen würden, dienen könnte. *)

Zwei-

*) Zu dieser Stelle hatte Herr U. noch folgendes hinzuzusetzen für nöthig gefunden, „für die katholischen Kinder, deren Religions-Unterricht separat unter Direction des hiesigen Pfarrers geschehen müßte, würde ein besonderer Schullehrer anzustellen seyn.“ Diese Stelle, welche nicht executirt werden konnte, veranlaßte mehrere Correspondenzen. Die Armen-Commission wendete sich zuförderst an den Bischof von Culm und Abt zu Oliva, Grafen von Hohenzollern, und bat ihn, er mögte nicht allein dafür sor-

Zweite Klasse.

§. 8.

Diese Klasse wird Nachmittags von 2 bis 4 Uhr im Lesen unterrichtet, welches sie fertig und mit

sorgen, daß die arme Jugend durch einen Lehrer seiner Confession in der Religion unterrichtet würde, sondern auch, da die Menge der katholischen Armen so groß wäre, die bei Ausmittelung des Fonds zur Schulklasse noch fehlende 22 Rthlr. 8 Sgr. jährlich uns gnädigst zuzulegen belieben. Allein nach diesen Weihrauch, den er unsern guten Absichten streute, entschuldigte er sich wegen Abgang des Fonds nichts weiter thun zu können, als den hiesigen Parochum zu ermahnen, daß er die Erziehung der armen Kinder bestens befördern sollte. Das that ein Bischof, dessen jährliche Einkünfte mehr als 20000 Rthlr. sind, die A. C. mußte also auf nähere Erkundigung E. Westpreußischen Regierung, wer den katholischen Schulmeister besolden werde? Antworten, daß nachdem der Bischof diesen Vorschlag von der Hand gewiesen, man in der Schule den katholischen Kindern einen gleichen Unterricht in der Moral mit den Protestanten genießen lassen, und bei zunehmendem Alter sie dem hiesigen Probst zum fernerem Unterricht in der Religion zuschicken wolle. Worauf endlich das Ober-Schul-Collegium in Berlin notirte, daß deshalb mit dem hiesigem Probste, wenn er dazu die Hand böte, Rücksprache zu nehmen wäre.

mit Ausdruck, nicht in dem verhaßten Schul-ton lernen muß. Hier werden abermals die Kinder nach ihrer verschiedenen Fähigkeit in verschiedene kleinere Haufen getheilt, welche besonders vorgenommen werden. Die, welche schon zu einer gewissen Fertigkeit im Lesen gebracht worden sind, können, wenn sie auch den eben angegebenen Numerum von 5 übersteigen, zusammen vorgenommen werden, und da sie auf diese Art, eine ganze Stunde oder etwas mehr zu ihrem Gebrauch haben würden, so kann sich der Lehrer über die gelesene Sachen mit ihnen in ein erklärendes Gespräch einlassen, um sie zu gewöhnen über das, was sie lesen gehörig nachzudenken.

Auch die Kinder dieser Klasse, welche gewöhnlich 8 bis 9 Jahr alt seyn würden, könnten den sonntäglichen Unterhaltungen beiwohnen.*) Das Lesebuch, welches in dieser Klasse gebraucht würde, wäre das so beliebte als nützliche Rochowsche Lesebuch.

Dritte Klasse.

§. 9.

So bald nun die Kinder fertig lesen können, bekommen sie Unterricht im Schreiben und Rechnen. Die

*) Auch hier hatte Herr U. den Zusatz gemacht: „dagegen bleibt in Ansehung der katholischen Kinder der

Die Schreibstunde wurde von 10 bis 11, und die Rechenstunde von 11 bis 12 gehalten werden.

Mit dem Schreiben würde es folgendermaßen gehalten werden müssen, die Schüler, welche Schreiben lernen, sind alle in einer Stube zusammen. Der Lehrer theilt denen, die schon fertiger sind, Vorschriften aus, welche sie mit Dinte und Feder nachschreiben müssen. Diese Vorschriften müssen schön geschrieben, deutsche und lateinische Schrift haben, und ihr Inhalt aus dem Noth- und Hülfs-Büchlein entnommen seyn. So könnten die Schreibe-bücher, welche die Kinder aufheben müßten, sie mit mancher nützlichen Sache bekannt machen, und ihnen einen bleibenden Nutzen für die Zukunft gewähren.

Der andere Theil wäre mit Tafeln von Holz oder Schiefer, und dem dazu gehörigen Schreibe-Material versehen und bemühte sich die Buchstaben, die ihnen der Lehrer an einer großen Tafel vorzeichnete und dabei nennte, nachzumalen. Wobei aber mit dem lateinischen Alphabete der Anfang gemacht werden müßte, weil es das leichtere ist. Eine Stunde in der Woche müßten dazu angewendet werden Briefe zu schreiben, welche der Schulmeister dictirte und die immer abwechselnd von einem, der zum Briefschreiben unfähigen Schülern

der Religions-Unterricht dem Parocho überlassen. Siehe die 2te Note.

lern buchstabirt, und von den übrigen nachgeschrieben würde.

Im Rechnen wurden wöchentlich nur 4 Stunden von 11 bis 12 gegeben werden können, in welchen wieder die Kinder in verschiedenen Abtheilungen vom Lehrer beschäftiget würden. Wöchentlich eine dieser 4 Stunden müßte dazu angewendet werden, die Schüler ohne Tafeln aus dem Kopfe rechnen zu lehren. Was die Rechnungsarten betrift, so glaube ich, daß Regula de Tri in ganzen Zahlen, nach einer kurzen und faßlichen Art, wohl das höchste wäre, was die Kinder lernen dürften.

Die noch übrigen 2 Stunden in jeder Woche müßten dazu angewendet werden, den Kindern einen vollständigen Unterricht in der Religion zu ertheilen, wobei alle Kinder dieser Klasse zugegen seyn könnten. In dieser Stunde müßte auch jedesmal ein Kapitel aus dem neuen Testamente gelesen werden, mit welchem und mit einem Catechismo die ganz Armen von der Armen-Anstalt versehen werden müßten. *)

E 2 §. 10.

*) Zusatz von Herr. N. „wogegen die katholischen Kinder ihren separaten Religions-Unterricht, wozu in dem ehemaligen Jesuiter Kloster, das jezt leer steht, füglich eine Stube eingeräumt werden könnte, erhalten müßten,“ siehe die zweite Anmerkung.

§. 10.

Diese Schule nun, von früh Morgens um 8 bis Mittags um 12 und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr zu besuchen, müßten alle arme Kinder vom siebenten Jahre an, von den Armen-vorstehern angehalten werden, und im Weigerungsfall ihre Eltern mit dem Verlust der Beneficien bedrohet werden.

§. 11.

Sollten aber die Eltern gegründete Ursachen angeben können, weshalb es ihnen unmöglich wäre ihre Kinder des Tages 6 Stunden vom Hause zu entfernen, so sollen, wenn diese Ursachen gegründet befunden werden, die Kinder zwar von einem 6 ständigen Schulgehen dispensirt, aber dennoch angehalten werden, die Schule 3 Stunden des Tages, ausgenommen den Fall, daß die Kinder krank wären, unausbleiblich zu frequentiren, weshalb der Schulmeister einen Catalogum halten und die Ausbleibenden der Behörde anzeigen muß.

§. 12.

Zwar würde in dieser Schule jedes Kind nur höchstens 2 Stunden, und manches nur ½ Stunde täglich unterrichtet werden; da man aber in jeder andern Schule kaum [illegible] Stunde Unterricht auf jedes Kind rechnen kann, so würde diese Schule, noch

das

dazu da man bemüht wäre, die Andern unterdessen nützlich zu beschäftigen, einen grossen Vorzug vor allen übrigen Schulen haben.

§. 13.

Die Beschäftigung der Kinder, muß in einem andern Zimmer, und unter der Aufsicht der Schulmeisterin *) vorgenommen werden. Sie können

*) Da dieser §. aus Mangel an Erfahrung, nur die einzuführende Sache berühren konnte, so war es voraus zu sehen, daß hiebei die mehresten Monita gemacht werden mußten. Dergleichen hat denn auch das hochpreußische Ober-Schul-Collegium gemacht, und zuförderst auf das Beschwerliche aufmerksam gemacht, welches für die Schulmeisterin, welche ihrer Wirthschaft vorzustehen, und vielleicht noch selbst eigene Kinder zu pflegen hat, erwachsen würde, wenn sie die Aufsicht und den Unterricht roher ungebildeter Kinder übernehmen sollte. Das O. Sch. C. schlug also vor, eine eigene und besoldete Person, etwa eine Wittwe anzustellen, welche diesen Unterricht übernehmen könnte, welches denn bei Einrichtung dieses Instituts in nähere und reifere Ueberlegung genommen werden wird. Allein es gehören hiezu noch mehrere im §. unberührte Dinge. Eine Lehrerin wird 40 bis 50 Kinder nicht in Ordnung halten können: sie wird nicht auf ihre Reinlichkeit und Ordentlichkeit im Anzuge aufmerksam seyn, und dazu gehört ein eigener besoldeter Aufse

nen jetzt, da man den Kindern noch keine andere Arbeit anweisen kann, in Wollspinnen, Flachsspinnen, Strumpfstricken und in Hemden-Nähen für Rechnung der Armen-anstalt bestehen.*) Vielleicht könnte man, bei dereinstigen Einführung des Seiten-baues, die Kinder auch mit diesem nützlich beschäftigen.**)

C.

seher, etwa ein alter invalider Unterofficier, so wie überhaupt dieser ganze Punkt noch einer weiteren Ausführung bedarf. Es wird auch nöthig seyn, um die arbeitenden Kinder vom Geräusch und Plaudern abzuhalten, etwas aus einem nützlichen und zweckmäßigen Buche vorlesen zu lassen, etwa aus Sebastian Kluge, dem Noth und Hülfsbüchlein 2c.

*) Hiebei machte das H. G. C. die Bemerkung, daß den Kindern Prämien gegeben werden müßten. Allerdings und da die Kinder mehrentheils schlecht bekleidet sind, so könnten diese Prämien in Kleidungsstücken, und auch wol in Büchern, als z. B. dem Beckerschen Noth- und Hülfsbüchlein. Der Salzmannischen Geschichte des Bauer Kluge u. s. w. bestehen.

**) Diese Hoffnung ist wol nicht mehr so weit entfernt, da der Verfasser selbst durch Königliche allergnädigste Unterstützung eine ansehnliche Maulbeerbaumplantage besitzt, welche gegen die Zeit, daß ein zur Industrie-Schule bequemes Gebäude fertig seyn kann, wol schon nutzbar seyn dürfte.

C. Vom Schulgebäude.

§. 14.

Das Schulgebäude müßte, (mit Ausnahm der Schulmeister-Wohnung) wenigstens 2 bequeme Zimmer enthalten, wovon das eine, in welchem die Kinder bei schlechtem Wetter und im Winter ihre Arbeiten verrichteten, etwas größer, und das andere, in welchem der Unterricht, gegeben werden müßte, etwas kleiner seyn könnte. Das Gebäude müßte überdem einen Garten-platz haben, damit die Kinder im Sommer bei gutem Wetter ihre Arbeiten in freier Luft verrichten könnten.

§. 15.

Da bei gegenwärtiger Verfassung der Armen-Kasse ein solch Gebäude wol schwerlich mögte erkauft und erbauet werden können: so schlage ich hiezu die sogenannten Kirchen-Häuser vor, welche der Kirche bis jetzt jährlich 18 Rthlr. Pacht eingebracht haben, deren Unterhaltung aber laut einer 17 jährigen Fraction jährlich 3 bis 4 Rthlr. zu stehen kamen, und welche jetzt veräußert werden sollen: wenn die Armen-Anstalt diese in Erbpacht nähme, so würde sie dieselbe gewiß für einen jährlichen Canon von 14 Rthlr. erhalten. Da nun hiebei ein Garten befindlich ist, und sich in der Folge Gelegenheit finden mögte, dieses Gebäude in bessern

Stand zu setzen, da überdem diese Häuser nicht zu weit von der Stadt entfernt, und beinahe in der Mitte der Vorstädte liegen, so wären sie zur Industrie-Schule sehr bequem.

D. Vom Schulmeister und der übrigen Oeconomie der Schule.

§. 16.

Der Schulmeister müßte ein thätiger, in den zu lehrenden Kenntnissen erfahrner und moralisch guter Mann seyn, welcher verheurathet wäre, und dessen Frau den Kindern Anleitung im Nähen, Stricken und Spinnen geben könnte. Er müßte nicht zu alt seyn und Aussichten haben, dereinst bei herannahenden Alter ein geruhiges Leben führen zu können.

§. 17.

Das Utile seines Amts würde in 60 Rthlr. in Quartalweisen Raten zu zahlendem Gehalt, freien Wohnung, Freiheit von allen bürgerlichen Oneribus und dem Niesbrauch des zur Schule gehörigen Gartens bestehen. Außer seinen Lehrstunden könnte er durch Privat-Information noch manches erwerben.*)

§. 18.

*) Bei dieser Stelle machte das O. Sch. C. die Bemerkung: der Lehrer müsse so gesetzt werden, daß er

§. 18.

Man müßte auch Magistratum zu bewegen suchen, diesem Schulmeister die Expectanz auf die Küster=Stelle zu St. George in seiner Vocation zu bewilligen, so würde man den Vortheil haben, immer junge, rasche und thätige Männer zu Armen=Schulmeistern zu bekommen, und also die Schule immer in einen gewissen Flor erhalten können.*)

§. 19.

Die Aufsicht über diese Schule würde zwar der jedesmalige Inspektor führen, die Direktion aber würde demjenigen evangelischen Prediger überlassen, welchen E. E. Regierung, Magistrat oder Armen=Collegium dieselbe aufträge. Dieser nun müßte die Schule wöchentlich wenigstens zweimal be=

er keine Information nöthig habe. Das bleibt aber wol fürs erste nur pium disiderium für diese Stadt, wo einige wenige Stellen ausgenommen, selten eine allein, einen mit einer Familie versehenen Hausvater ernähren kann. Indessen wird gewiß die Armen=Direktion hier alles anwenden um den Lehrer vor Mangel zu schützen, und wenn es möglich ist, ihm eine Zulage bewilligen.

*) Wegen dieses Punktes sind die Stimmen noch nicht einig. Einige sagen, das wird den Lehrer nachlässig machen. Ich sollte doch nicht meinen!

besuchen und darauf sehen, daß alles nach der Fundation derselben ordentlich verrichtet würde.*)

§. 20.

Die erste Auslage zur Einrichtung dieser Schule würde ohngefähr seyn, zu 40 Kindern gerechnet.

I. An Büchern und Schreibmaterialien.

		à	thlr.	gl.
1.	20 Rochowsche Lesebücher	18 gl.	4 thlr.	—
2.	Binderlohn	6 -	1	30.
3.	20 neue Testamente	-	-	—
4.	Binderlohn	15 -	3	30.
5.	20 Schiefertafeln	15 -	3	30.
6.	20 Schieferstifte	1 -	-	20.
7.	2 Rieß Papier	2 thlr.	4	—
8.	Dinte	-	-	60.
9.	10 Schock Federn	30 gr.	3	30.
10.	5 Dintenfässer	12 -	-	60.
11.	20 Pfund Kreide	1 -	-	20.
12.	Eine große schwarze Tafel	-	-	60.
	Summa		21 Rthlr.	70 gl.

II. Reparatur der Schule	16	—
III. Gehalt des Schulmeisters	60	—
IV. Erbpacht	14	—
Summa	111 Thlr.	70 gl.**)

§. 21.

*) Zusatz des Herrn N. „So wie in Ansehung der katholischen Kinder die Oberaufsicht dem Decano zustehet, und die Direktion dem jedesmaligen Pfarrer verbleibt." Siehe die zweite Anmerkung.

**) Daß bei einer einzurichtenden Sache der Anschlag so genau nicht gemacht werden kann, daß Zeit

und

§. 21.

Der jährliche Etat würde sodann folgender seyn.*)

I. An Büchern. 2c.

Nr.	Posten	Preis	Thlr.	gl.
1.	10 Rochowsche Lesebücher	à 18 gl.	2 thlr.	—
2.	Binderlohn	6 -	-	60.
3.	10 neue Testamente	15 -	1	60.
4.	Binderlohn	15 -	1	60.
5.	10 Schieferstifte	1 -	-	10.
6.	2 Rieß Papier	2 thlr.	4	—
7.	Dinte	-	-	60.
8.	10 Schock Federn	30 gl.	3	30.
9.	20 Pfund Kreide	1 -	-	20.
			12 Thlr.	30 gl.

§. 22.

Um diese Ausgaben bestreiten zu können, schlage ich folgende Einnahme vor:

1)

und Umstände viel daran ändern, sieht Jeder ein; allein zugleich wird auch Jeder bemerken, mit welcher geringen Summe, gehörig angewendet, oft so viel Gutes gethan werden könnte.

*) Das Ober Sch. C. machte hier die Anmerkung, daß auf Abgang der Bücher zu viel gerechnet wäre, allein da die Kinder die Bücher als Eigenthum zu ihrem eigenen Gebrauch behalten sollen, so mögte dieser angenommene Abgang nicht zu groß seyn.

1) Die Geschenke für arme Schulkinder, welche von den Catechumenen und Copulanten gegeben werden.*)

2) Müßte eine Erlauchte Regierung gebeten werden, uns Allergnädigst ein vacantes Schulmeister-Salarium zu bewilligen.**)

3) Eine Zubuße aus der Armen-Casse.

Nro. 1 bringt jährlich im Durchschnitt bei allen dreien evangelischen Predigern	10 Rthlr.	=	—
Nro. 2 macht = =	60 —	=	—
Nro. 3 müßte geben	22 —	30	—
Summa	92 Rthlr.	30	Gr.

welches denn die Kosten der jährlichen Ausgabe seyn würden.

Ich

*) Auf Befehl E. Erl. Regierung wird von denen, die es geben können, von jedem Catechumenen, und jeder Trauung 18 Ggr. pr. oder 4 Ggr. $9\frac{2}{3}$ Gpf. als Geschenk eingefordert, wovon bisher das Schulgeld für arme Kinder gegeben worden ist.

**) Dieses Salarium ist der Armen-Direktion bereits bewilliget, und deshalb das Gehalt eines wegen seiner üblen Aufführung cassirten Schulmeisters in Sandhof (einem eine viertel Stunde von der Stadt entlegenen und fast von lauter Mennoniten bewohnten Dorfe) hieher verlegt worden, welches die Armen-Anstalt vom ersten Junius an einheben soll.

Ich lege diesen Plan meinen hochgeehrten Herren Collegen zur Durchsicht vor, um ihre Bemerkungen dabei zu machen, und bei Anfertigung des Ausgabe-Etats darauf Rücksicht zu nehmen, und wenn sie ihn gut finden, ihn E. E. Regierung zur Confirmation vorzulegen.*) Marienburg den 28. October 1789.

Ich glaube wohl kaum nöthig zu haben, dem Leser die Gründe vorzulegen, welche mich bewegten, nicht bloß eine Schule in gewöhnlicher Form, sondern eine Industrie-Schule zum Besten der Armuth vorzuschlagen; doch will ich sie hier kürzlich anzeigen.

1) ist es unmöglich, daß ein einziger Mann zu gleicher Zeit Kinder von verschiedenen Kenntnissen beschäftigen kann, er wird den einen Theil derselben immer versäumen müssen. Der versäumte Theil der Kinder wird unterdessen entweder sich selbst beschäftigen müssen, oder er wird ohne alle Arbeit bleiben. Nützlich aber wird sich ein Kind ohne Anleitung und Aufsicht wol nicht anders unterhalten, als daß es etwa auswendig lernt, liest, schreibt oder rechnet. Wenn wir nun aber an uns selbst bemerken, daß jede Beschäftigung unseres Geistes durch Geräusch und durch lautes Re-

*) Diese Confirmation ist den 17ten Junii 1791 erfolgt.

Reden anderer Menschen unterbrochen wird, so können wir sicher schließen, daß dergleichen Stöhrungen dem sich selbst überlass'nen Fleiße der Kinder noch weit mehr hinderlich seyn werden. Ueberdem giebt es in einer Trivial-Schule eine Menge von solchen Schülern, die ganz unfähig sind, sich selbst nützlich zu beschäftigen, und die, wenn sie auch den besten Willen dazu hätten, durch eigene Beschäftigung sich im Fortgang ihrer Kenntniß selbst hinderlich seyn würden. Vom A B C Schüler an bis zu dem der das Lesen anfängt, würde man befürchten müssen, daß, wenn er ohne Anleitung selbst lernte, er vieles falsch lernen würde, und das Falscherlernte ist ungleich schwerer zu verbessern als das noch nicht gelernte beizubringen. Aber ich setzte hier etwas voraus, was man wol unmöglich voraussetzen kann; denn welches Kind wird sich wol in der Schule, wenn es merkt, daß der Lehrer anderweitig beschäftiget ist, mit seinen Buchstaben und Wörtern unterhalten wollen? Entweder ist ein Kind ganz müßig, gewöhnt sich zur Faulheit; oder es treibt Dinge, die ihm selbst oder seinen Mitschülern schädlich sind. Erfährt dies der Lehrer, so giebt es Schläge, und Kind und Lehrer werden dadurch moralisch schlechter. Der letztere wird hart, oft grausam, zerstreut, und abgehalten seine Pflicht zu thun; das Kind wird boshaft, heimtückisch und hartnäckig; das

Schul-

Schulgehen wird ihm ekelhaft, das Lernen schwer, und leider die Religion, die es erlernt, fürchterlich. Um dieses alles und ungleich größeres Unheil, welches daraus entstehen kann, zu verhüten, muß das Kind, wenn es nicht beständig in der Schule beschäftiget werden kann, die Schule lieber zu der Zeit, wo es sich selbst überlassen bleibt, gänzlich verlassen.

2) Selbst Erwachsene fühlen es, daß eine langdauernde Anstrengung ihres Geistes entweder die Kräfte ihres Körpers erschöpft, oder sie unfähig macht, die zu behandelnde Sache mit eben den Fortgang zu betreiben, welchen sie nach einiger Erholung bemerken: daß aber im Gegentheil die Abwechselung zwischen mechanischen und geistigen Geschäften sowohl dem Körper Erholung als der Seele Kraft giebt seine Geschäfte mit Vergnügen und Glück zu vollenden. Sollte dieses bei Kindern, wo mit dem Wachsthum des Geistes auch noch der Körper zu seiner ferneren Zunahme Erholung verlangt, nicht noch häufiger der Fall seyn, und ist es wol zu verlangen, daß eine Anzahl Kinder an einem Orte vier Stunden hindurch gleiche Spannung ihres Geistes-Kräfte haben sollten; würde man aber diese nicht durch Uebergang von mechanischen zu geistigen Beschäftigungen, und so umgekehrt wieder herstellen können?

Kin-

Diese beiden Gründe, welche ich, wenn meine Zeit und die Geduld der Leser es erlaubten, noch weitläuftiger ausführen könnte, sind es, welche mich bewegen zu glauben, daß so lange unsere Trivial-Schulen nicht alle auf einen ähnlichen Fuß eingerichtet werden, sie, anstatt, wie man sie fälschlich nennt, Werkstätte des heiligen Geistes zu seyn, Werkstätte der Dummheit, Bosheit, des Sklavensinns, der Irreligiosität und mit einem Wort des Kakodämons seyn werden.

Friedrich Heinel.

6.

Ueber die Stelle beim Horaz, Sat. I. 3. v. 111 — 118. in Beziehung auf die im diesjährigen August des Braunschw. Journals, S. 479 ff. davon gegebene Erklärung.

Bei der Erläuterung der Schriftsteller des Alterthums, vornehmlich der Dichter, ist es nur allzu oft der Fall, daß der Ausleger eine Stelle beim ersten Anblick unverständlich findet, Unrichtig-

tigkeit in der Leseart oder Interpunktion ahndet, eine Aenderung versucht, und den Worten nun einen willkührlichen Sinn gibt, der, bei näherer Untersuchung schwerlich der Sinn des Schriftstellers kann gewesen seyn. Wie das zugehe, ist sehr begreiflich. Der Ausleger liest seinen Autor nun einmal mit der Absicht, ihn zu erklären, mit dem Bewußtseyn seines Berufs, jede Dunkelheit aufzuhellen; und gar zu leicht überrascht ihn die Meinung, daß da, wo sein Auge nicht sogleich volles Licht sieht, nicht bloß relative, sondern absolute Dunkelheit und Unverständlichkeit herrsche.

Ich müßte mich sehr irren, wenn dies nicht auch der Fall bei der Horazischen Stelle wäre, in die der Verfasser des oben nachgewiesenen Aufsatzes eine abgeänderte Interpunktion, und einen nach dieser abgeänderten Sinn zu bringen versucht hat. Gewöhnlich las und interpungirte man diese Verse so:

Jura inventa metu injusti fatere necesse est,
Tempora si fastosque velis evolvere mundi.
Nec Natura potest justo secernere iniquum,
Dividit ut bona diversis, fugienda petendis;
Nec vincet ratis hoc, tantundem ut peccet idemque,
Qui teneros caules alieni fregerit horti,
Et qui nocturnus divûm sacra legerit.

Dieser Interpunktion folgte Herr Hofrath Wieland, und übersetzte:

Wenn also die Natur allein
uns nicht, so wie was Gut und Böse, was zu meiden,
was zu begehren ist, so auch in jedem Falle
das Recht vom Unrecht unterscheiden lehrt;
und die subtilste Dialektik nie
uns überzeugen wird, daß, einen Kohlstrunk
in eines Andern Garten abzubrechen,
und einen Tempel nächtlich auszurauben,
gleich große Sünden sind; so braucht es doch
wohl einer Vorschrift, u. s. f.

Der Verfasser des gedachten Aufsatzes führt diese Uebersetzung an, und glaubt, Herr W. habe das Unrichtige des Gedankens, die Natur lehre uns nicht das Gute vom Bösen, und das Recht vom Unrecht zu unterscheiden, gefühlt. Er habe dieser Unrichtigkeit dadurch abgeholfen, daß er dem Originale die Worte: in jedem Falle, lieh. Dividit ut u. s. f. habe er gar nicht übersetzt. — Ich getraue mir hingegen zu behaupten, daß Herrn W. von jener Unrichtigkeit nichts in den Sinn gekommen sey, daß er vielmehr den Horazischen Gedanken richtig gefunden, aber ihn nicht so ganz verfehlt habe, wie der Verf. dieses Aufsatzes, dem ich nicht zu viel zu thun hoffe, wenn ich glaube, er habe hier beides, Original und Uebersetzung, mißverstanden. Denn wenn Herr W. setzt: so wie — so auch; so will er offenbar eben so viel damit sagen, als Horaz, nach der gewöhnlichen und natürlichen Interpun-

punktion sagt, nämlich: „Die Natur hat uns „nicht eben so Recht und Unrecht unterscheiden „gelehrt, wie sie uns das Gute vom Bösen, wie „sie uns das, was zu meiden, von dem, was „zu begehren ist, unterscheiden gelehrt hat.“ Und hieraus erhellt dann zugleich, daß Herr W. das Dividit ut u. s. f. allerdings, und, wie mirs scheint, sehr richtig, übersetzt hat. Wäre dies nicht so klar, so augenscheinlich, so hätte folgende Stelle in Herrn Wielands neunter Anmerkung zu dieser Satire dem Verfasser darüber belehren können, die er billig nicht hätte übersehen sollen. In dieser Anmerkung entwickelt Herr W. das Ganze in dieser, eigentlich episodischen, Stelle, zum Grunde liegende Räsonnement des Dichters. „Die Natur allein, sagt er hier unter andern, „S. 111, lehrt den Menschen das, was in jedem „Falle Recht oder Unrecht ist, nicht eben so sicher „unterscheiden, als sie Jeden durch das bloße Ge- „fühl lehrt, was ein Uebel oder ein Gut für ihn „ist; im Gegentheil, der Zorn, der uns bei einer „erlittenen Beleidigung erhitzt, würde in der Ra- „che immer die Gränzen der Billigkeit übersprin- „gen. Die Gesetze müssen es also seyn, die das „Strafamt in der menschlichen Gesellschaft ver- „walten, u. s. f.“ — Das: in jedem Falle ist freilich Zusatz der Uebersetzung, aber keine wesentliche Veränderung des Gedankens und seiner

Stellung, noch weniger ein wesentliches Bedürfniß des Originals.

Auch nach dieser Uebersetzung bestreitet also Horaz im geringsten nicht das natürliche Vermögen des Menschen in Erkenntniß des Guten und Bösen, er behauptet es vielmehr. Aber er leugnet, daß uns die Natur mit eben so vielem Scharfsinn für den Unterschied des Rechts und Unrechts ausgestattet habe, als sie Fähigkeit in uns legte, Gutes und Böses, Wünschenswerthes und Vermeidungswürdiges zu unterscheiden. Das hier Gutes und Böses mit Recht und Unrecht nicht einerlei sey, daß unter jenem hier mehr das physische, als das moralische, Gute und Böse, zu verstehen sey, vornehmlich aber das, was uns angenehm oder unangenehm, schädlich oder zuträglich ist, und was schon bloßer Naturtrieb nicht nur den Menschen, sondern selbst die Thiere als ihnen gut und böse unterscheiden lehrt, fällt von selbst in die Augen; und schon der Gegensatz führt nothwendig auf diesen Sinn. Dacier hat also wohl Recht, wenn er in der Anmerkung zu dem Verse: *Dividit ut bona* rc. den Sinn so entwickelt: „Comme elle distingue ce qui *lui* est bon de ce qui *lui* est mauvais. Car ce sentiment de courir après ce qui nous fait du bien, et de fuir ce qui nous fait du mal, vient assurément de la Nature; puisqu'il est même commun aux bêtes. C'est ainsi qu'il faut pren-

prendre içi le mot *bona*. Car si on vouloit le prendre pour ce que les Philosophes appellent ordinairement *bien*, la Nature n' enseigne non plus à le connoitre, qu' elle enseigne à connoître le juste et l'injuste. Ce bien n'est point du tout de son ressort." — Und sonach scheint hier auch *natura* allerdings so viel als menschliche Natur, oder, wenn man will, Naturmensch, zu bedeuten, und das *secernere* also desto eigentlicher zu stehen, man mag es durch unterscheiden, trennen oder absondern, übersetzen. Herr W. aber nahm es gerade für die personificirte schöpferische Kraft, wofür es der Verf. nimmt, der dennoch darin einen Grund mehr zu finden glaubt, mit Wieland's Uebersetzung nicht zufrieden zu seyn

Auch in dem Gegensatze von *Natura* und *Ratio*, und in der Beziehungsart dieses Gegensatzes finde ich nicht die mindeste Schwierigkeit, nicht das geringste Auffallende. Alles hängt, so wie es da steht, aufs beste zusammen; und, wie mirs scheint; bedurfte es, um diesen Zusammenhang sichtbar zu machen, der Fugen nicht, wodurch Herr Wieland die drei auf einander folgenden, aber gewiß nicht isolirten, Sätze beim Horaz in Eine, etwas zu ausführliche, Periode verband. Denn eigentlich ist ihre Folge diese: „Nicht die „Natur kann Recht und Unrecht so aussondern,

 „wie

„wie sie Gutes vom Bösen, und Wünschenswür„diges von dem scheidet, was zu meiden ist.
„Auch die Vernunft vermag nicht darzuthun, daß
„der ein eben so großes Verbrechen begehe, der
„einen zarten Kohlstengel in eines Andern Garten
„abbrach, wie der nächtliche Räuber eines Tem„pels. Es muß also eine Regel da seyn, u. s. f.“

Unmöglich kann ich *secernere* so verstehen, daß es profligare, e medio tollere, entfernen oder wegschaffen, bedeutete. Denn nicht von der völligen Abwesenheit des Unrechts, sondern von den Kennzeichen, von dem Gefühl desselben ist hier offenbar, und war auch in den stoischen Grundsätzen die Rede, die Horaz in dieser Stelle bestreitet. Unter *ratio* aber ist wohl nichts anders, als gesunde Vernunft, oder, wenn man lieber will, gesunder Menschenverstand, gemeint, der die Beurtheilung und Würdigung des Unrechts, der das Verhältniß der Strafen zur Größe desselben, bestimmt, und dem positiven Gesetze, wovon gleich hernach die Rede ist, zur Grundlage dienen muß.

Das *ut* nach: *vincet ratio hoc*, ist, so viel ich weiß, keinem von den vielen Auslegern unsers Dichters im mindesten anstößig gewesen. Vielmehr scheint diese Wortfügung hier die natürlichste zu seyn, wo *vincere* offenbar so viel heißt, als evincere, obtinere, persuadere. Die Vernunft,

will

will Horaz sagen, kann uns durch Gründe nie dahin, nie bis zur Ueberredung bringen, kleine Verbrechen mit großen für gleich strafbar zu halten. Folgendes, beim Gesner angeführte, Beispiel aus dem Livius scheint mir hier parallel zu seyn: *Vicit* sententia lenior, *ut* unde culpa esset orta, ibi poena consisteret. Denn das *ut* hier für wie zu nehmen, wäre doch wohl nicht leicht und natürlich genug. Vielleicht ließe sich auch annehmen, das *hoc* nicht der Akkusativ, sondern der Ablativ sey, und hierin bedeute.

Eschenburg.

7.

Ueber des Herrn Doktor Girtanners historische Nachrichten und politische Betrachtungen 2c. vom Odenwälder.

Mein lieber W. . .

Hier erhalten Sie Herrn Christoph Girtanners, der Arzneiwissenschaft und der Wundarzneikunst Doktors, vieler königlichen gelehrten Gesellschaften Mitgliedes 2c. historische Nachrichten und

und politische Betrachtungen über die französische Revolution zurück, und, weil Sie es begehren, meine Meinung über diese Schrift. Wenn ich dies in wenig Worten thun sollte, so würde ich sagen: Siehe, hier ist mehr als Schlözer!

Der Herr Doctor versichert zwar an verschiedenen Orten, daß er unpartheiisch schreibe und nur der Wahrheit huldige; allein gleich das Sprüchlein aus dem Tasso auf dem Titelblatte, und das Anpreisen des Göttingischen Historischen Magazines und der Schlözerischen Staats-Anzeigen in der Vorrede sind gar schlechte Beweise der Unpartheilichkeit. Er sucht überhaupt das, was das Volk, oder — wie er, um den Vortrag abwechselnd zu machen, oft schreibt — der Pöbel thut, zu verkleinern und anzuschwärzen, das hingegen, was die Gewaltigen thun, zu vertheidigen und anzupreisen; und wenn er — um seinen Meistern ganz gleich zu werden — den Großen je einen Vorwurf macht, so ist es bloß der, daß sie zu gelinde und nicht klug genug gewesen seyn.

Wenn ich Sie auf einige Widersprüche und Ungereimtheiten werde aufmerksam gemacht haben, so werden Sie selbst zugeben, daß der Herr Doktor nicht so gut über die Frankreicher als

über

über die Franzosen*) schreiben könne, und daß er große Gefahr laufe, für einen politischen Quacksalber gehalten zu werden.

Auf der 5. S. tadelt er Herrn Campe,**) daß er die Revolution zu beschreiben wagte, da

F 5 er

*) Bekanntlich hat Herr Girtanner ein großes Buch über die venerischen Krankheiten geschrieben, welches von seinen literarischen Gevattern zu Göttingen sehr gelobt worden ist.

**) Um falschen Muthmaßungen vorzubeugen, erkläre ich hiemit, daß dieser mein Freund, der es verschmäht, Angriffe der Art, wie die des Herrn Girtanners waren, direkte oder indirekte zu erwiedern, an der Aufnahme des gegenwärtigen Aufsatzes nicht den entferntesten Antheil habe. Er ward mir zugeschickt, und ich konnte kein Bedenken tragen, auch in diesem Journale die Sophistereien und Ungereimtheiten eines Schriftstellers rügen zu lassen, der, uneingedenk seines freien Vaterlandes, sich sogar nicht entblödete, den Despoten unter den Fuß zu geben, wie sie es anzufangen hätten, um über die unterjochten Völker, ohne einen Aufstand von ihnen zu besorgen, in Ruhe und Frieden fortzutyrannisiren. Das Mittel besteht, laut Seite 356 in dem menschenfreundlichen Rathe: dafür zu sorgen, daß die Unterthanen nicht zu wohlhabend werden, sondern daß die Beutel des Despoten und seiner adelichen Helfershelfer immer das Uebergewicht über die ihrigen behalten! !

D. H.

er doch nur drei Wochen in Paris war; und von S. 53 — 66 beschreibt er der Creolen und Creolinnen Charakter und Lebens- und Liebens-Art so umständlich, daß man glauben sollte, er hätte wenigstens drei Jahre unter ihnen gelebt und wäre wenigstens in ein paar Creolinnen verliebt gewesen, so poetisch beschreibt er ihre Augen- und Launen der Liebe ꝛc. Da er aber im ganzen Buche nirgend sagt, daß er den ungeheuren Ocean durchschiffet, und sich in den französischen Colonien aufgehalten habe, welches er den Lesern seiner Geschichte der französischen Revolution gewiß eben so wenig vorenthalten hätte, als seine Reisen durch Frankreich und England, so muß er alle diese schönen Nachrichten und Schilderungen der Creolen und Creolinnen (die man in den rührendsten Romanen nicht schöner finden kann) entweder aus Büchern oder mündlichen Erzählungen genommen haben, welches aber — wie es scheint — der Glaubwürdigkeit seiner Beschreibung nicht so nachtheilig seyn muß, als der Glaubwürdigkeit der Beschreibung, welche Campe von der französischen Revolution macht.

S. 6. sagt der Doktor: „Unter der jetzi„gen Regierung besonders, suchte man dem Volke „die Last, welche es drückte, so viel als möglich „zu erleichtern" auf der 160 S. hingegen findet er in der Königl. Belohnung des Principalministers

sters den Beweis, „daß der Hof die Grundsätze „des allerhärtesten und grausamsten Despo„tismus angenommen hatte und befolgte." Da in einer Monarchie nach meinem geringen Verstande Hof und Regierung einerlei ist, so ist nicht wohl zu begreifen, wie man von einem und eben demselben Dinge so widersprechende Sätze vorbringen könne.

Auf der 7. S. läßt Herr Doktor in Frankreich Handel und Manufacturen blühen, Künste und Wissenschaften geschätzt werden ꝛc. um zu beweisen, „daß das Joch, welches die Nation trug, „nicht so schwer war, als man uns gern zu glau„ben überreden mögte." Laut S. 76 hingegen „sind in Frankreich die ernsthaften Wissenschaften „im größten Verfalle; fast alle Aerzte z. B. sind die unwissendsten, verächtlichsten Quacksalber*) (Seite 82.) — kein einziger Girtanner unter ihnen; und S. 95. „die mechanischen Künste sehr weit zurück." ꝛc.

Nach-

*) Hier sind die eigenen Worte des großen Mannes: „Die französischen Arzeneigelehrten sind, beinahe ohne Ausnahme, die unwissendsten, verächtlichsten Quacksalber. — — Die ganze Wissenschaft derselben besteht darin, ein Abführungsmittel, eine Aderlässe oder ein Klistir zu verordnen, ohne Rücksicht, ob die Krankheit gerade dieses oder jenes Mittel erfordere."

Nachdem unser Doktor S. 7 und 8 die Klagen über die vormalige Einschränkung der Preßfreiheit übertrieben genannt hat, weil man verbotene und verbrannte Schriften doch bekommen konnte*); so fährt er S. 9. fort: „Eben so frei als man in Frankreich vormals über alle Gegenstände schreiben durfte, eben so frei konnte man auch über alles sprechen. — — In Coffeehäusern, an öffentlichen Orten und in gemischten Gesellschaften sprach man zwar etwas vorsichtiger, weil man die Spionen der Polizei fürchtete: aber unter Freunden und in seinem eigenen Hause sprach man ganz frei und ohne alle Zurückhaltung.“ Solche einfältige und sclavische Aeußerungen könnte man allenfalls einem gebohrnen Maroccaner verzeihen; aber daß ein gebohrner Schweitzer sich nicht der Sünde und der Schande fürchtet, es als ein Zeichen der Nichtunterdrückung anzugeben, daß man unter Freunden und in seinem eigenen Hause ohne Zurückhaltung spricht, dies ist unverzeihlich! und ein unumstößlicher Beweis, daß Herr Doktor Girtanner „die Grundsätze der wahren Freiheit nicht mit

der

*) Gleich als wenn ehrliche Leute nicht mit Recht über das Verbot der Einfuhr einer fremden Waare klagten, wenn dieselbe auch gleich durch den Schleichhandel allenthalben zu bekommen ist.

der Muttermilch eingesogen habe" wie er S. 207 von sich rühmt, wenn dieser Ausdruck auch wirklich etwas sagte, und nicht nur „Bombast und schöne Worte ohne Sinn" enthielte.*)

S. 89. werden die modernen Philosophen in Frankreich beschuldiget, „daß sie sich vorgenommen haben, die christliche Religion ganz zu zerstören, wenn auch der Staat darüber zu Grunde gehen sollte;" welches auch die Ursache ist, — wie Herr Doktor gleich darauf versichert — „warum die National-Versammlung, in welcher die neue Philosophie herrschend geworden ist, die Geistlichen auf eine so ungerechte, so unbillige, so unmenschliche Weise ihrer Güter auf einmal beraubt hat. rc." Dieses und noch eine ganze Litanei von Gewaltthaten der National-Versammlung scheint nach S. 90. unerklärlich und inconsequent; aber ist doch leicht zu erklären, wenn man den herrschenden Geist der Nation kennen gelernt hat. Die Kirchengüter mußten den Geistlichen weggenommen und die Geistlichen mußten verächtlich

*) Ohne Zweifel mag der Herr Doktor das Geschäft des Säugens besser verstehen als ich, es auch viel länger getrieben haben, indem er manchmal spricht, als wenn er noch jetzt ein Säugling wäre; aber wie in aller Welt kann man Grundsätze mit der Muttermilch einsaugen?

lich gemacht werden, damit die christliche Religion zerstört werden könne."

Ob die modernen Philosophen in Frankreich wirklich diesen antichristischen Vorsatz haben, oder ob die ganze Sache nicht vielmehr (wie noch vor kurzem der fast panische Schrecken vor heimlichen Jesuiten) die lächerliche Grille eines gutmüthigen Pinsels sey, weiß ich nicht; aber bemerken muß ich, daß der Herr Doktor sehr unbestimmt und übel zusammenhängend redet, wenn er S. 89. dieses gottlose Beginnen der in der National-Versammlung herrschenden neuen Philosophie zuschreibt, auf der folgenden 90. S. aber es aus dem herrschenden Geiste der Nation erklärt, und wenn er glaubt die christliche Religion müsse durch die Beraubung der Geistlichen Noth leiden. Da er unter Geistlichen hier nicht die Pfarrer verstehen kann, indem diese durch die neue Einrichtung gewonnen und nicht verlohren haben, so kann er nur die hohe Geistlichkeit und die Mönche darunter verstehen. Um zu fürchten, die christliche Religion laufe Gefahr, wenn die hohe Geistlichkeit durch Entziehung des allzugroßen Ueberflusses in ihrer unverantwortlichen Verschwendung eingeschränkt wird; muß man sehr unchristlich einfältig seyn, indem ja der Stifter der christlichen Religion selbst und seine Schüler sich ausdrücklich zur Armuth bekannten. Eben so wenig

nig Nachtheil kann der christlichen Religion aus der Beraubung und Aufhebung der Mönche entstehen, besonders wenn es wahr seyn sollte, was Herr Doktor S. 77. von ihnen sagt: „In den Klöstern herrscht eine Finsterniß des Geistes, wie im Zeitalter eines Hildebrandts. Da gibt es keine aufgeklärte, gelehrte, verehrungswürdige Aebte, wie in einigen Klöstern Deutschlandes, da gibt es keine Mönche, wie zuweilen unter uns, die lesen, denken und untersuchen. ꝛc.“ Hieraus erhellet, daß die Jeremiade über die Beraubung der Geistlichen sentimentalischer Nonsens und die ängstliche Besorgniß für die christliche Religion Grimasse oder kindische Furcht sey. Wobei ich übrigens nicht umhin kann noch anzumerken, daß man mit einer mehr als gemeinen Unbescheidenheit ausgerüstet seyn müsse, um einen solchen Ausspruch über Frankreichs funfzehn tausend Klöster zu thun, wenn man auch ein halb Dutzend gesehen haben sollte*), und doch Herrn Campe zu tadeln, daß er sich anmaßte, die französische Revolution zu beschreiben, da er doch nur drei Wochen in Paris war.

*) Und zwar auf eine ungleich verständigere Art, als Herr Doktor das Nonnenkloster zu Agen S. 78. gesehen hat.

S. 121 und 122. druckt sich Herr Doktor fast so hart als ein Demokrat von Ludwig XIV. und XV. aus; desto ehrenhafter spricht er aber S. 123. von Ludwig XVI. obgleich nicht viel richtiger als ein Mädchen, das seinen Verstand und seine Sprache durch Romanlesen gebildet hat. „Ein König von gemäßigten Grundsätzen, von einfachen Sitten und von vortrefflichem Herzen; schwach und furchtsam, aber gerecht und gut." Wer Schwäche, Furchtsamkeit, Gerechtigkeit und Güte in einem Charakter zugleich denken kann; nun, der muß geheime Künste des Denkens besitzen, oder allerhand gelernte Worte Papagaimäßig vermischen. S. 140 sagt er ferner: „Auszeichnende Züge im Charakter Ludwigs XVI. sind Gerechtigkeit, Sparsamkeit und Wunsch sich zu unterrichten; seine Fehler sind Leichtgläubigkeit, Furchtsamkeit, Unentschlossenheit und Schwäche, sein Laster der Trunk. Nur zu oft haben ihn seine Höflinge im Rausche etwas unterschreiben lassen, das er bei dem vollen Gebrauche seiner Sinne nie würde unterschrieben haben," welches alles jedoch den Herrn Doktor der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst nicht hindert, S. 237 Ludwig XVI. einen vortrefflichen König zu tituliren, dem es aufrichtig um das Wohl der Nation zu thun ist."

Auf

Auf der 210 S. bekennet Herr Doktor, „er habe schon lange an historischer Wahrheit und an der Glaubwürdigkeit der Geschichte überhaupt gezweifelt" auf der folgenden 211 S. aber versichert er, „man könne es einer Geschichte leicht ansehen, in wie ferne dieselbe wahr sey oder nicht." Wer so gerade widersprechende, sich selbst zerstörende Sätze auf zwei auf einander folgenden Seiten vorbringen kann, der sollte sich vor der Hand bescheiden, daß er der Mann nicht sey, der über politische Vorfälle mit Verstande sprechen, und noch viel weniger Denker kritisiren könne.

S. 214. entblödet er sich sogar nicht, zu behaupten, „die Geschichte sey weiter nichts als eine Sammlung von Gerüchten" und doch erzählt der hochgelehrte, weit gereisete und menschenkundige Doktor mit der ganzen selbst genugsamen Zuversichtlichkeit eines Kapuziners S. 130 — 140 die Geschichte vom Halsbande; S. 182 die lamentable Geschichte des Adels in Bretagne; S. 206. die Ursache von der Plünderung des Reveillonischen Hauses; S. 232. die erschreckliche Historia von der Verschwörung des Herzogs von Orleans und 47 Adelicher rc. oder gelten obige überaus tiefsinnigen Grundsätze von der Glaubwürdigkeit der Geschichte nur von den Erzählungen der Demokraten und Freunde des Volkes, nicht auch von

den Erzählungen der Zwingherren und ihrer sclavischen oder feilen Vertheidiger?

S. 233 sagt der Menschlichkeit liebende Doktor, „das Volk will nicht durch Bitten und Thränen, sondern durch Drohen und Befehle, mit einem Worte, durch Furcht geführet werden." S. 301 hingegen läßt er bei der Erzählung des vernünftigen und patriotischen Betragens des Herrn Deleutre nicht undeutlich merken, daß man nachsichtig, schonend und freundlich mit dem Volke umgehen müsse, wenn man es leiten, wo nicht gar betrügen wolle; welches alles von dem Verstande und den Gesinnungen des Herrn Doktors keine vortheilhaften Begriffe erweckt, sondern ihn vielmehr als einen verächtlichen Schildknappen der Aristokratie darstellt.

Da aus dem ganzen Buche erhellet, daß des Verfassers Absicht gewesen sey, zu beweisen, die französische Revolution sey gar nicht eine so ehrenhafte Sache, wie Herr Campe sie darstellt, und nichts weniger als eine Folge der Philosophie, so lassen Sie doch sehen, welche nähere und entferntere Ursachen unser politischer Charlatan davon angebe! S. 113. „drei Classen von Menschen haben vorzüglich dazu beigetragen, die Revolution in Frankreich vorzubereiten und zu befördern, 1) die Wechseljuden oder Papierhändler; 2) die sogenannten Philosophen, und 3) die Physiokraten oder

Oeko-

Oekonomisten.*) Nach S. 165. liegt eigentlich die allererste Ursache der Revolution darin, daß Minister, Erzbischöffe und Parlamentsglieder, Geldwucherer, Wechseljuden und Papierhändler waren, die alle bezahlt seyn wollten, und darum die National-Versammlung zusammen berufen mußten, um ihr durch süße Worte und herrliche Vorspiegelungen einer anscheinenden Freiheit Geld abzulocken — Hätte das Pariser Parlament, wie es vorher so oft gethan hatte, ohne Widerrede das Königliche Edikt angenommen, so hätte das Volk bezahlen müssen und bis auf diesen Tag wäre Frankreich noch im vorigen Zustande ɩc."**) S. 172 und 173 werden hingegen etliche Schriften angeführt, welche die Revolution befördert haben sollen, und vorzüglich von Rousseau gesagt, „seine Schriften haben mehr als alle andere dazu beigetragen,

G 2 die

*) Oder nach des hochgelahrten Herrn Doktors Orthographie, Ekonomisten.

**) Das wäre ja charmant! Wie ist es doch schade, daß dieser Schweitzer damals nicht Consulent des Pariser Parlaments war! Wenn die tausendjährige Despotie in Frankreich je wieder hergestellt werden sollte, so wird sie ohne Zweifel einsehen, daß es ihr noch vortheilhafter sey, Schweizerköpfe, als Schweizerarme zu miethen.

die gegenwärtige Revolution vorzubereiten und zu befördern — — S. 247. „Die Wahlherren (von Paris) verbanden sich am 10. Mai 1789 ehe sie auseinander gingen, ihre Sitzungen auch künftig fortzusetzen. Ohne diesen Beschluß der Pariser Wahlherren wäre vielleicht die Revolution nie zu Stande gekommen; und S. 351. war „die allernächste Ursache der französischen Revolution eine Verschwörung Mirabeau's und Orleans — — Die französische Staats-Umwerfung war aber nicht eine Folge der Orleanischen Verschwörung, sondern die Verschwörung war eine Folge der schon umgeworfenen Staats-Verfassung!" Wenn dies nicht barer Nonsens ist, so gibt es keinen mehr! S. 165. läßt er vollends „die große französische Revolution mit allen ihren unabsehbaren Folgen aus einem Staatsfehler des Herrn von Brienne entstehen."

Die französischen Minister, welche die Nation so greulich gemishandelt haben, sind nicht wenig zu bedauren, daß sie in den stürmischen Augenblicken — wo sie Staatsfehler begingen und den Kopf verlohren — diesen Doktor und die andern Göttingischen Sophisten nicht an der Hand hatten; denn diese hätten sie aus aller Verlegenheit gerissen, hätten sie durch den Sturm geführt und im Nothfalle die ganze französische Nation zu Grunde

gesegelt, wenn sie nur die Minister, den Adel und den (sogenannten) Alleinherrscher erhalten hätten!

Am 3ten Junius 1791.

J. H.

8.

Uebersetzung des 18ten Briefs im 1sten Buche der Horazischen Briefe mit Anmerkungen.

Es gehört unter die besondern Vortheile, die wir unsern gegenwärtig so beliebten Zeitschriften zu verdanken haben, daß man durch sie eine Menge von Gedankenblüten zur öffentlichen Schau ausstellen kann, über die man sich noch in Ungewißheit befindet, ob sie vor andern ausgehoben, und bis zur völligen Reife einer vorzüglichen Pflege anvertraut zu werden verdienen. Der ungenannte Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes befindet

sich eben jetzt in dem Falle, von diesem Vortheile Gebrauch zu machen. Er durchlas unlängst die meisterhafte Wielandische Uebersetzung der Horazischen Briefe. Unter diesen zog der 18te Brief im ersten Buche seine besondere Aufmerksamkeit an sich; vielleicht weil sich von diesem schönen Hofcatechismus grade eine treffende Anwendung auf eine ihm sehr theure Person machen ließ, welcher er aus eben dem Grunde eine Abschrift der Wielandischen Uebersetzung dieses Briefs zuzuschicken, den Vorsatz faßte. Bei der Ausführung dieses Gedankens fand er den Wielandischen Ausdruck Horazischer Kunst so abweichend von der Art, wie er sich ausdrücken würde, so bald man von ihm eine Verdollmetschung des römischen Dichters fodern sollte, daß er in den Augenblicken einen innern Beruf in sich fühlte, den Versuch zu wagen, und eine eigene Uebersetzung des Horazischen Briefes zu liefern, die er nachher mit der Wielandischen zu vergleichen sich vornahm.

Der Verfasser hat die Freimüthigkeit, zu gestehn, daß ihn dieser Versuch mit einiger Zufriedenheit gelohnt habe. Er würde dieses Geständniß zurückhalten, wofern ihm nicht daran gelegen wäre, die Gründe, worauf sich sein Urtheil über seine eigne Arbeit stützt, einer strengern Prüfung zu unterwerfen. Dies letztere glaubt er auf keinem

nem andern Wege leichter und sicherer erreichen zu können, als wenn er seinen Versuch, den er mit eignen Anmerkungen begleiten will, allen Freunden und Kennern des Schönen öffentlich vorlegt und es erwartet, ob einige darunter ihm so viel Achtsamkeit schenken werden, ihre Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit seinen Meinungen und Empfindungen öffentlich an den Tag zu legen.

Hier folgt die Uebersetzung selbst, welcher zur bequemern Vergleichung die Wielandische gegen über steht.

Horazens 18ter Brief

W.

Wofern ich, wackrer Lollius, nicht sehr an dir mich irre, wirst du wohl dich hüten, da, wo du dich zur Rolle eines Freundes bekannt hast, den geringsten Schein der Schmeichelei dir zuzuziehn. Ein keusches Weib ist nicht an Putz und Anstand von der feilen Dirne verschiedner, als der Freund vom Schmeichler ist.

Das Gegentheil von diesem Laster, und beinah das schlimmere, ist die ungeschliffne Strenge, die durch den kurzgeschornen Kopf und schwarze Zähne sich zu empfehlen glaubt, und ohne Schaam sich über Lebensart und Wohlstand wegzusetzen für baare Freiheit und für ächte Tugend verkaufen will. Die wahre Tugend, Freund, liegt zwischen zweien Lastern, gleich von beiden zurückgezogen, richtig in der Mitte.

Der Eine — immer mehr als recht ist nachzugeben geneigt, und dem, der ihm zu essen gibt, mit seinem Lachen aufzuwarten — trägt so viel Respekt vorm bloßen Wink des hohen Gönners, hallt so gefällig seine Späße nach, schnappt jedes Wort, das ihm entfiel, im Fallen so hastig auf, daß dir nicht anders ist, als ob du einen Jungen vor der Ruthe des Meisters zittern sähest, oder auf dem Schauplatz, mit aller Demuth, die dem subalternen Talente geziemt, die zweite Rolle spielen hörest.

Im

der ersten Sammlung.

H.

Junger Günstling des Hofes, edelster Lollius, irr ich mich nicht in dir — o so wirst du bei deiner neuen Rolle die Person des feilen Höflings zu spielen, eben so wenig vermögen, wie das edle Weib einer Buhlerin gleichen kann, wie der geprüfte Freund einem niedrigen Schmeichler gleicht. Glaube nicht, daß ich zu einem noch größern Fehler dich leite, zu der sittlosen Rauhigkeit, der es an Feile gebricht: die bei dem schwarzen Zahne und ungekämmter Peruque unter dem Titel von Freiheit ihre Nachlässigkeit feil trägt. O es gibt eine feine Grenzlinie zwischen zweien einander entgegenstehenden Fehlern: sie nur allein verdient den Nahmen der Tugend. Sieh wie der Eine, an knechtischen Gehorsam gewöhnt, — ein Spott für die untersten Tafeln, — zusammenschüttert bei jedem Blicke des Großen, — nachstottert die letzten Sylben, und fallende Wörtchen aufhebt, wie der Schulknabe dem strengen Magister alle Vocabeln nachbetet — wie der schlechte Acteur seinem Souffleure alle Töne zum Sprechen abhorcht.

Im Gegentheil erhebt der Andre oft den größten Zank mit dir — um Ziegenwolle, und kämpfte, eh er sich ergäbe, lieber mit baarem Unsinn. — Was! Ich sollte dir mehr glauben, als mir selbst, ich sollte, was ich denke, nicht von der Leber frisch wegbellen dürfen? Nein, das laß ich mir nicht nehmen, wenns mein Leben doppelt gölte!“ — Der Streit betrifft auch freilich eine Frage von Wichtigkeit, ob Castor oder Dolichos sein Handwerk besser wisse? Ob die Straße des Appius oder des Minucius uns etwas bälder nach Brundusium führe? Die Gunst des Großen wird nicht selten bloß dadurch verlohren, daß man ihnen sich zu ähnlich stellt. Wer sich durch Tänzerinnen und Würfel ruinirt, aus eitler Hoffart sich über sein Vermögen trägt, sich schämt, für ärmer, als ein Andrer angesehn zu seyn, und unersättlich stets nach Golde hungert, kann sicher rechnen, daß sein hoher Freund, wiewol vielleicht um 10 Laster reicher als er, ihn hassen, oder wenigstens fürbaß hoffmeistern werde.

Er ist hierin den Müttern gleich, die ihre Töchter weiser und tugendhafter haben wollen, als sie selber sind — und spricht, nicht ohne Schein von Wahrheit: „wenn ich tolles Zeug beginne, Freund, so bin ich reich genug, ein Narr zu seyn: Du mußt nach deiner Decke dich strecken, und ein Rock mit engen Falten ist, wenn du mich begleitest,

Der Andere, ein immer fertiger Kämpfer, rüstet sich schon zum Streit über Haar oder Wolle der Ziegen. Und warum, denkt er, soll ich denn hier meine Empfindung verleugnen, warum denn mit edler Freimüthigkeit nicht sagen, was ich denke? wird es mein Leben mir kosten?

Die Sache ist freilich auch von Wichtigkeit, sobald die Frag entsteht, ob Castor oder Docilis ein grösserer Stümper sey, ob nach Brundusium der Appische oder der Numicische Weg näher führe.

Oft schon haßt dich der Große, wenn dich die lächelnde Venus oder das Bretspiel (Billiard) fesselt, wenn deines Standes vergessend, eine erzwungene Eitelkeit Kleid und Locke dir formt; wenn ein unzeitiger Hunger und Durst nach Silber dich quält, oder die schamvolle Verbergung deiner Niedrigkeit peinigt.

Laß den Reichen dafür mit 10 mal bedeutendern Fehlern gezeichnet seyn. — Gleich der moralisirenden Mutter, will er, daß du hierin vernünftiger seyst, denn er, und ihm in nichts, als an wahren Verdiensten vorangehst. Meine Thorheit, hör ich ihn sagen, er mag so unrecht nicht haben, meine Thorheit entschuldiget Rang und Vermögen, die deinen wird deine Blöße nicht decken. Eine engere Toge schickt sich für den Ellen-

len

test, gut genug für dich; hör auf mit mir dich messen zu wollen.

Wenns Eutrapelus recht schlimm mit einem meinte, gab er ihm nur reiche Kleider. Mit dem schönen Rocke, wird (dacht er) nun der Geck, wer weiß wie wichtig in seinem Wahn, auch seine Denkensart verändern, wird von Glücksentwürfen und gefundnen Schätzen träumend seine Morgenstunden verschlafen, seiner Buhlschaft Pflicht und Ehre nachsetzen, wird auf große Zinsen borgen, und, wenn er endlich fertig ist, damit beschließen, in den Fechterplatz sich zu verkaufen, oder eines Gärtners blinden Schimmel um Taglohn traurig vor sich her zu treiben.

Du wirst dir zum Gesetze machen, weder nach deines hohen Freunds Geheimnissen zu forschen, noch, wofern er etwas dir von selbst vertraut, es zu verrathen, wenn du gleich mit Wein und Zorn gefoltert würdest. Auch wirst du niemals deinen Neigungen den Vorzug geben und die seinen tadeln: noch wenn er auf die Jagd will, dich damit entschuldigen, du müssest Verse machen. Man sagt, die Harmonie der beiden berühmten Zwillingsbrüder, Zethus und Amphion sey aus keiner größern Ursache zerrissen worden; bis der sanftre Amphion, dem Humor des rauhern Bruders nachgebend, seine Leier schweigen hieß. So mach es auch. Betrachte stets die Bitten des mächtigen Freunds

ten der Reichen. Laß du in keinen ungleichen Wettstreit dich ein.

Wen Eutrapelus stürzen wollte, dem gab er ein schönes kostbares Kleid. „Mit seinem Gewande wird er, in den Himmel verzückt — neue Lebenspläne, neue Hoffnungen anziehn — später am Tage wird er nun schlafen, dem Vergnügen wird er die Pflicht zum Opfer bringen — Schulden wird er auf Schulden häufen, bis er zuletzt aus seinem Taumel erwacht, wenn er des Kohlpflänzers Lastthier treibt."

Forsche nach keines Menschen Geheimniß — plaudere dein eignes nicht aus, trotz aller Versuchung von Wein und Affect.

Sey deiner Lieblings-Neigungen, Lobredner nie, nie der Tadler von andern — will er jagen, lies du ihm keine Gedichte jetzt vor.

So lößte sich einst die Eintracht der Zwillinge Amphion und Zethus, bis die zärtliche Lyra vor dem Ernste verstummte: Denn Amphion, glaubt man, wich endlich der Laune des Bruders.

Weiche du ebenfalls so den stillen Befehlen deines mächtigen Gönners. Führt er mit Aeto-

lie-

Freunds als mildere Befehle: und hat er seinen Jagdzeug mit den Koppeln vorausgeschickt, so spring du hurtig auf, entrunzle die gedankenvolle Stirn der ungefälligen Muse, und zeig ein heiteres Gesicht: die Waldpastete, die dir Müh und Schweiß gekostet, wird nur baß dir schmecken. Die Jagd stund immer in gar hohen Ehren bei unsern Römern, ist dem guten Ruf, und der Gesundheit nütz und stärkt die Glieder: Auch ziemt sie dir besonders, da du Schnelligkeit um einen Hund zu überlaufen, Kräfte um einen Eber zu bezwingen hast! Und wer hat mit den Waffen umzugehen, mehr Anstand? Wem wird in den Kriegesspielen des Campus Martius lauter zugeklatscht, und dientest du nicht schon, beinah als Knabe, im Zuge gegen die Cantabrer, unter dem Feldherrn, der uns an der Parther Tempeln die Adler wiedergab, und itzt was etwa noch zurück ist, unsern Waffen unterwirft?

Und, um dir alle Ausflucht abzuschneiden, so weiß man ja, daß du, wiewohl du nichts unschickliches zu thun beflissen bist, auf deinem väterlichen Gut mit unter auch Kurzweil treibst. Da werden zum Exempel aus kleinen Fischerkähnen zwo Schlachtordnungen formirt, und unter deiner Anführung, wie in vollem Ernst, das Treffen bei Actium von deinen Hausgenossen im kleinen vorgestellt. Dein Bruder ist der Feind, dein

Gar-

lischen Netzen beladne Thiere und Hunde ins Feld, dann stehe du auf, und lege den Schlafrock der ungefälligen Muse ab. Labe mit ihm dich an Waldkost, durch Bewegung gewürzt. Diese Beschäftigung hat einmal Mode und Ruhm den Römern geheiligt; und sie wird deine Gesundheit dir stärken, dir besonders, der du im Laufe den Hund, den Eber an Stärke besiegst.

Und wer versteht mit Männer-Waffen mehr umzugehn, denn du? Wer stand auf dem Felde der Schlacht muthiger beim Geschrei der kühnen Kämpfer.

Als ein Knabe schon hast du den harten Dienst im Cantabrischen Kriege versucht, unter dem Helden, der mit Parthischen Fahnen unsre Tempel geziert, und was noch übrig ist, mit Italischen Waffen bezwingt.

Entschuldige dich also nie, und zieh dich nie zurück. Vergißt du dich nicht auch zuweilen, so viel dich edlere Beschäftigungen fesseln, auf deinem väterlichen Landgut. Laß immer die Fahrzeuge da sich in Schlachtordnung stellen: wiederhole mit deinen jungen Gehülfen die Schlacht bei Actium. Dein Bruder sey der Feind, der Teich sey Adria.

Ei-

Gartenteich das Adriatische Meer: so wird gefochten, bis die nichtbeschwingte Viktoria des Siegers Schläfe kränzt. Und niemand, wer die gleiche Billigkeit für seine Launen zutraut, wird die deinen tadeln.

Sodann, und weil ich einmal am Erinnern bin, (wofern du je Erinnerns nöthig hast,) bedenke wohl und oft, was du von Jedem und zu wem du sprichst. Den Frager weiche aus, er ist ein Schwätzer: Ohren, welche immer weit offenstehen, lassen leicht entfallen, was ihnen anvertrauet war; und ist dir einmal ein Wort entschlüpft, so fliegts davon und läßt nie wieder sich zurücke rufen. Nicht minder hüte dich, daß innerhalb der Marmorschwelle deines großen Freundes ja keiner seiner schönen Sklaven, keine von seinen Mädchen, die er selbst vielleicht sich vorbehielt, die Leber dir entzünde: damit er keinen Anlaß habe, weder mit einem unbedeutenden Geschenk dich abzufinden, oder, wenn er deinen Wünschen zuwider ist, sie dir zur Quaal zu machen.

Den Mann, den du empfehlen willst, besieh erst recht genau und oft, von allen Seiten, damit nicht unversehens fremde Fehler dich schaamroth machen. Doch bleibts immer möglich, daß wir aus Irrthum gut für Jemand sagen, der dessen wenig werth erfunden wird.

In

Einen von beiden kröne die schlüpfrige Göttin des Sieges mit immergrünendem Lorbeer.

Lauten Beifall wird dir dann dein Gönner zurufen, wenn er in dir seine Neigungen so gerechtfertigt sieht.

Laß dich ferner warnen, wenn du des Warnens bedarfst, vorzusehen dich, was du von Jedem sprichst, und zu wem du es sagst. Weiche dem Fragenden aus, er ist allemal Schwätzer — — immer geöfnete Ohren mögen nichts Anvertrautes verschließen — und das einmal entlassene Wort fliehet unwiderruflich dahin.

Kein Mädchen im Antichambre, kein schöner Adonischer Knabe, ziehe dein Auge auf sich, in des erhabnen Gönners marmornem Bezirke, daß der Besitzer des schönen Knabens, und des lieblichen Mädchens dich nicht mit einer kleinen Gabe entlasse, oder mit Eifersucht quäle.

Siehe dir 10mal den Mann an, den du empfehlen willst, daß nicht zu früh dir fremde Schwächen eine Schamröthe kosten.

O wir täuschen uns oft, und bürgen für den, der's nicht werth war. Red ihm nicht länger

In diesem Fall, und wenn er seine Schuld nicht läugnen kann, entzieh ihm deinen Schutz. Ist aber der, den böse Zungen stechen, dir ganz genau bekannt; so halte fest, und stelle dich dem Mann zur Brustwehr dar, der seine Zuversicht auf dich gesetzt hat. Darf ihn der Lästrung Zahn vor deinen Augen benagen, ohne daß dein Herz dir sagt, bald könne dich, was ihm begegnet, treffen?

Brennt deines Nachbars Wand, so gilts auch dir, und Unsinn wärs, mit Löschen warten, bis das ganze Haus in hellen Flammen stünde.

Um eines Mächtigen Gunst zu buhlen, däucht dem Unerfahrnen süß, gefährlich dem Erfahrnen. Du, dessen Schiff bereits im hohen Meer mit muntern Wimpeln geht, wend alles an, daß dich kein Gegenwind zurück ans Ufer werfe.

Die Großen lieben sehr an ihren Freunden den Wiederschein von ihrer eignen Laune zu sehn. Sind sie düster, mißvergnügt, so hassen sie den Muntern, sind sie lustig, den Ernsten. Einem raschen ist der sanfte, gesetzte, einem trägen Herrn hingegen, der rüstige und geschäftige Mensch zuwider: und dem, der mit Falerner Nächte durch sich gern beträufelt, würdest du dich schlecht empfehlen, wenn du dir den dargebotnen Becher verbitten wolltest, schwürst du gleich beim Barte des Aesculap, dein Kopf und Magen könne, des späten Weindunsts Hitze nicht vertragen. Zerstreu die Wolk um deine Augenbraunen! Sehr oft wird

um

das Wort, wenn seine Verschuldung ihn trifft. Aber steh auch für ihn, wofern du ihn ganz erkannt hast; wenn ihn Verläumdung verwundet, und der Scheelsucht gekräftiger Zahn an seinen Verdiensten nagt; dann schütze du den, der auf deinen Schutz sich verläßt. Wie leicht kann dir derselbe Unfall begegnen? — Dir, dir droht die Gefahr, wenn des Nachbars Hütte jetzt brennt, — ein vernachläßigter Brand wird deine Kräfte erschöpfen.

O wie süß deucht doch dem Unerfahrnen des Mächtigen Gunst, die der Erfahrne scheut. Oft wenn der Nachen schon mit vollen Segeln die offne See befährt, jagt ein verändertes Lüftchen ihn schnell an den Strand zurück.

Ist dein Gebieter mißlaunig, so wird ihn dein Frohsinn beleidigen, ist er vergnügt, so schreckt ihn dein Ernst. — Sein flüchtiger Sinn scheut die Bedachtsamkeit, wie der Träge die Thätigkeit scheut.

Du darfst, wenn er bis in die späte Nacht hinein Falerner trinkt, den dargereichten Becher nie verschmähn, wenn du auch schwören könntest, daß du morgen Kopfweh leiden müssest.

Von deiner Stirne mußt du dir ein jedes Wölkchen scheuchen. Dein Anstand wird zuweilen schon für Strenge, dein stiller Ernst für grämliche Laune genommen.

 Durch-

um der Miene willen bloß Bescheidenheit für düstern Sinn und Stille für hämische Misanthropie gehalten.

Vor allem forsche von den Weisen, Todten und Lebenden, wie du es machen sollst, um sanft des Lebens Strom hinabzugleiten: Damit nicht immer dich die dürftige Begierde, nicht die Furcht quäle, noch die Hoffnung solcher Dinge, deren Nutzen ein Kluger leicht entbehrt: forsch und lerne von ihnen, was dich besser macht — ob Tugend als Gabe der Natur uns angebohren oder durch Unterricht und Fleiß erworben werde? Was deiner Sorgen Anzahl mindre? Was dir selbst zum Freund dich mache, und wahre Ruh dir schaffe? Ob Ehre oder Reichthum, oder ob ein unbemerkter schmaler Pfad' durchs Leben.

So oft der kalte Bach Digentia mich erfrischet, den das kleine frostige Dorf Mandela trinkt, was meinst du, das ich denke? was glaubst du, Freund das ich die Götter bitte? Laßt mir nur was ich hab, und wärs auch minder, und was ihr etwa noch von Lebenszeit mir zugedacht, laßt mich mir selber leben. Laßt mirs an Büchern nicht, auch nicht an Vorrath, was auf ein Jahr vonnöthen ist, gebrechen, damit die ungewisse Zukunft im Genuß des Gegenwärtigen mich nicht stören müsse: Es ist genug um Dinge, die er gibt und wieder nimmt, den Jupiter zu bitten: er gebe Leben nur und Nothdurft mir, ein ruhig Herz will ich schon selbst mir schaffen.

Durchforsche alles, frage die Weisen aus, auf welchem Wege du am sanftesten durchs Leben wallen mögest — daß nie ein unbefriedigter Wunsch dich quäle, keine Sorge, keine Hoffnung von Gütern, die uns nur mäßig beglücken. Forsche, ob du die wahre Weisheit des Lebens durch Erfahrung leichter oder durch Unterricht lernst — was deinen Kummer dir mildre, was stille Ruh und Harmonie in deiner Seele erzeuge, und deine Bedürfnisse stille, ob Ruhm der Welt, oder der süße Hayn, und der abgeschiedene kleine Fußsteig durchs Labyrinth des Lebens.

Wenn mich das kühle Bächlein Digentia anfrischt, welches Mandela bewässert, das Dorf voll frischer Schatten, was meinst du, daß ich mir da von dem Beherrscher des Weltalls erflehe.

„Erhalte mir, o Herr, was du verliehst,
„Mehr brauch ich nicht zum Glück."

Und wärs auch minder, laß mich nur den Rest des Lebens, den du mir schenken willst, mir selber leben. Gib mir ein Buch und Vorrath auf ein Jahr, damit der Kummer für den Morgen nie, die Seele mir umfluten möge. — Mehr fleh ich von der Gottheit nicht, die uns des Lebens Güter nur zum stillen Niesbrauch leiht.

Gibt sie mir Leben nur, und was dies Leben zu seiner Erhaltung bedarf, so ist es meine Schuld, wenn ich nicht glücklich bin.

Anmerkung des Verfassers der zweiten Uebersetzung.

Der erste Unterschied, der sich zwischen beiden Uebersetzungen wahrnehmen läßt, ist ohnstreitig der, daß die eine sich an ein strenges Sylbenmaaß bindet: die andre hingegen diesen Zwang vermieden hat, ohne daß Liebe zur Bequemlichkeit der Grund davon gewesen wäre. Der Verfasser der zweiten Uebersetzung ist der Meinung, daß sich wahre Poesie, durch den kühnen Schwung der Rede, durch den dichterischen, phantasienreichen Ausdruck und durch eine musikalische, accentvolle und tonreiche Sprache, die sich ihre besondern Tact-abtheilungen bildet, hinlänglich von der Prose unterscheide; ohne daß sie nöthig habe, ein gewisses Metrum zu befolgen, und ihre Verse in die Grenzen einer bestimmten Länge einzuschließen. Das Maaß der Verse ist ja doch nur fürs Auge; es geht verlohren, so bald man die Rede im Zusammenhange liest, und der gute Declamateur wird sich durch das Ende der Zeile im Fluße seiner Sprache nicht aufhalten lassen, wenn der Sinn noch nicht geendigt ist. Ueberdies zwingt uns das einmal vorgeschriebne Metrum, auf eine Menge musikalischer Schönheiten in der Sprache Verzicht zu thun; und diese sind, däucht mich, bei der großen Mannigfaltigkeit des leidenschaftlichen

lichen Ausdrucks, die uns ein völlig freies und ungebundnes Sylbenmaaß verstattet, unendlich mehr werth, als das kleine Vergnügen, beim Nachzählen der Sylben zu finden, daß jedesmal auf eine lange eine kurze gefolgt sey, und daß der eine Vers grade so viel, als der andre enthalten habe. So viel über die Melodie der Sprache. Nun noch einige Bemerkungen über einzelne Theile der Ausführung.

Es war mir unmöglich, nicht gleich zu Anfange der Epistel das neue Verhältniß, in welches der junge Lollius getreten war, genauer als mit dem Ausdrucke Freund anzudeuten: Dafür habe ich mir die Erlaubniß genommen, die Horazischen Worte intido — amicus in eine andere Verbindung zu stellen; worüber ich glaube, daß der fromme Schatten des römischen Dichters nicht mit mir zürnen werde.

Durch die Worte: glaube nicht suchte ich die beiden ersten Sätze des Horaz dichter an einander zu reihen.

Der kurzgeschorne Kopf, womit W. das tonsa cute ausdrückt, schien mir im Deutschen die Vorstellung von vernachläßigter Beobachtung des Wohlstandes nicht deutlich und lebhaft genug anzugeben. Sollte ich dafür die Freiheit der Uebersetzung, die ich so gern mit W. Beispiele beschönigen mögte, durch das Wort Peruke zu

H 4 weit

weit getrieben haben, so will ich mit Aufopferung der sylbenreichen Sprache und des farbigten Bildes von Herzen gern, ungekämmtes Haar an die Stelle setzen.

Die eigne Wendung, die meine Uebersetzung bei den Worten nimmt: o es giebt eine feine, möge sich durch den genauen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden rechtfertigen; im Grunde schien sie mir doch den Sinn des Horazischen: Virtus est medium vitiorum so ziemlich auszudrücken.

Ob W. das imi derisor lecti uns richtig verdollmetscht habe, weiß ich nicht, aber das weiß ich fast mit Gewißheit, daß ich es falsch übersetzt habe; indessen darf ich versichern, daß der Zug, den ich hier angegeben habe, so wie mancher der folgenden, nach dem Leben gezeichnet sey. Es kann gar nicht fehlen, daß nicht an den Tafeln der Großen die Personen, welche zu reden, gar nicht die Ehre haben, Zeit und Freiheit gewinnen sollten, die Lächerlichkeiten der nähern Günstlinge besser, als Andere zu bemerken, und sich durch heimlichen Spott für ihre eigne Entfernung schadlos zu halten.

Wie gern wünschte ich, die unpoetischen Worte Magister und Vocabeln (so wie in der Folge Antichambre) mit feinen dichterisch schönen deutschen Ausdrücken vertauschen zu können. Es hat mir

mir in der W. Uebersetzung so wenig gefallen, Respekt und ruiniren und subaltern und zum Exempel lesen zu müssen und gleichwohl haben sich bei mir in den angezeigten Stellen ebenfalls fremde Worte eingedrängt.

Meiner Empfindung zufolge bringt das Bild, welches ich mir vom Souffleur zu entlehnen die Freiheit genommen habe, die Vorstellung von sklavischer Nachahmungssucht viel näher vor die Seele, als das unverständlichere subalterne Talent der zweiten Rolle. Es ist weder in der Natur der Sache, noch in der Erfahrung irgend ein Grund vorhanden, warum die 2te Rolle eine sklavische Nachahmerin der ersten seyn müßte.

Den, ich mögte sagen, harten Gedanken des Horaz von scilicet an, den W. durch sein frisch von der Leber wegbellen nach Anleitung des Originals, fast bis zur Carricatur verzieht, habe ich um vieles zu mildern gewagt. Ich glaube, daß es leichter sey, an großen und kleinen Höfen Menschen zu finden, die sich durch den Selbstbetrug edler Freimüthigkeit täuschen, wenn sie ihr Temperament zum Widerspruche bei jeder Kleinigkeit auffodert, als die das erwachende Gefühl von verletzter Anständigkeit durch solche Gründe abweisen sollten.

Da die Sache einmal von keiner Wichtigkeit seyn soll, ob C. oder D. mehr verstehe, so erlaubte

ich mir hier einen kleinen komischen Zug, den ich durch kein edleres und feineres Wort als Stümper auszudrücken vermogte.

Die Minucische Straße mag vielleicht die bessere Leseart seyn. Aber ich bin redlich — in meiner schlechten Ausgabe des Horaz stand Numici und so habe ich es stehn lassen.

Diese Stelle meiner Uebersetzung ist übrigens von allen musikalisch poetischen Verdiensten gänzlich entblößt, woran zum Theil die Eigennahmen Schuld seyn mögen, die W. selbst nicht ohne Zwang in seine Verse gedrängt hat.

Mehr denn einmal hat W. in diesem Briefe einen Gedanken, den der römische Dichter in verschiedenen Bildern darstellt, mit einer prosaischen Ueberschrift versehen: wie z. E. hier: Die Gunst des Großen wird nicht selten ꝛc. und weiter hin: die Großen lieben sehr an ihren Freunden den Wiederschein ꝛc. So viel der Brief dadurch auf der einen Seite an Deutlichkeit gewinnen könnte, so viel scheint er mir auf der andern Seite dadurch an seinen poetischen Eigenheiten zu verlieren. Wer den Horaz (es sey im Original oder in der guten Uebersetzung) mit Verstand und Empfindung zu lesen fähig ist, der wird auch ohne Fingerzeig wissen, zu welcher neuen Grouppe von Vorstellungen ihn sein genialischer Führer eben jetzt hinleiten will.

Die

Die Farben zu dem Gemählde, welches mit quem damnosa Venus beginnt, hat W. um vieles treuer aufgetragen denn ich. Ich würde die ganze Stelle umändern, wenn es mir mehr darum zu thun wäre, eine vollkommne Uebersetzung zu liefern, als darum, zu wissen, ob meine Urtheile und Empfindungen über mich selbst die Probe aushalten.

Doch glaube ich dem deütschen Leser wenig oder gar nichts entwendet zu haben, wenn ich Thrax erit völlig unübersetzt gelassen habe.

Die W. Worte: von Wein und Zorn gefoltert werden, fand ich bei der Vergleichung bildreicher und dem Original getreuer als die Versuchung von Wein und Affect.

Lies du ihm keine Gedichte jetzt vor. Ich weiß nicht, warum dieser vom Horaz selbst abweichender Gedanke mir beim Aufschreiben näher in Bereitschaft stand: vielleicht dachte ich eben, da ich dies schrieb, daß sich an Höfen immer noch mehr Menschen finden würden, die den Vorleser als die den Dichter machen wollten.

Die Worte: betrachte stets die Bitten rc. geben an sich einen gar trefflichen Sinn, und zeugen von einer Menschenkenntniß und Beobachtung, die eines W. vollkommen würdig ist. Dem ohnerachtet schien mir dadurch die Verbindung des vorigen

rigen mit dem Nachfolgenden zu sehr auseinander gerückt.

In der Stelle lauten Beifall bis — gerechtfertigt sieht, schien ich bei der Vergleichung mit W. am wenigsten verlohren zu haben.

So wenig ich W. um den liederartigen Ausdruck: den böse Zungen stechen beneiden mögte, so viel habe ich ihm die Worte misgönnt, stelle dich dem Manne zur Brustwehr dar.

Unsinn wärs, mit Löschen warten, ist freilich deutlicher als ein vernachläßigter Brand aber auch, wie mir deucht, sehr prosaisch und stark gesprochen.

Bei den Worten ist dein Gebieter mißlaunig, dachte ich mir ohngefähr folgenden Zusammenhang. Wie leicht ists, dem Gönner zu mißfallen, das kleinste widrige Lüftchen kann deine Gunst verwehen: vielleicht eine heitre Miene, wenn dein Gönner grade einmal übel aufgelegt ist ꝛc. Güter, die uns nur mäßig beglücken, W. sagt. Dinge, deren Nutzen ein Kluger gern entbehrt. Mir wars, als wenn hier der Denker fragen mußte: wird der Kluge auch wohl gern eine Sache, sey sie auch noch so gering, entbehren wollen, so bald sie ihm einigen Nutzen verspricht?

Das Dorf voll frischer Schatten. Ich war in dem Augenblicke, da ich Mandela schildern sollte,

te, dem Dörfchen so gewogen, daß ich auch im Scherz nicht einmal etwas böses von ihm sagen konnte.

Daß ich den Jupiter mit dem Beherrscher des Weltalls vertausche, kann man mir aus einer doppelten Absicht verzeihn. Ich glaubte, ich würde mir den ganzen schönen Ernst dieser Stelle zerstöhren, so bald ich den Nahmen einer Gottheit nennte, die vermöge des Einflusses, den unsre mit der Muttermilch eingesogenen Religionsbegriffe auf unsre geheimsten Regungen haben, eine lächerlich tadelnsvolle Empfindung trotz aller unsrer Philosophie, in der Tiefe der Seele wecken könnte. Sodann wußte ich ja, daß der Nahme Jupiter keinen andern Begriff in dem Kopfe des Römers erzeugen konnte, als den wir uns machen würden, wenn bei uns der gemeine Mann den Ausdruck unser Herr Gott brauchen sollte.

Unmöglich war mirs dabei, die Kleistische Stelle zurück zu halten, die hier vielleicht in der Anwendung eine eben so gute Würkung bei manchem hervorbringen kann, als eine biblische Stelle auf der Kanzel, wenn sie am rechten Orte angeführt wird. Und warum sollte ich denn der ängstlichen Befolgung des Originals eine zufällig verstärkte Würkung aufopfern? So schwer es mir ankam, den juristischen Ausdruck Niesbrauch in meine Uebersetzung aufzunehmen, so unumgänglich schien

schien er mir hier zu seyn, um auf Veranlassung des Horazischen donat & aufert, einen sehr schätzbaren Begriff in der Philosophie des L.bens damit zu bezeichnen. Nicht von den zufälligen Gütern unsers Lebens, sondern nur allein von dem weisen Gebrauche derselben hängt unsre irrdische Glückseligkeit ab.

Ich weiß nicht, ob diese kleinen Winke den aufmerksamen Leser grade auf den Standpunkt hinzustellen vermögend seyn werden, von wo aus ich etwas Verdienstliches an meiner Uebersetzung zu erblicken glaubte: aber das wünschte ich, daß jeder Leser von Einsicht und Geschmack mit mir einen herzlichen Antheil nehmen mögte, an dem unaussprechlichen Vergnügen, womit der nähere Umgang mit den grossen Geistern alter und neuer Zeiten jeden unsrer Versuche belohnt, ihre gegrabenen Schätze zu verarbeiten; und die nahrhafte Kost, womit sie uns bewirthen, unsern Zeitgenossen immer wohlschmeckender und geniesbarer zu machen. Ich glaube, daß unter den Deutschen noch keiner dieses Vergnügen reiner und stärker empfunden habe, als Wieland. Ihm nachzueifern, und wo nicht am tiefen Eindringen in den Geist grosser Originale, und an Reichthum einer durch tausendfältige Beobachtungen, und Versuche bereicherten Sprache, so wie an Umfang zahlloser Ideen und Empfindungen; doch vielleicht an lebhafter Wahrneh-

nehmung und Empfindung des Edeln und Schönen, an sorgfältiger Wahl der feinen Einkleidung unsrer Vorstellungen und Begriffe, an Vermeidung alles dessen, was den entferntesten Schein von Härte oder Gemeinheit der Sprache und des Ausdrucks haben könnte, auf einer andern Seite wenigstens die Wage zu halten, — das schien mir des Versuches würdig zu seyn, zu welchem Wielands großer Genius die Deutschen aufgemuntert hat.

9.

Fernere Anzeige das Lessingische Denkmal betreffend.

Im letzten Juniusstück dieses Journals habe ich angezeigt, daß mir zum Behuf des in Vorschlag gebrachten Denkmals für Lessing, von der Frau Gräfin von Krockow auf Krockow in Westpreussen ein Beitrag von drei Friedrichsd'or angekündiget sey. Dieser ist mir jezt, und zwar mit einem Dukaten vermehrt, so daß er nun überhaupt 17 Thlr. 20 Ggr. in Golde beträgt, übermacht worden. Die Nahmen derer, die dazu beigetragen haben, sind folgende:

1. Der Königlich Preußische Hauptmann Hr. Ullrich.
2. Der Königlich Preußische Oberst, Graf von Krockow.

3. Der sieben Jahr alte Albert Graf von Krockow.
4. Die Demoiselle Jennerich.
5. Die Comtesse Charlotte zu Krockow.
6. Die Fräulein von Grape zu Krockow.
7. Der Herr von Pirch zu Londau.
8. Der Königlich Polnische Herr General, Graf von Krockow.
9. Der Königlich Preußische Lieutenant, Graf von Krockow, vom Regiment von Frankenberg.
10. Der Herr Kriegsrath Cracau.
11. Der Domainen-Amtmann Herr Bolte.
12. Der Herr Kreisrichter Fähnrich zu Neustadt.
13. Die Frau Rittmeistern von Sydon gebohrne von Sydon.
14. Der Herr Domainen-Amtmann Hevelcke.
15. Die Frau von Böhn gebohrne von Brusterling.
16. Die Frau Predigern Hantmann gebohrne Beck-[illegible]
17. Der Königlich Preußische Obrist-Lieutenant Herr von Luck, vom Ebenschen Husaren Regiment.
18. Die Frau von Kamcke gebohrne von Schulenburg.
19. Eine Ungenannte! — —

Außerdem sind mir zu gleichem Behuf von der Freimäurer-Loge in Jever 5 Thlr. zugesandt worden.

Campe.

Anzeige.

In der Hartlebenschen allgemeinen Bibliothek der neuesten juristischen Litteratur für das Jahr 1791. 1. St. wird S. 53. eine sogenannte verbesserte und vermehrte Auflage meiner in der Schulbuchhandlung, Braunschweig 1787. 8. herausgegebenen, Einleitung in die gemeine in Deutschland übliche Lehnrechtsgelehrsamkeit, unter dem Druckorte Frankf. und Leipz. 1791. gr. 8. angezeigt. An dieser zweiten Ausgabe habe ich aber nicht den mindesten Antheil und es ist mir auch gänzlich unbekannt, wer solche veranstaltet haben mag. So viel ich jetzt urtheilen kann, denn die angeblich zweite verbesserte und vermehrte Auflage habe ich bisher noch nicht gesehn, ist es ein bloßer Nachdruck der ersten, wobey man sich nicht einmal die Mühe genommen haben soll, die vorigen Druckfehler zu verbessern. Ich muß daher öffentlich bitten, daß man diese ohne mein Wissen und Zuthun unbefugterweise veranstaltete Ausgabe, weder auf meine Rechnung setzen, noch auch ankaufen möge; da die auf dem Vermehr- und Verbesserungsschilde angegebenen Verbesserungen und Vermehrungen höchst unbedeutend seyn sollen. Ich werde übrigens selbst, so bald es mir nur meine Berufsgeschäfte erlauben, eine neue Ausgabe besorgen und dabei alles sorgfältig benutzen, was man bei der ersten erinnert hat.

Zelle im Lüneburgischen
am 21. Jul. 1791.

Theodor Hagemann,
Königl. Großbrit. und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburg. Hof- und Canzleirath.

In

In der Braunschw. Schul-buchhandlung ist erschienen:

Dringende Bitte und Vorstellung der sämtlichen Einwohner Berlins an die beiden Herrn Stadt-präsidenten Philippi und Eisenhart, der großen Theurung der Lebens-mittel und dem gänzlichen Verfall der Stadt, so weit es Ihnen möglich ist, vorzubeugen. — Auch für andere Städte und Länder brauchbar.

Dieser, mit anständiger Freimüthigkeit verfaßten Schrift, welche in Berlin gedruckt werden sollte, ward von dortiger Censur das Imprimatur unter folgender Abweisung verweigert:

„Diese Piéce kann, wegen ihrer genauen Beziehung auf den gemeinen Mann und des dadurch möglicher Weise zu veranlassenden Mißbrauchs bei dem jetzt herrschenden Geist der Unruhe, nicht gedruckt werden."

den 21sten Jul. 1791.

Meyer.

Glück auf!!!

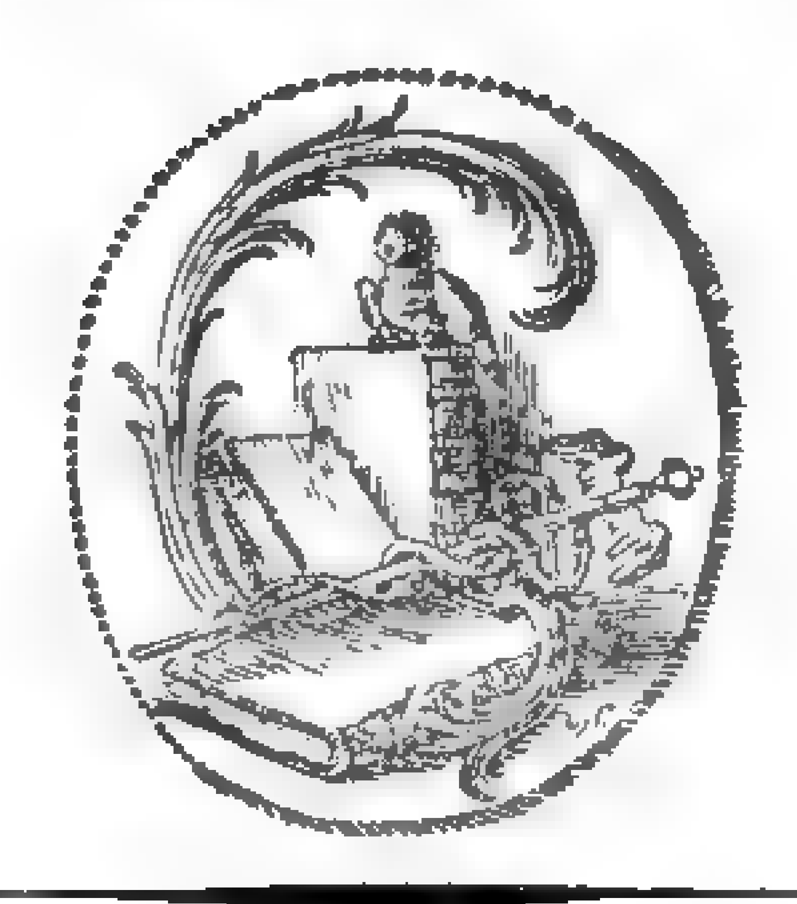
Bergknapp Görge, (Ihr kennt ihn ja wohl, lieben Leute, den Görge) Bergknapp Görge ist vor der Zeit beim edeln Bergwerk Invalide geworden, und muß sich, sein Weib und seine neun gesunden Kinder mit seiner Zitter ernähren. Nun wißt Ihr wohl, wie's jetzt den Zitter-spielern geht, die Orgeler thun ihnen zu vielen Abbruch. Görge ist daher nebenbei ein Bücher macher geworden, und schreibt mit seinem Freunde Hänsel seit dem Anfange des Monats Jul. den Bergmann. Ist kurios zu lesen und kostet quartaliter nur sechs gute Groschen. Dafür bringt Euch der Bergmann alle Woche zwei Stück, Dienstags und Freitags. Wer darauf vorausbezahlt, wird als Gönner und Beförderer des Bergmanns gar ehrenvoll aufgeführt. Man wendet sich mit den Bestellungen an die resp. Postämter jedes Orts, und diese wenden sich an die Fürstl. Zeitungs-Expedition in Braunschweig. Pränumerirt fleißig und gehabt Euch wohl.

Görge.

Braunschweigisches Journal



Herausgegeben
von
E. Chr. Trapp.



Zehntes Stück. October 1791.

Im Verlage der Schulbuchhandlung.

Nachricht.

Dieses Journal wird mit Anfang jedes Monats nach allen Haupt-orten Deutschlands versandt, wo es in den ansehnlichsten Buchhandlungen und auf allen Postämtern, durch Besorgung des hiesigen Hochf. Hofpostamts für 8 ggr. zu haben ist. Vier Hefte machen einen Band aus.

Inhalt.

Der

Der Faden im Labyrinthe der Religionen. 8. Nur für denkende Leser zur Prüfung geschrieben.

Campens (J. H.) Leitfaden beim christlichen Religions-unterrichte für die sorgfältiger gebildete Jugend. 8.

Encyclopaedie der latein. Classiker, 2ten Theils 2ter Band oder Anhang zum 2ten Theil. Herausgegeben von *Koppe.* 8vo. Enthält eine Auswahl aus Phädri Fabeln, von Campe.

Erklärende Anmerkungen dazu, von Schulze. 8vo.

Schnauberts Commentar über das Lehnrecht. 1 Theil. Neue vermehrte Auflage. 4.

Winterfelds (von) Anfangsgründe der Mathematik. 2r Theil. 8. Ein schon mit verdientem Beifalle aufgenommenes elementarisches Lehrbuch, welches zugleich die Stelle einer Methodik für den mathematischen Unterricht vertritt.

Anleitung zur Erziehung eines jungen Hühnerhundes. 8.

Historisch-genealogischer Almanach, die fortlaufende Geschichte der grossen französischen Staatsumwälzung enthaltend. Dritte Fortsetzung, für das Jahr 1792. 16.

Derselbe, auch unter dem Titel: Taschenbuch fürs Jahr 1792.

Die Geschichte ist abermals von Hrn. Hofr. Friedr. Schulz; und die, wiederum in Paris von Ponce verfertigten Kupfer bestehen diesmal, außer einer Vorstellung des grossen Bundesfestes auf dem März-felde, aus einer Folge wohlgetroffener Bildnisse der ersten Mitglieder der National-versammlung, wozu diesmal auch einige Häupter der Partie der Herrscherlinge (Aristokraten) gekommen sind, die sich durch vergeblichen Widerspruch am meisten ausgezeichnet haben. Es sind folgende: 1. Barnave, 2. Rabaut de St. Etienne, 3. Camus, 4. Bergasse, 5. Freteau, 6 Alexander Lameth, 7. Gouttes, 8. D'Aiguillon, 9. Target, 10. Maury, 11. Epremenil, 12. Riquetti (ehemals Mirabeau) der Jüngere.

Nach-

Nachricht.

Der Herr Magister Weddigen zu Bielefeld bearbeitet ein geographisches Handbuch für Kaufleute, welches 2 Theile ausmachen, und wovon der erste zuverlässig auf der nächsten Ostermesse 1792 in unserm Verlage erscheinen wird.

Es soll in ordinair Octav gedruckt werden; und wir versprechen den Käufern korrekten Druck und gutes Papier, hoffen auch, nach den von Kennern bereits eingesehenen Proben zu urtheilen, auch hiemit die Zufriedenheit des Publikums überall und in jeder Rücksicht zu erwerben.

Wer bis den 1sten Februar 1792 darauf baar mit 1 Thlr. pränumerirt, denn nach Vollendung des Drucks ist der Ladenpreis 1 Thlr. 18 Mgr., erhält sein Exemplar auf großes Schreibpapier, wer aber nur subscribirt, bekömmt sein Exemplar auch nur bloß auf Druckpapier. Auf 10 Exemplare wird das 11te frei gegeben. Die Namen der Herren Pränumeranten sollen dem ersten Theile vorgedruckt werden, um deren frühzeitige Einsendung wir also dringend bitten.

Der Herr Verfasser, so wie auch alle ansehnliche Buchhandlungen Deutschland's nehmen sowol Pränumeration als Subscription an.

Lemgo, den 10 September 1791.

Meyersche Buchhandlung daselbst.

Die Schul-buchhandlung in Braunschweig erbietet sich zur besten Besorgung, sowol der beliebigen Subscription als Pränumeration.

Braunschweigisches Journal.

Zehntes Stück.

October 1791.

I.

Schreiben des jetzigen Thorschreibers zu G. vormahligen Kandidaten der Theologie, an den jungen Selbstdenker, über dessen Aufsatz, betreffend des Herrn Doctor Leß Entwurf eines philosophischen Kursus der christlichen Religion, im Braunschw. Journal Februar 1791. S. 113 — 193.

M. H.

Ihr Aufsatz über des Herrn Dr. Leß jüngstes Buch hat mir gezeigt, daß Sie ein scharfsinniger, muthvoller junger Mann sind. Daß sie eben nicht Lust haben Konsistorialrath zu werden, erhellt gleichfalls ziemlich deutlich daraus; wenigstens ergreifen Sie gerade das Mittel, um sich auf im-

mer den Weg zu aller Beförderung auf der theologischen Laufbahn zu versperren. Um Ihnen dies zu Gemüthe zu führen, bin ich so frei an Sie zu schreiben. Bedenken Sie wohl was Sie thun. Sagen Sie mir nicht: Ich will nicht auf mich denken; mag mir das immerhin schaden was ich schreibe, wenn es nur vernünftige Einsichten unter meine Mitbürger verbreitet. Dieser Enthusiasmus wäre löblich, aber er würde mir deutlich zeigen, daß Sie die deutsche Gelehrten-Republik noch nicht kennten. Ja wenn das der Erfolg Ihrer Bemühungen wäre, so wollte ich nichts davon sagen. Allein darf man sich wol den größten Schaden thun, wenn man sieht, es kann nichts oder doch nur sehr wenig nutzen? Läßt sich das mit den Regeln der Prüdenz reimen? Mein lieber junger Freund; es mangelt Ihnen an Erfahrung; erlauben Sie einem alten Mann, der seit vierz'g Jahren den Gang der Wissenschaften in Deutschland beobachtet, Ihnen die seinige vorzulegen. Sie ist mir selbst theuer genug zu stehn gekommen.

Ich habe in meiner Jugend die Theologie mit großem Fleiße studirt. Unglücklicherweise, da die Zeit herankam, wo ich mir die größte Hoffnung zu einer vortheilhaften und mich weiter führenden Beförderung machen konnte, erschien Rousseaus Emil. Sein Bekenntniß eines Vikarius bezauberte mich.

mich. Es schien mir handgreiflich, daß Gott den Menschen seinen Willen nicht mittelbar, sondern unmittelbar bekannt machen müsse. Ich schrieb einen Traktat über diese unmittelbare Bekanntmachung, die die Bibel ausdrücklich lehrt, die auch die Herrn Theologen völlig anerkennen, und zumal zu der damaligen Zeit anerkannten; von der sie aber alle nicht leiden können, daß man ihr bis auf den Grund gehe. Unglücklicherweise mogte ich die Sache viel deutlicher auseinandergesetzt haben, als es das Konsistorium meines Landes, und meine Herrn Patronen gern sahen; sie glaubten zu bemerken, daß wenn meine Sätze den Menschen einleuchteten; so würden sie, und alle von ihnen eingesetzten Pastoren völlig unnütz seyn. Der Heterodoxie konnte man mich zwar nicht beschuldigen, ohne sich selbst auf den Mund zu schlagen; allein ich erhielt die gehofte Beförderung nicht, und man zeigte mir nachher überall so deutlich, ich würde nirgends auf eine erträgliche Art angestellt werden, daß ich, nachdem ich fünf und zwanzig Jahre Informator gewesen bin, endlich einen Thorschreiberdienst angenommen habe, den mir mein letzter Principal, ein Bäcker und Bürgermeister in G. darum angeschaft hat, weil er ein Separatist, und ohngefähr mit mir einerlei Meinung war. Es ist freilich kein so entsetzliches Unglück Thorschreiber zu seyn, zumal da der Dienst

erträglich und bequem ist, und ich durch Anlegung einer Lesebibliothek meine Einnahme verbessert und meinen Zustand sehr versüßt habe! Und ach wie gerne wäre ich Thorschreiber! wenn ich nur sähe, daß mein Buch das geringste gefruchtet hätte. Allein hiemit kann ich mich gar nicht trösten. Ob es zur Vermehrung der Anzahl derer, denen sich Gott unmittelbar offenbart, gedienet hat, und dazu von ihm ist bestimmt gewesen, das weiß, wie Sie leicht denken können, Er allein. Zur Verbreitung wahrer Einsichten unter den Menschen, wozu ich es bestimmt hatte, trug es indeß gewiß nichts bei. Das einzige Journal, was damals existirte, die allgemeine deutsche Bibliothek fand nicht für gut seiner zu erwähnen. Ein kleiner, miserabler Buchhändler, der mir dafür einen Thlr. Honorarium für den Bogen an Büchern gab, hatte es verlegt, und konnte es nicht unter die Leute bringen. Auf die Art ward es in der Geburt erstickt.

Ob ich gleich, wenn ich so mein Traktätchen manchmal für mich durchblättere, dafür halte, daß doch manches Gutes und Wahres darin steht, so will ich gerne zugeben, daß Ihr Aufsatz große Vorzüge vor demselben hat; auch steht er in einem sehr allgemein gelesenen Journale. Allein trotz dessen, glaube ich gar nicht, nach meiner geringen Erfahrung, daß er die geringste Würkung hervorbringen wird, außer, wie gesagt, die, Sie

alles theologische Brodt zu bringen. Es soll mir ziemlich leicht werden, Ihnen das zu beweisen.

Ich will Ihnen einmal vorrechnen auf wie viel Arten Ihre Schrift Nutzen bringen könnte. Entweder Herr Dr. Leß müßte sich mit Ihnen in Streit über die von Ihnen erörterten Punkte einlassen, und sichtbarlich in diesem Streite überwunden werden. Oder er müßte anjetzt eingestehn, Sie hätten Recht gegen ihn, und er gäbe die Vertheidigung seiner Sätze auf. Oder wenn er es nicht thäte, so müßten andere Gelehrte laut und öffentlich anzeigen, Sie hätten in dem Streite Recht, Herr Dr. Leß aber Unrecht. Oder endlich es müßten eine beträchtliche Menge lesender Menschen Ihre und die Lessischen Gründe abwägen, und Ihrer Meinung beitreten, und auf alle Weise sie theils weiter verbreiten, theils auch in sich ereignenden Fällen darnach handeln. Dies letztere ist freilich der Zweck aller gelehrten Arbeiten, die aus Liebe oder Wahrheit unternommen werden, aber es müßte wahrlich eine Nation voller Selbstprüfer seyn, bei der dieses ohne einen eklatanten Streit, wo jeder die Akten des Prozesses selbst lesen will, oder ohne Beihülfe der andern Gelehrten statt finden sollte.

Daß der Herr Dr. Leß sich nie entschließen wird, und wenn man das Unzusammenhängende, und um die Sache recht glimpflich auszudrücken,

das Unlogikalsche seiner Meinungen und Aeußerungen noch so deutlich darthäte, weder die gegenseitigen Schlüsse zu widerlegen, noch auch, wenn er das nicht kann seine Irrthümer einzugestehn, um andre dafür zu warnen, das zeigt die Geschichte seiner gelehrten Laufbahn. Das Eine mögte ihm auch gemeiniglich wol schwer werden; das Andre wäre zu sehr untheologisch.

Im Jahr 1777 ließ ein Ungenannter einen Aufsatz, über den Genius des Sokrates in das deutsche Museum einrücken; worin er zeigte, daß dieser Genius ein eben sowohl bewiesenes Wunder sey, als irgend eines in der christlichen Religionsgeschichte; daß es zum Beweise der Wahrheit einer vernünftigen heidnischen Religion eben so gebraucht werden könne, als letztere zum Beweise der christlichen; Da nun aber vollkommen gleich bewiesene Wunder hier gegen einander stritten, so hebe sich ihre Beweiskraft gegen einander auf, und man könne die Wunder nicht als einen tauglichen Beweis für die christliche Religion anführen.

Hier versuchte es Herr Dr. Leß als Kämpfer aufzutreten. Pfeilschnell schrieb er gegen diesen Aufsatz einige aphoristische Sätze, die er eine Parallel Christi und Sokratis nannte, und die man ihm alle auf sein Wort glauben sollte. Diesem hängte er eine wehmüthige Vorstellung an den Verfas-

fasser an, von dem Schaden, den sein Aufsatz anrichten könnte. Da auf diese Art letzterer dem Publikum als ein schädlicher Schriftsteller vorgestellt wurde, so mußte er wol dieses Leßische Blatt beantworten. In dieser Antwort zeigte er, daß des Herrn Doktors Sätze ganz und gar nicht ausgemacht wahr wären, und bat deh- und wehmüthig theils um Belehrung, theils um Rücknahme des Vorwurfs der Schädlichkeit. So billig es nun gewesen wäre, ihm und den Lesern jenes Journals diese fernere Belehrung angedeihen zu lassen, und zumal den Vorwurf der Schädlichkeit bündiger zu beweisen, oder laut zurück zu nehmen, so ließ sich doch der Herr Dr. weiter auf nichts ein, und scheint seit der Zeit auf gar keine Erinnerungen gegen seine Aussprüche antworten zu wollen.

Haben Sie ein, vor etlichen Jahren herausgekommenes Buch gelesen, welches das einzige wahre System der christlichen Religion betitelt ist? Auf Herrn Dr. Büschings Wort, der in seinen wöchentlichen Anzeigen versicherte: Man mögte das Buch schwärmerisch oder freigeistrisch nennen, so enthielte es doch viel Wahres und viel Wahrscheinliches, kaufte ich es für meine Lesebibliothek und las es. Es ist ein verzweifelt dickes Buch, und es gehört Muth dazu, wenn man es so ansieht, sich dran zu machen, um es durchzulesen. Allein

 mich

mich reizte das, daß es die Lehre vom sechsten Sinn in der Religion (wie Sie es nennen) recht ex professo abhandeln sollte. Was geht uns dies Buch hier an? Werden Sie mich fragen. Recht viel, wie sie gleich hören werden. Der Verfasser greift darin alle die Sätze an, die Sie in des Herrn Dr. Leß philosophischen Kursus nicht begreifen können, und worüber Sie Erläuterung zu haben wünschen; er findet sie eben so unverständlich, und bittet eben so, der Herr Dr. mögte sich doch darüber erklären. Denn sie standen schon alle, nur zum Theil ein wenig anders modificirt, gelehrter aufgestutzt, und nicht mit so vieler homiletisch-neologischer Deklamation vorgetragen, in seiner christlichen Religionstheorie. Daraus hat sie der Verfasser jenes Buchs herausgehoben, ihre Unverständlichkeit, ja man mögte wol sagen, Widersinnigkeit bewiesen, und um Erläuterungen darüber gebeten. Außer den aber von Ihnen gleichfalls angemerkten Punkten, hat er noch verschiedene andere hinzugefügt, die auch gewiß sehr seltsam klingen, und dabei von großer Wichtigkeit sind.

So haben Sie sich mit großem Recht ein wenig über die Zuverläßigkeit lustig gemacht, womit der Herr Dr. von dem jetzigen Zustande der Engel spricht. Es ist aber einer von den Lieblingssätzen desselben, den er hier S. 180 ff. und in der Religionstheorie behauptet, daß Gott die Teufel

nur

nur während Christi Leben habe eine Rolle hier auf Erden spielen lassen, daß sie vor- und nachher von derselben stets weit verbannt waren, wie die Bibel versichere, wodurch nun aller Aberglauben dieser Art vertilgt seyn soll. Hierin findet er einen großen Vorzug der christlichen Religion, weil sonst die Vernunft nicht im Stande gewesen wäre, sich mit Sicherheit von der Furcht vor solchen Wesen zu befreien. Dagegen hat ihm der Verfasser des einzigen wahren Systems bewiesen, 1) daß seine Exegese von 2 Petr. 2. 4. und Jacob. 1. 13, 15. hierüber ganz unstatthaft ist; so daß, wenn sie ein Anderer als ein Theologe gebraucht hätte, die ganze Fakultät ihn laut aushöhnen würde. 2) Daß unser Herr Gott es nicht hätte verkehrter anfangen können, um den Glauben an Teufeln rc. auszurotten, als wenn er die Teufel während Christi Aufenthalt auf Erden hätte kommen lassen, um sie dann ganz incognito zurückzuschicken; zumal da er dabei zwanzig Sprüche im N. T. hat einrücken lassen, aus denen jeder Unbefangene schließen muß, daß sie noch immer ihr Wesen unter uns treiben. 3) Zeige auch der Erfolg, wie wenig Gott bei einer solchen Veranstaltung, den ihm unter gelegten Lessischen Zweck erreicht habe, da funfzehnhundert Jahre lang alle Christen, und bis auf den heutigen Tag noch $\frac{1}{2}\frac{8}{0}$ Theile derselben an Teufel, Hexen u. s. w. glaubten. Wer aber hier-

auf nicht geantwortet hat, das ist der Dr. Leß gewesen.

Doch das ist Kleinigkeit. Mit den Teufeln kann man anjetzt in der Welt wol fertig werden. Die neuern Herrn Theologen geben sie jetzt gerne einem Jeden preiß, so sehr sind sie ihnen im Wege. Hier sind wichtigere Punkte, in Ansehung welcher Herr Leß eben so stumm geblieben ist.

Wenn man Religionsbücher schreibt, woraus die Menschen Unterricht über diesen Punkt schöpfen sollen, so müßte man sich durchaus, wenigstens in den wichtigsten Materien, der höchsten Deutlichkeit und Bestimmtheit befleißigen, sonst macht man seine Leser ja nur noch verwirrter als sie vorher waren. Diese Regel beobachtet Herr Dr. Leß gar nicht. Schon lange hatte ihm der Verfasser des einzigen Systems vorgeworfen, über die Materie vom Glauben spreche er in seiner christlichen Religionstheorie so konfus, daß kein Mensch seine Meinung begreifen kann. Hierauf hat er sich nicht nur nicht weiter erklärt, sondern eben diese Verwirrung in seinem philosophischen Kursus angebracht, wie Sie's ihm, mein junger Freund, ganz deutlich zeigen. Steht wol zu erwarten, daß er gegen Sie seine Meinung vertheidigen oder bestimmter vortragen, oder zurücknehmen werde, da er sie, trotz der triftigen Gründe jenes Schriftstellers, hier nun zum zweiten-

male eben so roh und unverdaut vorträgt. Und doch ist wol in der ganzen Religion keine Materie wichtiger, keine, die genauer bestimmt werden müßte, als diese. Allein gegen bestimmte Begriffe haben unsre neuern Theologen einen tödlichen Haß, und sie haben Recht, denn dadurch würde ihr ganzes System zerstäuben, wie ein Haufe Sand, vor einem großen Orkan.

Indeß verzeihen Sie mirs, so bündig Ihr Räsonnement ist, so gibt es doch einige Punkte, worin ich andrer Meinung bin als Sie, und die will ich Ihnen vortragen, damit Sie sie prüfen mögen.

Vielleicht werden Sie selbst wol eingestehn, daß Sie jenen wahren Glauben, den Gott selbst wirkt, jenen sechsten Sinn, wie Sie es nennen, nicht besitzen, noch aus eigener Erfahrung kennen. Sie sprechen ein wenig zu kavalierement davon, als daß man Ihnen denselben zuschreiben könnte. Auch von mir sey der geistliche Hochmuth fern, daß ich mich rühmen sollte, ihn zu besitzen. Allein, wenn ich mich auch ganz in die Lage eines Nichtgläubigen versetze, so kann ich doch nicht anders als mit großer Schonung und Achtung von diesem Glauben reden, weil ich höchst verehrungswürdige Personen gekannt habe, die ganz besonders

ders davon beseelt schienen; und weil die Nonexistenz der Sache doch durchaus nicht bewiesen werden kann.

Ferner scheinen Sie mir viel zu weit zu gehen, wenn Sie S. 123 fragen: „Muß Gott den Glauben unmittelbar bewirken, wozu dann die Bibel als Mittel? Und wozu denn alle Mühe, die man sich gibt, die Bibel zu erklären?" Das sind zwei ganz verschiedne Fragen, die nichts mit einander gemein haben, und die ich suchen will gehörig auseinander zu setzen.

In Ansehung der ersten Frage, so läßt sich darauf antworten; daß wenn Gott eine Sache thut, so darf der Mensch nicht fragen, warum thut er sie so und nicht anders. Es kömmt darauf an, ob er sie thut oder nicht. Nun werden viele Menschen auftreten, die Ihnen sagen werden, Gott habe den Glauben übernatürlich in ihnen gewirkt: Sie aber können sie nicht widerlegen. Ob Sie es ihnen glauben wollen oder nicht, das steht bei Ihnen; aber ein Argument gegen Sie von der Art und Weise herzunehmen, wie Gott das thut, das können Sie nicht. Dies ist bei den unerforschlichen Wegen Gottes die einzige gültige Antwort auf die erste Ihrer Fragen. Wenn Sie indeß bloß menschlich wahrscheinliche Gründe verlangen, warum Gott diesen Weg vorzüglich gewählt ha-

haben mag, so kann ich davon, deucht mich, sehr wichtige anführen.

Sobald man die Bibel mit den Augen der bloßen menschlichen Vernunft betrachtet, so gestehe ich gern, daß sie ein unzusammenhängendes dunkles Buch ist, aus welchem man machen kann, was man will: Und das thun denn auch die neuern Herrn Theologen alle redlich. Herr Döderlein in seiner Recension, von dem einzigen wahren System der christlichen Religion (S. auserlesene theologische Bibliothek 4ten Bandes 4tes St. S. 290) will den Verfasser darüber aushöhnen, daß er sagt: „Nirgends sey im N. T. ein ordentlicher und deutlicher Abriß der ganzen Pflichten des Menschen.“ Also ein Compendium der Moral, so schreibt dieser Theologe, will er haben, wenn ers für göttlich anerkennen soll! Wahrlich ich sehe nicht ein, was dieses Verlangen Unvernünftiges enthalten sollte, und ich mögte doch wol wissen, wie der Herr Dr. es anfangen würde, das Unvernünftige darin recht bündig zu zeigen. Warum hätte Gott nicht eben so ordentlich schreiben können, als Mosheim, Miller, Leß, rc. Oder warum haben diese Männer geglaubt das thun zu müssen, was Gott für unnöthig erachtet haben soll? Warum ist das in jedem Katechismus geschehn; und leider, wegen der Unbestimmtheit des N. T. selbst, in jedem anders? Freilich wenn

man

unsre Herrn Theologen sprechen hört, so sollte man glauben, alle christliche Parteien hätten nur eine Moral. Aber das ist ein eitles Vorgeben, worüber der Sachkundige die Achseln zuckt. Die kalvinische, die katholische, die wiedertäuferische, die hernhutische, die griechische ꝛc. Moralen sind himmelweit unterschieden, wie Tag und Nacht. Sie sind es in höchst fundamentellen Punkten, ja einige im allerersten, den, von der Anbetung Gottes, so daß sie einander der Abgötterei beschuldigen.

So unnütz indeß die Bibel, ohne göttliche unmittelbare Einwürkung zur Seligkeit ist, und so unnütz sie uns ferner bei dieser Einwürkung scheinen mögte; so läßt sichs doch wol einsehn, warum Gott gerade dieses Vehikulum des wahren Glaubens gewählt; und was er dabei für Absichten in Ansehung der Nichtgläubigen gehabt hat.

Wenn die Bibel gar nicht existirte, so würden sich die Europäer gewiß selbst eine Religion gemacht haben, wie sie denn auch eine hatten, ehe sie jene kannten. Diese Religion hätte sich ganz genau mit der Staatsverfassung vereinigt. Der Regent des Volks hätte sich entweder der Religion bemächtigt; oder das Oberhaupt der Religion hätte die Regierung an sich gerissen. Daraus wäre ein Despotismus entstanden, dessen Fesseln man nie hätte zerbrechen können. Wie hätte das Volk das dop-

doppelte Joch despotischer Regenten sammt ihrer Helfer, und der Pfaffen abwerfen wollen? Und wie hätten diese nicht alle unsere Fortschritte zu höherer Vervollkommnung gehemmt?

Wäre die Bibel ordentlich und deutlich abgefaßt, so hätte auch dieses alle Verbesserungen unsers Zustandes verhindert. Durch ihre Bestimmtheit und Deutlichkeit hätte sie uns an den Grad der Aufklärung, der gerade zur Zeit ihrer Bekanndmachung herrschte, fest gebunden. Staatsverfassung, Kenntnisse, Einsichten, Sitten und Gebräuche; alles wäre unwandelbar geblieben, und das menschliche Geschlecht wäre in den Zustand einer unheilbaren Stockung gerathen, der gewiß höchst traurige Würkungen hervorgebracht haben würde, wovon wir am Orient einen sonnenklaren Beweis haben. Um sich davon zu überzeugen, betrachte man nur China, wo Religion und religiöse Schriften ganz vernunftmäßig und immer noch verständlich abgefaßt sind, und wo das menschliche Elend viel größer als bei uns, dessen Ziel und Ende aber ganz unabsehbar ist.

Woher ist aber diese, der Vernunft so auffallende Unordnung im N. T. gekommen? Daher weil die christliche Religion sich ganz im Dunkeln angesponnen und anfänglich verbreitet hatte. Die Lehrer und die Gemeinen wußten wenig von einander, Jeder schrieb zwar eigentlich das, wozu

ihm

Gottes Geist antrieb, aber allemal was ihm in den Augenblick nöthig und nützlich schien. Alles wurde verborgen gehalten, bis die Partei so zahlreich ward, daß sie nicht lange unbekannt bleiben konnte. Diese Procedur war allerdings der Ordnung, dem Planmäßigen, der Deutlichkeit in den biblischen Büchern gewaltig entgegen; aber welche herrliche Würkung hat sie sonst nicht gehabt. Bei der Anschwellung der christlichen Religionspartei empfand die regierende und anders denkende Macht Erschütterungen, die sie bewegen mußten jener Partei entgegen zu arbeiten. Dadurch entstand ein Grundhaß zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht, der keiner erlaubt hat, unerschütterliche Wurzeln zu fassen, und deshalb ist die Menschheit immer im Stande gewesen, jede von beiden über den Haufen zu werfen, sobald sie ihr unerträglich ward.

Auf Ihre zweite Frage, warum die Bibel muß erklärt werden, will ich antworten, wenn Sie mir erst sagen wollen, was Sie unter dem Worte erklären verstehn? Meinen Sie darunter Uebersetzen, in die jedem Volke verständliche Sprache; oder ihren wahren Sinn ausforschen und erklären, als welches auch in derselben Sprache geschehn kann, worin ein Buch geschrieben ist? In Ansehung des letztern gestehe ich Ihnen gern, daß es für die Religion, für den göttlichen Zweck derselben,

hen, für die sogenannte civitas Dei höchst unnütz ist. Uebersetzt mußte die Bibel allerdings werden. Aber eine ungekünstelte, sich genau an das Wort haltende Uebersetzung ist gewiß die einzige nöthige und nützliche für den Gebrauch der wahren Gläubigen.

Unterdessen scheint es mir ein ganz offenbarer Zug der göttlichen Providenz, daß sie das N. T. erstlich in einer Sprache schreiben ließ, die bald darauf ausstarb, und denn, daß diese Sprache gerade die griechische war. Durch jenes nöthigte Gott die Menschen, daß sie fremde Sprachen studiren mußten, und diese Beschäftigung allein war schon hinreichend, ihre Verstandes-fähigkeiten in Thätigkeit zu erhalten und sie vor Stockung zu bewahren. Indeß wenn das Volk, dem diese Sprache gehört hatte, unwissend, abergläubisch, roh und barbarisch gewesen wäre, so hätte diese Thätigkeit des Geistes eine ganz falsche Richtung bekommen können. Man sehe z. B. den Zustand der Gelehrsamkeit bei den Juden an, die sich gerade in diesem Falle befinden; man bedenke, was er vollends gewesen seyn würde, wenn sie nicht unter uns gelebt hätten. Also setzte Gott dieser Anstalt die Krone dadurch auf, daß er dazu die griechische Sprache wählte. Unbegreiflich ist es dem historischen Grübler, wie eine im Judenthum gebohrne Religion, deren erste Lehrer

lauter Juden waren, Bücher hat, die angeblich von diesen Lehrern herstammen sollen, und die doch alle griechisch geschrieben sind. Seine Vernunft will das nicht begreifen, der historische Glaube fängt an zu wanken; allein herrlich sind die Folgen dieser Veranstaltung gewesen. Die Griechen sind die große Urquell aller menschlichen Vernunft.

Graiis dedit ore rotundo
Musa loqui.

Diese Veranstaltung war Schuld daran, daß so mancher griechischer Autor gerettet worden ist. Hier sieht man recht das kleine Bett von Moos, worin der Funken gelegen hat, der das Licht der Vernunft immer wieder anzünden konnte, sobald es geschwenkt ward. Daß die Menschen so lange vor dem Strahle der Vernunft die Augen verschlossen haben, um nur den Strahl der Sprache hinein zu lassen, ist menschlich zu reden nicht der gütigen Vorsehung Schuld; wir waren gewiß noch nicht gehörig vorbereitet dazu. Anjetzt fängt es aber an in der Welt ein wenig anders zu werden.

Und wem hat man dieses zu verdanken? Großentheils den Zänkereien der Herrn Theologen über ihre verschiedne Erklärungen der Bibel. Unmittelbar haben freilich ihre Erklärungen und Erläuterungen der innern Religion, wie begreiflich, gar nichts,

nichts, und der äußern eben so wenig geholfen. Die heilige Schrift scheint vielmehr anjetzt noch dunkler, die Menschen in Ansehung ihres Sinnes noch verwirrter als ehemals. Die Theologie ist anjetzt der wahre babylonische Thurmbau. Allein mittelbar haben alle diese Arbeiten viel gefruchtet. Durch sie ist es verhindert worden, daß keine Erklärung derselben recht feste Wurzeln hat fassen können, so daß immer die Möglichkeit da geblieben ist, die Religion in ihre wahre Verhältnisse zurückzubringen, wozu es auch immer mehr Anschein gewinnt. Sie haben auch Zank und Streit befördert; freilich wol auch Mord und Todschlag; aber das war eine nothwendige Ungelegenheit. Wer weiß aber nicht wie sehr Zank und Streit alle menschliche Kräfte anspannen! O wahrlich gegen diesen Vortheil ist selbst das Blut so vieler Millionen Menschen, das wegen der Erklärungen der Herrn Theologen geflossen ist, wenig zu achten. Denn durch diese Streitigkeiten hat sich das europäische Menschengeschlecht zu dem hohen Range erhoben, worauf es in der Welt steht, und worauf durch dasselbe alle Bewohner der Erden, wie es scheint geleitet werden sollen, unter welche es sich immer mehr ausbreitet.

Hier haben Sie also meine Gedanken über die, von Ihnen aufgeworfene Frage, und sonach sehe ich nichts als hohe Weisheit in der von Gott ge-

troffenen Einrichtung zum Heil der Auserwählten, so sonderbar sie dem ersten Anblick nach scheinen mag. Da Sie doch wenig theologisches an sich haben, so glaube ich gewiß, daß wenn ich Ihnen zu irren scheine, Sie mich widerlegen werden. Wenn Sie aber finden, daß ich Recht habe, so werden Sie auch gewiß der Wahrheit Ihr Zeugniß nicht versagen.

Ich muß Ihnen noch einen Punkt anführen, worüber Herr Dr. Leß auch nicht gut gefunden hat, sich näher zu erklären, und der gewiß zu den allerwichtigsten gehört. Es ist der von der Duldung, welche man anders denkenden schuldig ist, und die man Toleranz nennt, durch diese Benennung aber grade die Intoleranz zeigte, womit das angenommene Religionssystem die Seele anfüllt. In seiner christlichen Theorie hatte dieser Gottesgelehrte einige sehr intolerante Grundsätze geäußert; und zwar unter andern den: daß Regierungen einen Gotteslästerer zwar nicht strafen, aber doch verbannen sollten und müßten; als wenn Verbannung keine Strafe wäre! Dabei hatte er wohlweislich unterlassen zu bestimmen, was ein Gotteslästerer wäre. Da er auch irgendwo in eben dem Buche die Reformirten beschuldigt, daß ihre Vorstellung von Gott ein erschrecklicher, ein scheußlicher, der aller erschrecklichste Irrthum sey; so scheint es fast, als wenn diese Sekte, wenn einmal

mal Herr Dr. Leß ein Land regieren sollte, unter seinem Scepter nicht besser fahren würde, als unter Ludwigs des 14ten Regierung; und daß er sich für verpflichtet halten würde, alle ihre Anhänger als Gotteslästerer, aus seinem Gebiete zu jagen.

Man wird mir zwar einwenden, er führe in dem philosophischen Kursus eine ganz andre Sprache, da heißt es, die christliche Religion gebiete die allgemeinste Toleranz. Da läßt er nicht nur die Katholiken, sondern die Reformirten, die Schwärmer, die Rationalisten, ꝛc. für ächte Christen passiren. Allein er hat doch seine vorige Aeußerung nicht widerrufen; und was noch schlimmer ist, seine gegenwärtige ist nicht deutlich bestimmt. Denn die Frage ist gar nicht, ob die christliche Religion tolerant ist, sondern ob es die Obrigkeit seyn soll. Das hätte der Herr Doctor Leß recht deutlich sagen sollen, zumal in einem Buche, welches die Religionsgrundsätze enthält, die er den jungen englischen Prinzen beigebracht hat. Die können wol gar einmal selbst Regenten werden, oder zum wenigsten Gelegenheit haben, als Lords im Oberhause ihre Stimme über die Testakte und andere religiöse Einrichtungen ihres Vaterlandes zu geben, und die müßten also wohl genauer unterrichtet werden, wie sie sich dabei zu verhalten haben. Allein weit gefehlt, daß der

Herr Doctor in dem 73sten §. S. 432. ff. der von der Obrigkeit handelt, hierüber ein Wort sagen sollte, so finde ich vielmehr, daß er da die Könige und Königssöhne sehr zur Intoleranz anhetzt. Das geschieht zwar auf eine indirekte Art, aber doch so kräftig und so geschickt, daß es kein Jesuit listiger anfangen könnte, um seinen Zweck zu erreichen, und doch den Schein eines Lehrers der Toleranz beizubehalten.

Lesen Sie einmal, ich bitte Sie, den Anfang des eben angeführten §. Da heißt es: „Eins der sonderbarsten Phänomenen in der Welt stellet die bürgerliche Gesellschaft dar. — Millionen Menschen unterwerfen sich dem Willen eines einzigen. — Die stehenden Armeen unsrer Zeit lösen dieses Räthsel nicht; sie verwickeln es noch mehr. — Bei dem größten Theile, oder fast bei allen, den schlechten Menschen, wie den bessern, ist die Religion, sie sey noch so mangelhaft und mit Irrthümern vermengt, die wahre, wenigstens die Hauptursache jener Unterwerfung. Es giebt folglich kein kräftigeres Mittel die Staaten zu sichern, in ihnen Ruhe und Ordnung zu erhalten, als die Religion.“ Kann man wol kräftiger die Intoleranz predigen, als in dem man den Regenten sagt, die Religion sey zur Erhaltung ihrer Gewalt nöthig. Der am Ende hinzugefügte Zusatz macht die Sache gar nicht gut.

Es heißt da: Je erleuchteter und kräftiger diese ist, desto sichrer und vollkommner wird die Wohlfahrt der Länder und bürgerlichen Verfassungen" Wer kann bestimmen, welche Religion am erleuchtesten ist? Nur die wahre ist die erleuchteste, und Jedermann glaubt ja die wahre zu haben. Also wird jeder König nothwendig, seiner Sicherheit wegen, alle andre Religionen, außer der seinigen, unterdrücken müssen. Außerdem ist es ja durch die allgemeine Erfahrung, selbst durch die von der Gründung des Christenthums ausgemacht, daß jede Veränderung in der einmal eingeführten Landes-religion Zerrüttungen nach sich zieht. Darum sind Könige geköpft, erstochen und vergiftet worden. Nach diesem Grundsatze also muß ein Regent zum wenigsten die Landes-religion, sie sey dumm oder klug, aufrecht erhalten, wenn der Staat in seiner Ruhe und Ordnung bleiben soll.

Es könnte jemand hier vielleicht einen Widerspruch finden. Hr. D. Leß erhebt an manchen Orten die wahre Natur-religion, die reine, auf die menschliche Natur sich gründende Moral so hoch, als möglich, und behauptet, das Christenthum sey eigentlich nur eben diese etwas erhöhte, vergewisserte und durch Motiven verstärkte Lehre. Hiernach sollte man glauben, er würde eingestehen müssen, daß nächst dem recht geläuterten

 Chri-

Christenthum, das heißt doch vermuthlich dem Leßischen, würde keine Religion so fähig seyn, die Staaten zu sichern und Ruhe und Ordnung darin zu erhalten, als die Natur- und Vernunftreligion. Allein bemerken Sie wohl, welche Hinterthür er sich an dem Beiworte kräftig offen gelassen hat, indem er sagt: „Je erleuchteter und kräftiger die Religion ist, desto sichrer und vollkommner wird die Wohlfahrt der Länder." Die Natur-religion ist wohl erleuchtet, aber nicht kräftig, niemals so kräftig, als eine, die sich auf Offenbarung gründet. Kräftig aber muß die Religion seyn, die die Wohlfahrt der Staaten gründet; sehr kräftig; je kräftiger je besser. Folglich ist jede Sekte des Christenthums Mahometismus, Judenthum, die Religion der Samojeden und der Ostiäken immer besser für den Staat als Naturalismus; denn letzterer ist wohl erleuchteter, aber nicht so kräftig. Ist das der Sinn, der aus diesen zusammengesetzten Sätzen des Hrn. Doctors fließt? Dann, ihr Könige, steigt von euren Thronen; geht der spanischen Inquisition entgegen; holt sie in eure Staaten ein; umarmt sie; sie ist eure beste Freundin; besser als eine Wacht von hundert tausend tapfern Kriegern. Hierüber wird Hr. Leß sich auch wol nicht deutlich zu erklären für gut finden, welches doch nöthig wäre, wenn seine Schüler oder Leser aus so un-

zu-

zusammenhängenden Behauptungen etwas brauchbares für das praktische Leben lernen sollten. Allein ächt-theologisch ist meine Erklärung seiner Worte; denn kein Thier ist den Theologen verhaßter, als der, der an keine Offenbahrung glaubt, deren Mittelsmänner Priester oder Prediger rc. sind. Ein Ostiäke ist ihnen viel lieber, aus dem kann doch einmal ein Schäfchen für ihre Weidung werden, aber aus den, der ihre Mittlerschaft verwirft, durchaus nicht.

Die Hauptfrage bleibt immer diese: Ist die Religion ein nothwendiges Triebrad in der politischen Maschine? Dies nun bejahet, wie man sieht, Hr. Dr. Leß, und mit ihm alle diejenigen neuern Theologen, welche sich bemühen, das Christenthum, wie man es nennen mögte, zu verphilosophieren, und dann hat es mit aller Toleranz eben sowohl ein Ende, als in Lissabon, oder in Madrid. Wir bekommen alsdann nur statt der Inquisition ein neues Monstrum, nämlich ein christlich philosophisch-politisches Glaubens-gericht. Chimära mit dem Jungfrauen-Gesichte, dem Löwen-Körper, den Drachen-Flügeln, die Feuer und Gift ausspeit, ist in ihrer Art kein so seltsam zusammengesetztes Ungeheuer. Ohne allen Vergleich läßt sich's mit den alten Theologen hierin viel besser fertig werden, denn die sehen doch

die Religion bloß als den Weg zur Seligkeit an, und geben zu, daß Gott die Menschen selbst und allein darauf führt. Ich weiß wohl, daß die mehrsten dieser Theologen die natürlichsten Folgen dieser ihrer Prämissen nicht haben gelten lassen wollen, denn Pfaffen bleiben ewig Pfaffen. Indeß haben doch viele die Folgerungen gut geheißen. Ja! was noch mehr ist, in der intolerantesten aller christlichen Religionsparteien haben sich die Jansenisten in Frankreich aus Anhänglichkeit an diese Grundsätze geweigert, Antheil an den Verfolgungen gegen die Reformirten zu nehmen. Wenn aber auch die Theologen des alten Systems die Folgerungen, die aus ihren Sätzen fließen, nicht gelten lassen wollten, so leuchteten sie am Ende doch den Regierungen ein, welche der inkonsequenten Wuth jener schlechten Logiker Gränzen setzen würden. Auch eine größere Menge Menschen wird täglich von ihrer Richtigkeit überzeugt, und es vermehren sich die Anhänger solcher Sekten, worin diese Folgerungen in ihrer ganzen Kraft angenommen werden, bei denen ein Freund der Denkfreiheit immer Zuflucht findet; und ihre Bemühungen reissen den Schleier immer weiter auf, der das Licht der Wahrheit deckt, der grossen Wahrheit, daß die Religion bloß eine Sache zwischen Gott und jedem einzelnen Menschen ist, worein sich kein Dritter, wenn ihn der interessirte Theil nicht

selbst

selbst dazu auffodert, ohne ein Verbrechen zu begehen, hinein mischen darf.

Ja, ja. mein Freund, man mag sagen, was man will, sobald die Religion nicht bloß Weg zum Himmel, sondern Staatsmaschine ist, dann gute Nacht alle Denkfreiheit, dann haben wir den abscheulichsten politischen Papismus, den man sich nur vorstellen kann. Funfzehnhundert Jahre und länger hatten sich, die Regierer der sichtbaren Kirche, von der Gott und Christus nicht wissen, und die eben deswegen immer ein Spiel aller menschlichen Leidenschaften ist, auf den Rücken der Menschheit geschwenkt, und sie nach ihrem Sinne geritten. Da sie es aber gar zu bunt machten, wurden sie hie und da abgeworfen, und es schien, als wenn dies Schicksal sie an mehrern Orten bedrohete. Nun vermischten unsre neueren Theologen bloß deshalb Religion, Moral und Politik so fein durch einander, um sich dadurch einen Haken zu verschaffen, womit sie sich auf der andern Seite wieder auf den Rücken der Menschheit hinauf schwingen können, von dem sie auf der einen herabgefallen sind. Da wird von nichts als Vernunft, Philosophie, Religion und Toleranz gesprochen, aber denn doch immer behauptet, die Toleranz müsse Gränzen haben, und die Sicherheit des Staats erfodere Aufrechthaltung der Religion. Und sagen Sie mir nicht, daß die Her-

ren die Tendenz ihrer Sätze nicht einsähen, und bloß aus Mangel an gesunder Logik irrten. Dann würden Sie doch wol die Gränzen ihrer Toleranz bestimmen. Dafür hüten sie sich aber sorgfältig. Gerne mögte ich hier einen bitten, daß er doch nur einmal sagte, wie weite oder enge Gränzen sie der Freiheit zu denken, und seine Gedanken bekannt zu machen, setzen wollen. Allein dann thäte ich gerade das, wovon ich Ihnen hier zeigen will, daß es fruchtlos ist, und das wäre wol sehr lächerlich. Nein, nein die Herren wollen ihre Sätze nicht bestimmen. Sie wollen mit Fleiß daraus alles machen können, was der jedesmalige Zeitpunkt gestattet. Sonst würde doch einmal einer ein Buch über Toleranz geschrieben, und darin ihre Meinung über diesen so höchst wichtigen Punkt genau angegeben haben.

Wenn man vernünftiger Weise hoffen dürfte, daß Herr Doctor Leß antworten wollte, so ließen sich wahrlich eine ziemliche Menge Fragen, über Sätze aus seinen Schriften an ihn thun, die ohne Erläuterungen ganz unbegreiflich sind. Ich will hier nur etliche zur Probe anführen.

1) Im philosophischen Kursus sagt er S. 103. das Buch Esther und das Hohelied habe man in spätern Zeiten der Sammlung der heiligen Bücher des A. T. einverleibet. S. 110. versichert er dagegen: Es ließe sich an der Authentität eben die-

ser

ser Schriften nicht zweifeln. Da mögte man nun wol von ihm hören, worauf er den Beweis der Unächtheit des Buchs Esther und des Hohenliedes gründet. Auf historische Data? Die wären wir neugierig zu lesen: Denn sie wären gewiß ganz neu. Im Fall dergleichen aber nicht existiren, so frägt man: wie man von der Authentität von Büchern versichert seyn kann, worin falsche Bücher eingeschaltet sind, die doch alle Charaktere der Authentität mit den andern gemein haben?

2) Wie kann er behaupten, daß die Annahme der christlichen Religion für Christen allein eine nothwendige Bedingung des ewigen Heils sey, und nicht für die Nichtchristen, wenigstens nicht für die, die eben sowohl Gelegenheit haben diese Lehre zu kennen, wenn sie nur wollen als die Christen, z. B. die unter uns lebenden Juden. Ists für diese nicht eben so pflichtwidrig einen höhern Grad von Glückseligkeit von sich zu stoßen, als für jene (S. S. 221. des philos. Kursus) Wer kann so unbegreifliche Sätze zusammenreimen, vortragen und verlangen, daß sie jemand annehmen soll? Wer erkennt da nicht den Theologen, den es verdrießt, daß jemand aus seiner Schule läuft, und der ihm Gottesrache androht, wenn er ihn nicht durch menschliche vertilgen kann, und doch dabei immer die Miene der Sanftmuth und der Duldsamkeit annehmen will, weil er besorgt die ehemalige

lige zornige und herrische möge jetzt zum Gespött geworden seyn.

3) Werden sich seine Scholaren, die englischen Prinzen, nicht wundern, wenn sie einmal das N. T. recht aufmerksam lesen, und finden darin einer ganz unverzeihlichen Sünde erwähnt (der Sünde gegen den heiligen Geist), wovon ihnen ihr Religionslehrer nicht ein Wort gesagt hat.

4) Sollten diese Herren auch einmal eine recht richtige Logik lernen, oder sie von der gütigen Hand der Natur erhalten, so werden sie es auch nicht begreifen, wie man in ihrem Kopfe zwei so widersprechende Sätze hat zusammen reimen wollen, als den: daß Gott allwissend, allmächtig und allweise sey; daß er alles Zukünftige wie das Gegenwärtige und das Vergangene wisse; und den: daß der Fall der ersten Menschen ohne, ja wider seinen Willen geschehn sey; daß er diese mit Allem ausgerüstet habe, was nöthig war, um diesen Fall zu vermeiden; benebst allen den Folgerungen dieser Vorstellungsart. Werden sie nicht finden, Herr Doctor Leß habe es in seinem Buche mit unserm Herr Gott eben so gemacht, wie die Hofleute mit ihrem Regenten. Alles, was sie nur für gut und schön halten, schreiben sie ihm zu, und schmeicheln ihm so auf alle Weise; thut er etwas, wovon sie glauben, daß es nicht taugt; so hat ers nicht gethan: Bei Leibe nicht!

Das

Das ist wider seinen Willen geschehn. On a surpris la réligion de Votre Majesté, war ehemals die dabei übliche Redensart der Franzosen. Ein richtig räsonnirender Mensch, der nicht die Schwachheit hat, vor richtigen Folgerungen solcher Prämissen zu erschrecken, die er einmal als wahr anerkannt hat, muß eingestehn, daß Gott entweder nicht der Schöpfer aller Dinge, oder nicht allwissend und allmächtig ist, oder endlich, daß Schöpfung, Fall und Erlösung, Tugend und Sünde, Selige und Verdammte, Gottes eigenthümliches Werk, präcise Würkungen seines ewigen Willens sind. Ich begreife nicht wie man, ohne groben Anthropophysiologismus hiebei die geringste Schwierigkeit finden kann. So wie Gottes Vorstellungsart, und seine ganze Existenz, auch nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit der unsrigen haben kann, so muß es sich ja eben so mit seiner Güte und seiner Gerechtigkeit verhalten, welches auch die heilige Schrift an mehr als einem Orte sagt. Allein davon wollen die Herren Geistlichen nichts hören; denn wenn die Menschen aufhörten Anthropophysiologisten zu seyn, so würde auch ihr Ansehn bald ein Ende haben.

Doch ich lenke wieder ein: wozu sollte ich Fragen auf Fragen häufen, von denen ich Ihnen selbst sage, daß keine Antwort, keine Erläuterung darauf erfolgen wird. Herr Doctor Leß wird nicht

nicht erklären oder beantworten, was weder erklärt noch widerlegt werden kann; und gestehn, daß seine Sätze keinen Grund haben, daß ihnen logikalische Richtigkeit fehlt, das wird er noch weniger.

Wenn sich so etwas von den Verfassern der Bücher selbst nicht erwarten läßt, werden Sie meinen, so könnte es doch von Seiten vieler andrer Gelehrten geschehen, die entweder denjenigen widerlegen würden, der ihrer Meinung nach, falsche Einwendungen gegen einen solchen Schriftsteller in einer so wichtigen Materie vorbrächte; oder ihm laut den Sieg zuerkennen würden, wenn seine Einwendungen unbeantwortbar wären. Wahrlich diese Gedanken sind aus einer feinen Ideen-Welt gekommen; allein mit der reellen deutschen Gelehrten-welt haben sie ganz und gar keine Gemeinschaft.

Die Sätze, die Sie vorgetragen haben, sind theologisch, oder werden dafür gehalten, weil das Gebiet der Theologie sich bei uns verzweifelt weit erstreckt. Von wem erwarten Sie nun also wol solche Schritte als die hier angegebnen? Von den Theologen? Mein junger Freund! Mit der Hofnung kommen Sie um dreißig Jahr zu spät. Die Gegner dieser Herrn haben sich über ihre Zänkereien so lustig gemacht, daß sie beschlossen haben, sich gar nicht mehr zu zanken. Es mag einer un-

ter ihnen noch so groteske Sätze vortragen, die andern lassen ihn alle gehen; höchstens wirft ihm hie und da ein Kollege ganz in der Stille einen Konsistorialprozeß an den Hals, weil das nicht so viel Aufsehn macht als Streitschriften. Wenn aber vollends solche Sätze in einem Buche vorkommen, das eine Antwort gegen Widersacher der Theologen heißen soll, dann mag es enthalten was es nur will, entweder es wird gelobt, oder doch, wenn das nicht möglich ist, gar nicht erwähnt, um nichts dagegen sagen zu dürfen. Dann könnte wahrlich einer auftreten und behaupten, Gottes geschriebenes Wort wären keine Gebote und Gesetze für uns Menschen, diese kuriose Behauptung würde doch ganz stillschweigend passiren. Also von den Theologen läßt sich Erörterung oder Anerkennung solcher Sätze, die ihnen nicht angenehm sind, heut zu Tage gar nicht erwarten.

Noch widersinniger wäre es aber, wenn man die Nichttheologen dazu fähig halten wollte, dergleichen zu thun. Die lieben ihre Ruhe und Bequemlichkeit viel zu sehr, als daß sie sich in Streitigkeiten mischen sollten, die sie nichts angehen.

„Nichts angehn!“ Höre ich Sie rufen und aufspringen, wenn Sie derjenige feurige junge Mann sind, den ich mir vorstelle. „Geht Wahrheit nicht jeden Freund der Wissenschaften an? Und was für Wahrheiten? Solche, die die Grund-

lage aller Denk- und Untersuchungsfreiheit aus- machen. Ist nicht die Theologie immer der große Stein des Anstoßes gewesen, woran alle erhab- nen Lehrer neuentdeckter Wahrheiten gescheitert haben. Sagen nicht noch unsre Theologen einmü- thig, obiger Freiheit müßten Schranken gesetzt werden; und wenn nun Schriftsteller sie nöthigen wollen, sie wenigstens genau zu bestimmen, und deutlich zu sagen, wie stark die Vernunft gekne- belt werden soll, um sich nicht immer auf eine tückische Art die Mittel vorzubehalten, nach den Umständen, die Stricke anzuziehen oder loszu- lassen; sollte das ein Unternehmen seyn, das die andern nichts anginge? Läßt sich so was denken; geschweige denn sagen?"

Alles sehr wahr, junger Mann, aber gar nicht der Art gemäß, wonach in unserer Gelehr- ten-Republik verfahren wird. O die ist wahr- lich ein gar kurioses Ding! Ihnen hier das ganze Bild derselben zu schildern, das mögte wol etwas zu weitläuftig seyn. Aber einige Züge herzuzeich- nen, kann ich mich nicht enthalten, da es Ihnen, als einem jungen Manne, von Nutzen seyn kann. Ich überlasse es Ihnen, wenn Sie alles recht überlegen wollen, zu entscheiden, ob ich Recht habe oder nicht.

Die größte Thorheit von der Welt wäre es, wenn Jemand glaubte, Ruhm und Ehre in der

deut-

deutschen Gelehrten-Welt dadurch zu erhalten, daß er neue Wahrheiten vortrüge, und eingewurzelte Vorurtheile bestritte. Außer fünf oder sechs Thoren, die auf der Oberfläche dieses weitläuftigen Reiches leben, und für Wahrheit, für Menschenwohl, für Rechte der Vernunft ein warmes Gefühl hegen, worüber sie sich oft selbst vergessen, denken alle übrigen Gelehrten bloß auf sich. Ein Titel, eine Vermehrung ihrer Einkünfte um etliche hundert Thaler, das ist ihr einziger Gedanke. Deshalb enthalten sie sich nicht nur Wahrheiten zu verkündigen, die den Mächtigen misfallen können, sondern sie grübeln recht darauf, welche Sätze diesen wol angenehm seyn mögten, um diese unaufgefodert zu behaupten, und auf möglichste Art auszuschmücken. Zu Erreichung ihres Zweckes brauchen unsre Gelehrte nicht Ruhm, sondern Ruf, daher suchen sie den auch auf alle Art und Weise zu erhalten, und gebrauchen dazu die seltsamsten Mittel. Um jenen bekümmern sie sich aber ganz und gar nicht. Diese Sätze sind hart, aber sie sind wahr, und tausend Eräugnisse in der deutschen Gelehrten-Welt beweisen ihre Wahrheit.

Bemerken Sie fürs Erste gütigst, daß die einzige Wissenschaft, wo ein reger Untersuchungsgeist bei uns zu leben scheint, die Metaphysik ist. Allein bemerken Sie auch, daß das gerade die Wissenschaft ist, die am weitesten außerhalb den Ge-

sichtskreis der Mächtigen liegt. Ich bin weit entfernt ihren grossen Einfluß auf die Menschheit zu bestreiten. Ich gestehe, daß sie eigentlich dazu gemacht ist, eine Generalrevolution in derselben zu bewürken. Allein erstlich kann sie das nur durch einen grossen Umweg; zweitens hemmt eine Ursache ihren Einfluß ganz erstaunend, nämlich ihre genaue Verbindung mit der Theologie. Diese nöthigt die Herrn Metaphysiker selbst, daß sie ihren Erfindungen ein Mäntelchen umhängen, um ihnen ein so gutes theologisches Ansehn zu geben, als möglich. Das ist ihnen nun wohl zu verzeihen, denn wahrlich der theologische Haß ist ein so furchtbares Ding, daß ein Katonischer Muth dazu gehört, sich ihm bloß zu stellen. Aber die andern Gelehrten, anstatt wie sie sollten, ein Stückchen nach dem andern von dem Mäntelchen herunter zu schneiden, um die Wahrheit ganz zu zeigen, nähen wol gar noch neue Flicken daran, um sie mehr zu verbergen. Was aber die Herren Theologen selbst anbetrift, so sind sie anjetzt so gewitzt, daß sie gleich das Mäntelchen ergreifen, es so gut sie können an ihr System annähen, und der ganzen Erfindung dadurch alle Mittel benehmen, ferner zur Erleuchtung der Menschen zu dienen. Wenn ein mächtiger Athlet in der philosophischen Laufbahn auftritt, so wissen sie ihm und seinen Anhängern auf der einen Seite so zu schmei-

cheln,

und ihnen auf der andern so die Zähne zu weisen, daß er sich die Verstümmelung seiner Erfindungen gern gefallen läßt, und von der Zeit erwartet, daß sie einmal in ihrem ganzen Glanze erscheinen werden. Aber darinn irrt er sich, sie werden von dem theologischen Nebel immer mehr verfinstert, und am Ende ganz unkenntbar. So ist es der Leibnitzschen und Wolfschen Philosophie ergangen, und daß man anfängt, so mit der Kantischen zu verfahren, ist aus gegenwärtigen Lessischen sogenannten philosophischen Kursus allein schon sichtbar.

Ich bitte Sie, um zu beweisen, daß man in Deutschland für das Recht frei zu denken, und zu schreiben eifert, führen Sie mir nicht an, daß einmal in einem gewissen Lande, ein gewisser theologischer Minister war, der gewisse Einrichtungen machte, die gewisse Prozesse veranlaßten. Das sind theologische Zänkereien, dergleichen es immer gegeben hat. Das sind zwei Sekten von Bereutern, die zanken sich bloß über die Art, wie man die Menschheit reiten muß, die einen wollen die Kinnkette scharf einhaken, weil sie behaupten, man könne sie sonst nicht bändigen; die andern meinen der Gaul habe einen Schaden im Maule bekommen, der ihn empfindlicher mache, als sonst, und wenn man ihn also nicht sanft behandelte, so würde er sich bäumen. Daß er aber geritten wer-

 den

den muß, darin sind sie beide völlig einig. Unter dem vorigen Herrn des Gauls hatten sie diese sanftere Reitkunst gelernt, und hatten gefunden, es ging doch ganz gut damit; also weil sie die andere nicht begreifen können, so streiten sie mit allen Kräften für jene. Das ist die ganze Sache, und in den Augen wahrer Religion, sowohl als wahrer Vernunft, ist der Streit keine Pustbohne werth, und die Menschheit um nichts gebessert, es mag welche Partei von beiden die Oberhand behalten.

Nichts kann, ich behaupte es, deutlicher die Gleichgültigkeit unserer Gelehrten gegen Wahrheit erweisen, als daß in keiner einzigen Wissenschaft ein merkwürdiger Streit herrscht, der von zwei Parteien mit Wärme geführt würde, wenigstens in keiner von denen, die das Wohl und Wehe der Menschheit nahe und direkt angehn. Unsere Gelehrten zanken und schimpfen sich weidlich; aber worüber: über Recensionen. In einer Recension kann aber ja keine Materie ordentlich erörtert werden; da werden Sätze willkührlich herausgenommen, und entscheidend abgefertigt. Weil nun Recensionen Ruf bringen oder nehmen, so stellen sich so manche Autoren entsetzlich ungebärdig, wenn ein Recensent sie getadelt hat. Das Intelligenzblatt der Litteratur-Zeitung ist der einzige Kampfplatz unserer Gelehrten; und ich weiß

weiß dasselbe mit nichts besser zu vergleichen, als mit einem Thierhetz-gebäude, wo die Herrn Gelehrten zum großen Vergnügen der Weltleute einander Stöße geben, und sie damit amüsiren, allein ihrem Geiste niemals eine lehrreiche Idee darstellen.

Nein, mein junger Freund, (verzeihen Sie diese traurige Benennung, einem alten Manne, der sie schätzt und liebt, und Sie daher gern vom falschen Wege abbringen mögte:) Nein! sagen Sie mir nicht, daß die Gelehrten in einem Lande das geringste Gefühl von Liebe zur Wahrheit haben, wo sie jede Aeußerung eines gesetzlosen Despotismus über ihre Mitbrüder ergehen lassen, ohne laut und in corpore dagegen zu reklamiren. In solchen Zeiten müßte billig kein Blatt geschrieben werden, daß nicht Abscheu gegen dies Verfahren zeigte; so wie Cato im römischen Senate jeden Vortrag über ganz andre Materien, mit den Worten schloß: et præterea censeo Carthaginem esse delendam. Soll ich ihnen Beispiele citiren, wie gleichgültig hierin die ganze Gelehrten-Republik ist? O tausende könnte ich hersetzen; ich will mich indeß mit einem Paare der frappantesten begnügen.

Erinnern Sie Sich der Gefangnehmung Schubarts. Ob dieser Mann schuldig oder unschuldig war; wie und warum er gefangen gesetzt ward,

 das

davon ist hier nicht die Frage. Aber eben das, daß niemand die Ursache dieser Gefangennehmung authentisch erfahren hat, daß keine Untersuchung angestellt, kein rechtskräftiges Urtheil gesprochen ward, macht den Schritt zu einem gesetzlosen despotischen Verfahren. Und o! Schande für unsre Gelehrten-Republik! O Fluch', welcher ewig ihre Mitglieder als kriechende Sklaven unter den Füßen der Mächtigen brandmarken wird! Nicht ein einziges derselben sprach laut gegen den entsetzlichen Eingriff in die Rechte der Menschheit. O Ihr Gefühllosen, die ihr damals im Stande waret, hierüber den Ton unter den Schriftstellern anzugeben, werdet ihr es wagen, zu behaupten, das Verfahren gegen diesen Menschen, der doch auch seine Kräfte den Wissenschaften widmete, und so viel man weiß, bloß wegen zu freimüthigen Aeußerungen die entsetzlichste der Strafen, Gefangenschaft, litt, sey gerecht gewesen? Seht! eine Frau hat euch beschämt, eine Frau hat ihre Kraft angewendet, um ihn zu befreien. Konntet ihr nicht thun, was sie that: konntet ihr nicht gemeinschaftlich eine anständige Bittschrift und Vorstellung für ihn zur Unterzeichnung von allen Gelehrten vorschlagen, aufsetzen und drucken lassen, wo ihr entweder um Loslassung des Unschuldigen oder um gesetzmäßige Strafe des Verbrechers gebeten hättet? Aber wie sollte so viel Gefühl des Interesses

esses der Wissenschaften in das Herz unserer Gelehrten kommen! Daß sie die Leute nicht waren, die durch zu freimüthige Aeußerungen in ähnliche Gefahren gerathen würden, das fühlten sie, und was kümmerte sie das Uebrige! Es kann sich also ein Schriftsteller in Deutschland sein Prognostikon selbst stellen. Wenn er etwas schreibt, das Mächtigen misfällt, kann er leicht in einen Käfig gesperrt werden, und wenn er schon nicht ihr Unterthan ist. In diesem Käfige läßt ihn die ganze deutsche Welt ruhig verfaulen. Ach wenn ihn dann nur eine Karschin erlösen kann, wo bleibt dann Hofnung für den, der schreiben wird, wenn sie nicht mehr ist? Welch Jahrhundert wird wol wieder ein Weib hervorbringen, daß Männer eben sowohl an angebohrner Dichtungskraft, als Güte des Herzens und feinem Gefühl, dessen, was das Wohl der Wissenschaften heischt, so sehr übertreffen wird? Daß übrigens diese ihre Handlung von keinem Gelehrten gelobt wurde, können Sie Sich leicht vorstellen. Ein Lob darüber wäre eine Satyre gegen sie selbst gewesen. Künftige Geschlechter werden hoffentlich das ihr angethane Unrecht rächen, und diese Handlung in ihr wahres Licht setzen: Auf alle Fälle hat sie den Lohn großer Seelen, das Bewußtseyn eine edle That verrichtet zu haben, den ihr niemand rauben kann.

Ein noch schrecklicheres Beispiel liefert mir Wasers gerichtliche Ermordung in Zürch. Dieser unglückliche Mann hatte sich wahrscheinlich den Haß der dortigen Herrscher dadurch zugezogen, daß er einige Eingriffe derselben in die Rechte der übrigen Zürcher Bürger, vermittelst des Schlözerschen Journals bekannt machte. Einige Zeit nachher ward ein Proceß gegen ihn angezettelt, und er ward hingerichtet. Herr Schlözer hatte sich anheischig gemacht, die Ungerechtigkeit, die man gegen ihn begangen hatte, der Welt vor Augen zu legen. Er selbst mag am besten wissen, warum er diese heilige Pflicht gegen die Menschheit, gegen Wasern und gegen sich selbst nie erfüllt hat. Es wäre wol der Mühe werth, daß er die Ursachen dieses Verfahrens bekannt machte, wenn er sich ihrer nicht zu schämen braucht. So lange er das nicht gethan hat, so bleibt er immer im Verdacht, diese Pflicht selbstsüchtigen Absichten aufgeopfert zu haben; denn Aristokraten, die so vor aller Bekanntmachung ihrer Thaten zittern, daß sie einen Unterthan umbringen lassen, der dergleichen befördert hat, sind sehr wohl im Stande das Stillschweigen eines berühmten göttingischen Professors, den sie nicht köpfen können, zu erkaufen. Außerdem ist es immer ein Beweis der allerschändlichsten Gleichgültigkeit gegen Menschen- und Schriftsteller-Rechte, von Seiten des deut-

schen

schen Publikums, daß man nicht laut um Beweise der Recht- oder Unrechtmäßigkeit des Verfahrens gegen Wasern gerufen hat. Aber diese Gleichgültigkeit war nicht genug; es mußte jemand die That loben. Das that abermal ein vornehmer göttingischer Professor, der Hr. Hofrath Meiners. Auf einer Reise nach der Schweitz ließ er sich von den Zürchischen Aristokraten, Gott weiß wie, so verblenden, daß er es unternahm, ihr Verfahren gegen Wasern in seiner Reisebeschreibung laut zu rechtfertigen. Unglücklicher hätte diese Rechtfertigung nicht ausfallen können, und da ließ sich die gemeine lateinische Floskel recht passend auf den Hrn. Hofrath anwenden: Si tacuisses, philosophus mansisses. So viel ich mich erinnere, erzählte er die Sache folgendermaßen:

Ein gewisser Landolt, vermuthlich ein Matador in Zürch, und zwar nach jeder Bedeutung des Worts, hatte die Aufsicht über das Archiv dieser Aristokratie. Dieser gab an: er habe aus Barmherzigkeit Wasern Schriften daraus zum Abschreiben gegeben, um ihn auf die Art einigen Verdienst zu verschaffen. Er konnte diese Aussage so wenig beweisen, daß er vorgeben mußte, er hätte Wasern diese Schriften auf Treu und Glauben hingegeben, ohne sich einmal einen Empfangsschein von ihm darüber einhändigen zu lassen. Nun bestand die Anklage darinn, Waser

solle

sollte einige höchst wichtige dieser Schriften veruntreuet haben. Auf diese so schön zusammenhängende Aussage ward diesem armen unglücklichen Manne der Prozeß gemacht, der sich mit seiner Hinrichtung endigte. Daß diese Hinrichtung nichts als ein, durch ein schändliches Komplott bewerkstelligter Mord gewesen ist, erhellet sonnenklar für jeden vernünftigen Menschen aus dem einzigen Umstande, daß der Matador Landolt, der doch auf alle Fälle die meiste Schuld hatte, nicht die geringste Strafe bekommen hat.

Eine einzige Stimme erhob sich in Deutschland, um Herrn Meiners das Absurde seiner eignen Erzählung darzuthun; und ihm vorzuhalten, wie er solch unzusammenhängendes Zeug glauben, oder was noch schlimmer wäre, nicht glauben und doch sagen könnte. Allein diese Stimme blieb unbemerkt, Herr Meiners schwieg, und in dieser für alle Gelehrten von Gefühl wichtigen Sache schwieg auch das ganze gelehrte Publikum, und ließ den Zürcher Senat ruhig freimüthige Schriftsteller morden, und Herrn Meiners ihm dafür seinen Beifall zuklatschen.

Sie müssen mir nicht einwenden, daß Herr Hofrath Meiners schreiben kann, was er will, ohne daß es den geringsten Eindruck auf einen vernünftigen Menschen machen könne; denn wer solch Zeug schreibt, wie er über Neger und ihre Sklaverei,

verei, dessen Stimme kann nicht mehr das geringste Gewicht haben. Damals hatte Herr M. noch nicht alles das geschrieben, wodurch er anfängt bei Vernünftigen allen Kredit zu verlieren. Und denn so ist auch das schlimm, daß Herr Hofrath Meiners dem Publikum solch Zeug auftischen darf, als einige seiner letzten Abhandlungen enthalten, ohne recht allgemein und laut, wie die Franzosen sagen, tympanisirt zu werden. Aber in der That, ich sehe auch nicht ein, warum ein Gelehrter Anstand nehmen sollte, die Neger-sklaverei unter uns zu vertheidigen, da alle übrigen ihre Mitbürger in der gelehrten Welt ganz ruhig wie die Neger-sclaven behandeln lassen, ohne auch nur ein Wort dagegen zu sagen.

Nun bitte ich Sie, mein junger Freund, wagen Sie es noch, nach diesem treu entworfenen Bilde von unserer Litteratur zu glauben, daß andre Gelehrte eifrig seyn werden, die von Ihnen gefundne Wahrheit zu verbreiten, und die von ihnen überwundnen Gegner zu beschämen. Ich sollte es kaum denken.

Was nun aber den bloß lesenden Theil unsers Publikums betrift, junger Mann, der wird in seinem Urtheilen über Schriften, bloß entweder durch die Titel ihrer Verfasser, oder durch das Urtheil unsrer kritischen Blätter bestimmt. Was ein Selbstdenker sagt, das wird sehr gleichgültig auf-

aufgenommen; wenn es aber von einem Geheimen Justizrathe oder Hofrathe herkommt, dann staunt es der lesende Theil als Orakelsprüche an, und selbst die kritischen Blätter neigen sich ehrfurchts-voll, oder machen höchstens nur ehrerbietig einige kleine Bemerkungen darüber, um doch ihrer Autorität nichts zu vergeben. Um aber in den gelehrten Blättern gelobt zu werden, muß man ja nicht wollen allgemein angenommene Vorurtheile bestreiten, die Rechte der Menschheit vertheidigen, oder dergleichen bei uns ungewöhnliche Streiche anfangen; am allerwenigsten ganz für sich stehen oder fallen wollen, und ohne Anhang seyn.

Folgen Sie dem Rath eines alten Mannes, mein junger Freund; eifern Sie nicht für die Wahrheit: es hilft wahrlich jetzt unter uns nichts. Sie riskiren dabei Thorschreiber zu werden, wie ich. Nein! seyen Sie Ihrem eignen Wohl nicht so im Wege, ohne den geringsten Nutzen. Vertheidigen Sie zwar die Rechte der Vernunft, aber nur einer gewissen Vernunft, und besonders die Vernunft derjenigen, die schon in Ansehn stehn. Sehen Sie zu, daß Sie Sich eine Partei in einigen kritischen Blättern anschaffen. Dadurch können Sie empor kommen, einen guten Gehalt genießen, und dabei ein sehr berühmter Mann werden. Warum wollten Sie alle diese Vortheile ei-

einer Schimäre aufopfern, die nicht realisirt werden kann. So machts die ganze deutsche gelehrte Welt, und mit den Wölfen muß man heulen; will einer das nicht, so fallen sie über ihn her und zerreissen ihn.

Ich bin ꝛc.

2.

Ein Paradoxon zur Prüfung unbefangener Wahrheits-forscher.

Gegen die, vom Hrn. Doktor Bahrdt in mehrern Schriften angepriesene und dem Stifter der christl. Religion als ein vorzügliches Verdienst angerechnete Idee: „Gott ist Vater der Menschen," sind folgende Zweifel neulichst angegeben worden. Dies sey ein sinnlicher Begrif, welcher die Menschen keine moralisch vollkommene Gottheit lehre; der gegen das Gebot Moses: „Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß von Gott machen," verstoße; und der die einzige Quelle der unseligen Trinitätslehre geworden sey. In seinem Grunde sey dieser

B.

Begrif falsch, und in seinen Wirkungen zweifelhaft. Daraus wäre in den ersten Jahrhunderten der Kirche außer dem Lehrsatz von dem Sohne und Geiste Gottes auch die Grille geflossen, daß letzterer die Mutter Jesu und die Frau des Vaters genannt worden.

Zwar dürfe man Jesu es nicht so hoch zum Tadel anrechnen, daß er Gott immer auf menschliche Art eingeschränkt gedacht habe: allein er hätte den obgedachten Mosaischen Grundsatz doch nicht so ganz vernachlässigen sollen.

Zur Entschuldigung der eingeschränkten Denkungsart aller alten Religionslehrer ließe sich nur folgendes angeben: wenn sie die Einrichtung und den Gang der Dinge in der Natur beobachteten, so fanden sie zwar Grund genug, etwas mehr als Mechanisches zur Ursach derselben anzunehmen, und Absichten gewisser oberer Ursachen, die sie nicht anders, als übermenschlich denken konnten, hinter dem Maschinenwerk dieser Welt zu vermuthen. Weil sie aber das Gute und Böse, das Zweckwidrige und Zweckmäßige in ihr sehr gemischt antrafen und sich nicht erlauben konnten, ins geheim zum Grunde liegende weise und wohlthätige Zwecke anzunehmen: so konnte ihr Urtheil von der obersten Welt-ursache schwerlich anders ausfallen, sofern sie nämlich nach Maximen des bloß theo-

theoretischen Gebrauchs der Vernunft ganz konsequent verfuhren.

Andere, die als Physiker zugleich Theologen seyn wollten, dachten Befriedigung für die Vernunft darin zu finden, daß sie für die absolute Einheit des Princips der Natur-dinge, welche die Vernunft fordert, vermittelst der Idee von einem Wesen sorgten, in welchem als alleiniger Substanz, jene insgesammt nur inhärirende Bestimmungen wären, die zwar nicht durch Verstand Ursach der Welt gewesen; in der aber doch als Subjekt aller Verstand aller Weltweisen anzutreffen sey; welches zwar nicht nach Zwecken etwas hervor brächte, in welchem aber doch alle Dinge wegen der Einheit des Subjekts, wovon sie bloß Bestimmungen sind, auch ohne Zweck und Absicht nothwendig auf einander sich zweckmäßig beziehen müßten. So führten sie den Idealismus der End-ursachen ein, indem sie die so schwer herauszubringende Einheit einer Menge zweckmäßig verbundener Substanzen in die Abhängigkeit der Inhärenz in einer Substanz, statt der Causal-abhängigkeit von einer verwandelten. Dies System erklärete in der Folge, von Seiten der inhärirenden Weltwesen betrachtet, als Pantheismus; von Seiten des allein subsistirenden Subjekts, als Urwesens, späterhin als Spinozismus erwogen, nicht sowohl die Frage, vom

ersten Grunde der Zweckmäßigkeit der Natur, sondern hielt sie für nichtig, indem der letztere Begrif aller seiner Realität beraubt, zur bloßen Mißdeutung eines allgemeinen ontologischen Begrifs von einem Dinge überhaupt gemacht wurde

Nach dieser scharfsinnigen Episode im Kantischen Geschmack komme ich nun wieder auf das Paradoxon, wodurch mein Freund zu ihr veranlaßt wurde, und frage: Wo liegt hier die Wahrheit? Entweder auf Seiten derer, die Christo es als Verdienst nachrühmen, daß er Gott als Vater der Menschen darstellete? Oder auf Seiten derer, die Christo daraus einen Vorwurf machen zu müssen glauben?" — belehret, redliche Wahrheits Forscher, hierüber einen nach Wahrheit, als seinem größten Kleinod ringenden Schüler von euch!

Scotoburg, den 15ten Jul.
1791.

3.

Bekanntmachung
einer sehr gemeinnützigen Sache.

Der Hr. Feldprediger Junker in Magdeburg hat sich das große Verdienst um die Schulen, um die Privat-erziehung, und um jeden Liebhaber der Naturgeschichte erworben, dem Sonnenmikroskop eine solche Einrichtung zu geben, daß nicht nur Jeder leicht damit umgehn, sondern es auch zu einem mehr den zehnmal geringern Preise, als der bisher gewöhnliche war, bekommen kann.

„Schon lange, sagt er in einem besonders gedruckten und den unter seiner Aufsicht verfertigten Instrumenten dieser Art beigelegtem Blatte, habe ich gewünscht, daß die Mittel, anschauende Erkenntniß von der Größe Gottes in seinen Werken zu verbreiten, nicht so selten und kostbar seyn möchten. Besonders habe ich dieses von solchen Instrumenten gewünscht, welche die bewunderswürdigen Einrichtungen in kleinen, dem bloßen Auge unsichtbaren Dingen lebhaft darstellen."

Der Anblick solcher Gegenstände macht auf das Herz, auch des Unempfindlichen und Gedankenlosen, einen sehr tiefen Eindruck. Ist's die

Seltenheit, oder das Unerwartete in diesem Anblick; kurz, er wirkt stärker auf Herz und Empfindung, als die Betrachtung anderer, an sich noch weit größerer Wunder in der Natur, die wir aber von Kindheit auf täglich vor Augen sahen.

Wer bewundert eben die Sonne, wenn sie majestätisch über unsern Häuptern daherschwimmt? Bei wie Wenigen macht das Anschauen der Tausende von Welten, die wir am gestirnten Himmel erblicken, so starken Eindruck, daß sie dadurch zur Bewunderung des Schöpfers hingerissen würden?

Aber nun zeige man Jemanden ein dem bloßen Auge unsichtbares Insect, z. B., eine Käsemilbe in der Größe einer Spanne; man lasse ihn an solchem Thierchen jedes Theilchen und Gelenkchen, seine schnelle Bewegung, seine Augen, seine Fühlhörner rc. bemerken; oder man lasse ihn in einem kleinen, dem Scheine nach klaren Wassertröpfchen, Thiere von der Größe einer Wallnuß, mit der größten Regelmäßigkeit gebauet, erblicken, so wird seine Seele voll von Bewunderung; denn er vermuthete solches entweder gar nicht, oder sah es wenigstens noch nie.

Wenn ich nun bedachte, daß solche Darstellungen sich durch kein Mittel besser, oder auch nur in einem solchen Grade schön hervorbringen ließen, als durch das Sonnen-mikroskop, so war es wol kein Wunder, wenn ich seit mehrern Jahren darauf

auf dachte, dieses Instrument theils so einzurichten, daß ein Jeder damit leicht umgehen könnte, theils es für einen solchen Preis besorgen zu lassen, daß Mehrere im Stande wären, es sich anzuschaffen.

Viele haben mir für diese Bemühung schon gedankt, und ich hoffe bei noch Mehrerern eine wohlthätige Neugierde zu erregen, wenn ich sie durch eine kurze Beschreibung mit diesem Instrumente etwas bekannter mache. Zuerst

von den Wirkungen des Sonnen-mikroskops.

Das Sonnen-mikroskop wirft das Bild kleiner oder dem unbewaffneten Auge gar unsichtbarer Gegenstände nicht nur in unglaublicher Größe, sondern auch mit außerordentlicher Deutlichkeit, ja mit ihren Farben und kleinsten Nüancen, an eine weiße Wand.

Dergleichen Gegenstände (Objecte) müssen aber sauber zubereitet, und zwischen feine Gläser so eingefaßt seyn, daß man sie sowol bequem vor das Mikroskop bringen, als auch aufbewahren kann. Da es nicht eines Jeden Sache ist, sich dergleichen selbst zu verfertigen, so habe ich darauf gedacht, auch diese schon zubereitet und eingefaßt dem Mikroskope beizufügen. Ich darf nur einige davon

beschreiben, um einen Jeden in den Stand zu setzen, über die Würkungen des Mikroskops zu urtheilen.

In feinen Querschnitten von Hölzern erblickt man den schönsten Bau und die tausend Oefnungen theils von denen Röhren, in welchen der Saft in die Höhe steigt, theils von denen, in welchen sich Luft befindet, deren Ausdehnung den Saft mit in die Höhe treiben hilft.

Ein feiner Querschnitt von dem unansehnlichen Hollundermark zeigt das feinste und regelmäßigste Gewebe von Bläschen, deren jedes für sich eine künstlich geflochtene Einfassung hat.

Ein Querschnitt von der Korkrinde, aus welcher man die Stöpsel macht, zeigt unzählbare Oefnungen, die es außer Zweifel setzen, daß geistige Dünste auch durch die besten Stöpsel verfliegen müssen.

Ein Theilchen von einer Moospflanze erscheint wie ein großer Baum, und in jedem kleinen Blättchen ist das feinste Geäder, eben so, wie in den skelettirten Blättern großer Bäume, sichtbar.

Der befruchtende Blumenstaub, welchen man in allen Blumen zur Zeit ihrer Blüthe findet, dessen einzelne Theilchen man aber mit bloßem Auge nicht wahrnimmt, hat in diesen Theilchen die mannigfaltigsten Gestalten. Vorzüglich schön nimmt sich der Staub von der kleinen Feldmalve (Malva arvensis L.) aus. Jedes einzelne Staubtheilchen,

des-

deren unzählich aus dem kleinen Staubbeutelchen herausfallen, hat die Gestalt eines Uhrrades, dessen scharfe Einschnitte durch das Mikroskop sichtbar werden.

Die feinen Spitzen der Gräser und des Getraides, an welchen man die Zäckchen mit bloßem Auge kaum sieht, kommen wie große Schrotsägen vors Auge.

Ein unmerklich kleiner Theil von dem gewöhnlichen Wischschwamm zeigt ein durchlöchertes Gewebe von lauter feinen Röhren.

An einem Mückenflügel sieht man die sauberste Einfassung von lauter regelmäßigen schöngeformten Federn, die denen ähnlich sind, welche man von den Flügeln der Schmetterlinge wischt.

Der Staub von den Flügeln der Schmetterlinge zeigt sich in der schönsten Pracht. Jedes Stäubchen ist eine schön gestaltete ausgezackte Feder, welche unten eine Pose hat, mit welcher sie in den Oefnungen des Flügels eingefugt gewesen ist. Die Farben sowol, als die mannigfaltigen Gestalten, kann man nicht genug bewundern.

Das gereinigte Auge eines Schmetterlings, oder einer Fliege, läßt die Tausende von Augen, an welche so viele noch nicht glauben wollen, sehr deutlich sehen. Jedes einzelne Auge ist ein Sechseck, regelmäßig geformt, wie die Bienenwaben, und erscheint in ansehnlicher Größe. Das Auge vom Krebse hat Vierecke.

Eine Laus und ein Floh erscheinen ellenlang; eine Käsemilbe in der Größe einer Spanne. Man kann sich kaum vorstellen, wie überraschend ein solcher Anblick ist, und wie viel sonst unsichtbare Schönheiten man an diesem verachteten Thierchen entdeckt. Am interessantesten sind sie, wenn man sie lebendig unter ein Glas bringt, wo sie Raum haben, sich zu bewegen. In dem Körper der Laus sieht man auf das deutlichste die innere Circulation der Säfte.

Ein Zäserchen von einer Gänsefeder ist eine prachtvolle Zusammensetzung von unzählbaren andern Federn.

Menschenhaare erscheinen daumsdick mit ihren inwendigen hohlen Röhren. Die Haare von der unansehnlichen Bärraupe erscheinen wie Palmzweige mit ihren Seitenspitzen.

Kleine Fischschuppen haben die mannigfaltigen Gestalten von großen Muscheln. Vorzüglich schön nimmt sich eine Schuppe vom Barsch aus; vorn wegen ihrer schönen Bögen, und hinten wegen der Kämme.

Außerordentlich interessant sind die Anschüsse von Salzen, wenn man sie in Wasser auflöst und von dieser Auflösung ein Tröpfchen auf einem Glasschieber verwischt und es hinter das Mikroskop bringt. Sobald das Wasser abzudünsten anfängt, schießt das Salz an dem Rande theils in

ver-

verschiedenen Krystallen, theils in den mannigfaltigsten Figuren zusammen. Am schnellsten und schönsten figurirt sich das Salmiaksalz, welches ein Jeder in den Apotheken, so wie andere Salze, leicht erhalten und Versuche damit anstellen kann. Dies zeigt, wenn es anschießt, Bäume, Spieße, Lanzen, Sterne u. s. w.

Dies sind Würkungen des Sonnen-mikroskops, welche man nun selbst auf tausendfältige Art durch andere Objecte vervielfältigen und verändern kann. Vor allen andern Mikroskopen empfiehlt sich dieses nicht nur durch die außerordentliche Größe und Deutlichkeit der Vorstellungen, sondern auch dadurch, daß 20 und 30 Naturfreunde sie auf einmal anschauen und sich gemeinschaftlich darüber freuen können, wenn bei simpeln und zusammengesetzten Mikroskopen nur einer auf einmal sie beobachten kann. Freilich muß man bei dessen Gebrauch auf Sonne und heitern Himmel warten; aber der Sommer ist ja lang, und dann, wenn man es brauchen kann, die Freude desto größer. Zu einsamen Beobachtungen kann ja auch Jeder das dabei befindliche simple Microskop zu allen Zeiten und Stunden nutzen.

Das Instrument selbst

besteht nun aus folgenden Hauptstücken. Es gehört dazu:

 1)

1) Eine viereckte Vorlage von gebeiztem Birnbaum, in deren ausgedrehtem Falz sich eine runde Scheibe unter einem messingenen Ringe bewegt. Vorn an der Scheibe ist eine ausgedrehete Kapsel zu den Röhren, und hinter derselben ein Sammlungsglas.

2) Ein eingefaßter Spiegel, welcher vor das Sammlungsglas in vier messingene Schrauben, vermittelst des messingenen Bolzens, angeschroben wird, um die Sonne aufzufangen und ihr Bild in das Sammlungsglas zu werfen.

3) Zwei in einandergeschobene mit Ringen eingefaßte Röhren, deren obere mit grünem Pergamente überzogen ist.

4) Das eigentliche Mikroskop mit zwei Vergrößerungslinsen in buchsbaum'nen Vorrichtungen.

5) Fünf und zwanzig Stück Objecte in fünf Schiebern von Taxusbaum, in welchen die Objecte zwischen feinen concav = convexen Gläsern liegen.

6) Ein simpler Schiefer von Spiegelglas, um das Anschießen der Salze zu beobachten, oder in kleinen Wassertropfen die Infusionsthierchen zu sehen.

7) Ein Probeschiefer, dergleichen ein Jeder sich mehrere mit leichter Mühe schaffen und selbst beliebige Objekte hineinlegen kann.

8) Eine gläserne Röhre, um in derselben Flüssigkeiten unter das Mikroskop zu bringen.

9)

9) Ein Paar Schrauben, das Instrument anzuschrauben.
10) Ein rothgebeizter Kasten, in welchem alles eingefügt und verwahrt ist.

Alles also, was zu Beobachtungen erforderlich ist; nebst einer deutlichen Nachricht, wie man zu verfahren habe, um die Wirkungen dieses Sonnen-mikroskops hervorzubringen, ist dem Instrumente beigefügt.

Außerdem dient nun die mikroskopische Verrichtung, unabhängig von Sonne und Verfinsterung des Zimmers, auch als

simples Mikroskop,

welches man zu allen Zeiten, bei Tage und beim Lichte, zu Beobachtungen nutzen kann. Es kommen dazu zwei Vergrößerungs-linsen; die eine unter $\frac{1}{2}$ Zoll (eigentlich 5 Linien) und die zweite unter $\frac{1}{4}$ Zoll. Wenn man auch nur $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Zoll gerade annehmen will, so vergrößert die erste Linse doch schon im simpeln Mikroskop einen Gegenstand (nach der Kennern bekannten Berechnung) 4,096, die zweite aber 32,758mal. Man sieht, daß sich schon hierdurch ein Jeder, wenn er auch nicht zu allen Zeiten Sonne hat, Unterhaltung genug verschaffen kann.

Beim Gebrauch des simpeln Mikroskops muß niemand vergessen, die Linsen für sein Auge durch sanf-

sanftes Schrauben besonders zu stellen; denn der Deutlichkeitspunkt ist fast für jedes Auge verschieden. Wenn also jemand ein Objekt mit seinem Auge sehr deutlich gesehen hat, so darf er nicht glauben, daß, wenn er das Mikroskop einem Andern hingibt, dieser nun auch so deutlich sähe, ohne für sein Auge die Linse erst zu stellen. Kurzsichtige müssen die Linse etwas tiefer hinein, Weitsichtige etwas weiter herausschrauben. Am besten hält jeder das Mikroskop mit der linken Hand vest, und schraubt langsam mit den beiden ersten Fingern der Rechten.

Die Gläser müssen immer rein gehalten und die Linsen mit einem saubern Pinselchen oder mit einem weichen Leder sanft abgewischt werden.

Das vordere am Sonnen-mikroskop befindliche Sammlungsglas gibt auch zugleich eine sehr saubere Camera obscura, wenn man etwa 8 Zoll vor demselben in dem verfinsterten Zimmer einen Bogen Papier hält, nachdem man die Röhre und den Spiegel weggenommen."

Dieses ganze Instrument nun erbietet sich der Hr. Feldprediger den Schulen und Erziehungsanstalten für 5 Rthlr. in Golde, andern Liebhabern für 6 Rthlr. in Golde besorgen zu lassen, wenn es bei Zeiten bestellt und das Geld darauf vor-

aus-

ausbezahlt wird, weil er sonst nicht immer im Stande seyn dürfte, den grossen Kosten-aufwand, den dieses Unternehmen veranlaßt, zu bestreiten.

Wer noch eine dritte Linse, welche gegen zwei Millionenmal vergrößert, dazu zu haben wünscht, der bezahlt für das Ganze 7 Thlr. in Golde.

Kann und will Jemand zwei Louisd'or daran wenden, so erbietet er sich, ihm dafür zu liefern:

a) eine vierte Linse, mit einer Vergrößerung von mehr als zwei Millionenmalen;
b) eine gute Handloupe;
c) sechs in Buchsbaum sehr sauber gearbeitete Schieber mit Objekten;
d) ganz buchsbaumene mikroskopische Vorrichtung;
e) noch andern Apparat und den Nutzen des Instruments vergrößernde Einrichtungen.

Wer es weiß, daß ein englisches Sonnen-mikroskop 50 bis 100 Thaler kostet, und es gesehen hat, daß ein solches Instrument, obgleich ganz in Messing gearbeitet, nichts mehr leistet, als das, was man hier anbietet, der wundert sich, wie es möglich sey, es um einen so geringen Preis zu verschaffen. Da es aber dem würdigen Manne nicht um Gewinn, sondern um Ausbreitung wohlthätiger Erkenntniß der Werke Gottes zu thun ist, so über-

übernimmt er manche damit verbundene Mühe und Arbeit selbst, ohne auf deren Belohnung zu rechnen. Er opfert seine Nebenstunden auf, und wagt sogar ansehnliche Kosten, um dies interessante und wohlthätige Instrument in mehrere Hände zu bringen.

Besonders wünscht er, und ich mit ihm, es in den Schulen und unter dem Mittelstande bekannter zu machen, weil bis jetzt hieher dergleichen mikroskopische Kenntnisse, wegen des Preises der Instrumente, nicht häufig gekommen sind. Setzen ihn daher mehrere Bestellungen dazu in den Stand, so will er von dem etwanigen Ueberschusse mehreren Schulen und unbemittelten Familien das Instrument theils schenken, theils um einen noch wohlfeilern Preis überlassen, wie er auch schon in der Vorrede zur zweiten Auflage des ersten Theils seines empfehlungswürdigen Handbuchs der gemeinnützigsten Kenntnisse versprochen hat.

Da übrigens der Hr. Feldprediger sich mit dem Debit und der Versendung nicht selbst befassen kann: so habe ich dieses Geschäft, nach seinem Wunsche, der Braunschweigischen Schulbuchhandlung übertragen, die durch die Verbreitung eines so gemeinnützigen Werkzeuges, sich ein Verdienst um die Schulen, um die Erziehung überhaupt und um die Beförderung einer bessern Kenntniß der Natur zu erwerben hoft. Eltern

und

und Erzieher pflegen oft um solche Weihnachtsgeschenke für ihre Kinder verlegen zu seyn, welche ihnen Nutzen und Vergnügen zugleich schaffen können: hier wird ihnen etwas sehr Nützliches und sehr Ergötzendes zugleich angeboten. Wer den oben angegebenen Preis, nebst 4 Ggr. für Emballage an die besagte Schul-buchhandlung franko einsenden wird, dem wird das Instrument mit Zubehör spätestens in vier Wochen wohlverwahrt zugesandt werden. Daß hierbei Niemand sich zu der Klasse der Schulleute rechnen werde, der nicht wirklich dazu gehört, das erwartet man — da hier nicht von einer merkantilischen Speculation die Rede ist — von eines jeden Käufers eigener Ehrliebe und Gewissenhaftigkeit.

Ein Probe-stück kann man zu Hamburg in der Heroldschen, zu Hannover in der Helwingschen, zu Leipzig in der Fleischerschen Buchhandlung, zu Frankfurt am Mayn in der Fleischerschen Buch- und Kunst-handlung, und zu Braunschweig in der Schul-buchhandlung in Augenschein nehmen.

Ich habe geglaubt, diese Bekanntmachung dem allgemeinen Besten schuldig zu seyn.

Campe.

4.

4.

Einige Vorschläge zur Verbesserung des Schüler-chors in kleinen Städten.

Sehr oft wünschte ich schon, daß man endlich einmal das Ueberbleibsel jener barbarischen Zeiten, wo man so gerne Dummheit in Religiosität einhüllte, das Schüler-chor in kleinen Städten, das unstreitig so manche nachtheilige Folgen hat, abschaffen mögte; allein, so lange die Schwierigkeiten, die der Aufhebung dieses Unwesens *) sich entgegenstellen, nicht gehoben werden können, so lange wird es wol noch immer beim Alten bleiben.

*) Ich drücke mich gewiß nicht zu stark aus, wenn ich es so nenne. Gewöhnlich besteht im Niedersächsischen ein solches Chor aus einer Anzahl von 16, 20 und mehrern Schülern. Die ersten sind meistens fremde, rohe und ungesittete Leute, die öfters 30, 40 Jahre erreicht haben. Letzthin ging ein Präfectus hier durch, der älter als 50 Jahre mußte gewesen seyn, und wie seine testimonia auswiesen, an manchen Orten 10 und mehrere Jahre dem Chore vorgestanden haben. Sie singen alle Wochen zwei bis dreimal vor den Thüren, führen Kirchen-musiken auf u. s. w., und wenn diese geendigt sind, laufen sie, gleichsam als wenn der übrige Gottesdienst für sie nicht gehöre, aus der Kirche hinaus und stören die Zuhörer und den Pre-

ben. Daß es vielen Schaden stifte, eben so viel, wo nicht noch mehr Schaden, als jenes Betteln alter Männer, Weiber und Kinder, die vor einiger Zeit noch in großen Schaaren und oft mit einer unbeschreiblichen Unverschämtheit jeden vorübergehenden anfielen und nun zur Ehre der Menschheit an den meisten Orten abgeschaft ist, dünkt mich, muß jedem nachdenkenden Menschen leicht einleuchten, oder dem, der es beweisen soll, zu beweisen nicht sonderlich schwer fallen. Ich will nichts von der schönen Zeit sagen, die mit dem gedankenlosen Singen vor den Thüren verschwendet wird, nichts von dem Misbrauch der Religion, wie mit den ehrwürdigsten Dingen ein Gespötte getrieben wird, und so selbst Bürgern und andern gemeinen Leuten ähnlicher Leichtsinn und Kaltblütigkeit gegen

Prediger. Die Schule besuchen sie, (ich meine die ältesten und fremden Choorschüler) entweder gar nicht, oder doch äußerst selten, wol aber dafür desto öfterer die Wirthshäuser und Bierschenken. Nicht selten spielen sie auch den Liebhaber, und wenn's denn am Ende nicht mehr gehen will: so machen sie Schulden und laufen davon mit erschlichenen oder auch selbstgemachten testimoniis. Mein erstes Geschäfte war nun bei meiner Ankunft vor mehrern Jahren, dergleichen Leute wegzuschicken, und nun habe ich auch das Vergnügen, lauter gute und ordentliche Leute hier zu sehn.

gen Gott und göttliche Dinge allmählig eingeflößt wird *), sondern was noch mehr ist, sie verderben die Schulen und bringen oft die schändlichsten Laster von einer Gegend zur andern. Die meisten dieser Schüler (denn von denen, so aus dem Ort selbst sind, wo dergleichen Chöre unterhalten werden, und sich von Armuth gedrungen sehen, solche Anstalten mit zu besuchen, spreche ich hier nicht, wie Jeder leicht sehen kann) sind von fremden Orten her, bringen also Sitten und Gebräuche von andern Orten mit. Nun haben sie gewöhnlich dort nicht gut gethan, sind fortgejagt worden, oder um Kriegsdienste zu vermeiden, ausgetreten, sind roh und ungeschliffen. **) Es ist nicht erdichtet, was ich hier sage, es haben mir's manche selbst schon gestanden, oder bei einer kleinen Unterredung, wobei sie nichts Arges vermutheten, es selbst erzählt, daß sie weggelaufen wären,

*) Wenn sie die schönsten Arien und Gesänge, z. B., Wie groß ist des Allmächtigen Güte ꝛc. und ähnliche mit der größten Nachlässigkeit und Unehrerbietigkeit gegen Gott, unter Scherzen und Plaudern und Lachen daherschreien, kann man da wol noch daran zweifeln, daß solches geschehe?

**) Man sehe noch des Hrn. Rektor Meineke vortrefliches Buch: Beiträge zur Beförderung christlicher Tugend und anständiger Sitten auf Schulen und Gymnasien, S. 38., darüber nach, er ist derselben Meinung.

ren, weil der Rektor oder Kantor ihnen so und so begegnet hätte. Wohllust und Völlerei sind die gewöhnlichsten Laster, die sie zu ihren Begleitern haben, zu diesen gesellen sich denn bald noch Verläumdung der Lehrer und Aufwiegelung der Schüler und Bürger gegen ihre Vorgesezten. *) Ich weiß Schulen zu nennen, wo dergleichen Leute waren, die mehrere Frauenspersonen verführten, und wenn sie dies gethan hatten und nun bestraft werden oder ihre Vergehungen einigermaßen wieder gut machen sollten, bei Nacht und Nebel sich aus dem Staube machten und wieder nach andern Schulen flohen, da wieder einige Zeit verweilten, bis sie entdeckt wurden und denn, wenn sie ja noch so viele Kräfte hatten, die Muskete, wovor sie sich sonst so sehr fürchteten, ergriffen oder mit dem Bettelsack vor den Thüren herumkrochen. Solche Leute können ja nichts anders, als ungesittetes, rohes Wesen und Laster aller Art auf den Schulen, die das Unglück haben, von ihnen heimgesucht zu werden, verbreiten; es kann ja nicht anders seyn, wie es auch die Erfahrung lehrt und die gewöhnliche Einrichtung der Schulen

*) So weiß ich Fälle, daß Bürger, wenn man den einen oder andern Chorschüler, besonders von den obern bestrafte, das Chor aufzusagen drohten und es auch wirklich aufsagten, ihre Kinder aus dem Chore und aus der Schule nahmen.

es vermuthen läßt, sie müssen Kinder und Jünglinge, von denen man sich viel Gutes hätte in Zukunft versprechen können, verführen.*) Wohllust und Völlerei, Frechheit und Ungehorsam, Faulheit und Ungezogenheit pflanzt sich nur zu leicht von den Größern auf die Kleinern, von den Angesehenern, die den Ton angeben, auf die Geringern fort. Es muß nicht so viel auf sich haben, da jene es thun; es gehört vielleicht gar mit zu den Mitteln sich Ehre und Ansehn zu erwerben. So denkt oft der Jüngere, so der Geringere, wenn er's gleich nicht sagt, und überläßt sich ähnlichen Untugenden und Lastern.

Ist nun das Schüler-chor so was Schädliches, oder kann es leicht, wenn es nicht unter strenger Aufsicht ist, es werden: so muß es doch jedem Freund guter Schulen und Erziehungs-anstalten darum zu thun seyn, das Seine zur Abschaffung desselben beizutragen, oder wenigstens dasselbe so unschädlich zu machen, als es nur immer möglich seyn mag. Und das ist denn auch meine Absicht, warum ich hier diese unvollkommenen Bemerkungen mittheile.

So

*) Wer dies nicht glauben will, der muß nach Salzmanns Schrift: über die heimlichen Sünden, so wie den 6. 7. Theil des Revisions-Werks lesen, und er wird sich gewiß hinlänglich vom Gesagten überzeugen.

So schädlich nun das Chor ist, so viele Hindernisse zeigen sich doch gleichwol, dasselbe aufzuheben, wenn man es auch aufheben wollte. Gewöhnlich ziehen einige Lehrer, als der Kantor und der Rektor einen Theil ihrer Besoldung davon, und denen 20 oder 30 Thlr. jährlich zu entziehen, da sich oft ihr ganzer fixer Gehalt jährlich kaum auf 100 oder 120 Thlr. beläuft, würde äußerst hart, ja unverantwortlich seyn. — Arme Kinder aus solchen Städten zahlen von dem kleinen Theil, der ihnen von dem, was die obern fremden Schüler wegnehmen, noch überbleibt, ihr Schulgeld, kaufen sich ein Buch oder ein Kleidungsstück. Sollte man auch hier zwölfen oder zwanzigen eine Wohlthat entziehen, oder sie aus der Schule gerade zu der Zeit weghalten, wo sie Gutes für ihr ganzes Leben einsammeln können und in eine andere verweisen, wo sie zwar mit wenigern Kosten, wol gar umsonst, aber auch mit wenigerer Gelegenheit, etwas zu lernen, durchkommen können? *) Ja, was man kaum glauben

N 3 soll-

*) Als vor einigen Jahren das hiesige Chor eingehen mußte: so that ich einigen meiner hiesigen Freunde den Vorschlag: das, was sie dem Chore gegeben hätten, der Schule zu schenken, um etwa zwei Drittel davon unter arme Schüler zu vertheilen und das übrige zum Besten der Schule zu verwenden, Bücher u. s. w., da keine Schulbibli-

sollte, man rechnet in solchen kleinen Städten, wo gerade die Chöre am schädlichsten sind, dieselben zum Flor der Schulen mit. Daß der Bürger stolz auf sein Chor ist und es dem Lehrer sehr verargt, wenn er dasselbe abzuschaffen sucht, gesetzt auch, daß er eine Aufopferung von der oben angegebenen Summe gerne machen wollte; wäre noch zu verzeihen; aber auch Männer von Ansehen führen eine solche Sprache. Es gibt doch der Schule ein Ansehen, wenn ein Chor da ist; Fremde hören's und machen sich gute Begriffe von der Schule. Zu widerlegen brauch ich wol dergleichen falsche oder halbwahre Meinungen nicht, aber zeigen will ich nun, wie man solche Chöre, die man nicht leicht abschaffen kann, so unschädlich machen kann, als möglich ist. Dies wird geschehen:

1) Wenn man sie aus Stadt-Kindern oder doch aus solchen Schülern, deren Eltern in der Nähe herum wohnen, zu errichten sucht. *) Wäre dies,

bibliothek hier ist, dafür zu kaufen; allein, es fanden sich zu meiner größten Verwunderung nur wenige, die es thaten; wenn gleich auf diese Weise die Schule jährlich ein Beträchtliches erhalten hätte, denn die Einnahme des Chors betrug damals gegen 300 Thaler.

*) Unser Chor besteht jetzt meistens aus Stadt-Kindern, nur die drei ersten Schüler sind fremde, versehen

dies, so fiel, wenn gleich nicht alles Nachtheilige desselben, doch das meiste davon weg. Würde gleich noch eben die schöne Zeit, die man zu Erwerbung nützlicher Kenntnisse verwenden könnte, dem Gass n=singen aufgeopfert: so würden doch nicht leicht jene Laster verbreitet, die nur zu leicht nach meiner und anderer Schulmänner Erfahrung durch fremde Chorschüler v.rbreitet weiden. Sie hätten doch noch ihre Eltern in der Nähe, die Lehrer selbst könnten mehr auf sie achten und ihre Sitten verbessern, und selbst der Gedanke: im Zukunft in dem Lande ihren Unterhalt zu finden, müßte sie nicht gleichgültig seyn lassen, da Fremde sich nichts daraus machen, und wenn es in einem Ort nicht gehen will, zum andern laufen. Aber leider ist der Fall, welcher die fremden Chorschüler nöthig macht, nicht leicht zu vermeiden, da er in größern Städten, auf größern Schulen von selbst wegfällt; selten kommen einige, nämlich in den kleinen Städten, so weit, daß sie die ersten Stellen eines Präfektus und Adjunktus, wie sie sich nennen, bekleiden können. Entweder gehen sie früher, als sie dazu geschickt werden, auf Universitäten, oder der Stipendien wegen

N 4 auf

sehen aber ihre Chor=geschäfte ordentlich und führen sich auch sonst gut auf, daher sie auch in den angesehensten hiesigen Häusern Unterricht ertheilen.

auf größere Schulen, oder verlassen die Schule und lernen eine Profession. Wo also das nicht ist, wo das Chor nicht völlig aus einheimischen Schülern unterhalten werden kann, und das ist selten möglich, da muß man freilich nun zu fremden seine Zuflucht nehmen, sie mögen nun verschrieben werden oder von selbst kommen und sich anbieten; allein man muß doch

2) nicht Jeden aufnehmen, der sich darbietet, und also auch nicht Leute, die eben so alt oder wol gar noch älter, als die Lehrer selbst sind. Nur zu oft versehen es Lehrer oder andere gutmüthige Männer hierinnen, lassen sich von Schmeichlern oder solchen Leuten, die ihre Noth recht kläglich vorstellen können, hintergehen und nehmen auf, wer sich ihnen nur darbietet, etwa ein Zeugniß vorzeigt, oder eine Empfehlung von dem einen oder andern Manne mitbringt. Sie suchen nun für sie Freitische, theilen ihnen aus der Chorkasse mit, sprechen sie von allem Schulgelde frei und nähren so, indem sie Menschenliebe üben und ihre Schule zugleich vermehren wollen, eine Schlange in ihrem eigenen Busen. Es dauert nicht lange, so suchen solche Schüler ihren Wohlthätern selbst zu schaden; verbreiten von ihren Lehrern und von der Schule üble, nachtheilige Gerüchte, schänden beide durch ihre Aufführung und belohnen so die Liebe ihrer Wohlthäter mit unzählichem Verdruß

druß und dem gröbsten Undank. Auf Zeugnisse und Empfehlungen darf man sich gar nicht verlassen; sie sind nicht immer wahr, nicht immer von ihren Lehrern ihnen gegeben, oft von ihnen selbst erdichtet; und bisweilen, wenn sie auch von Lehrern ihnen gegeben worden sind, was freilich nicht geschehen sollte, aber doch bisweilen von gutmüthigen Lehrern geschiebt, ihnen nur gegeben, um sie los zu werden. Nicht jeden würde ich aufnehmen, nicht jedem auf sein Wort oder auf Anderer Empfehlungen glauben, wenn ich nicht schon ihn oder seine vorigen Lehrer und Schule genau kennte.*) Ich würde den Rath des Herrn Rektor Meineke befolgen, mir von ihm selbst einen Lebenslauf aufsetzen lassen, und mich an dem Ort, von wannen er kommt, entweder selbst nach seiner

*) Noch vor einem Jahre schrieb ein Lehrer einer gewissen Schule an einen Schüler einer andern Schule, den er gerne zum Präfektus haben, und welcher doch nicht ohne Zeugniß seine Schule verlassen wollte, das ihm aber der Rektor aus besondern Ursachen nicht sogleich geben konnte: „Kommen Sie nur, Sie brauchen bei uns kein testimonium, ich bin auch zehn und mehrere Städte durchgegangen, ohne je ein testimonium gehabt zu haben." Ist das wol von einem Lehrer zu billigen? Hiermit vergleiche man noch das angeführte Buch von Meineke, S. 42.

ner Aufführung erkundigen, oder mich durch Andere erkundigen lassen, ihm nur auf eine kurze Zeit vors erste eine Aufnahme versprechen, und wenn ich sähe, daß sich ein solcher Schüler ordentlich betrüge, ihn auf immer annehmen.

Aber ums Himmels willen muß man keine Leute annehmen, die schon 30, 40 Jahre alt sind, viel älter, als der Lehrer selbst sind. Was kann da anders herauskommen, als Unordnungen aller Art; sie mögen dem Lehrer nicht mehr gehorchen, keine Schule mehr besuchen, dünken sich weiser, als der Lehrer selbst, haben ihn überall zum besten, wenn er einige Blößen gibt oder sie zu geben scheint, und dann schwach genug ist, solches selbst nicht zu merken; verführen die Kleinern und mishandeln sie, wenn sie ihren Bosheiten nicht Folge leisten oder solche wol gar offenbaren wollen, oft bei den unbedeutensten Kleinigkeiten, und gleichwol war ich ehedem Mit-lehrer an einer Schule, wo der Rektor und Kantor Leute unterhielten, die schon einigemal auf Universitäten wollten gewesen seyn und mehrere Chöre gestiftet haben; sie waren gewiß 10 bis 20 Jahr älter, als ich. Allein es gab auch immer Verdruß über Verdruß zwischen den Schülern und Lehrern, die mit ihnen zu thun hatten, denn sie unterhielten nicht nur die größten Unordnungen, sondern hetzten auch immer Schüler und Lehrer gegen einander auf.

3)

3) Die Lehrer, und das ist wol das vorzüglichste, um Chöre unschädlich zu machen, müssen ein besonderes Auge auf sie haben. Es ist ja so der Lehrer Pflicht, nicht bloß für den Kopf ihrer Schüler, sondern auch für ihr Herz zu sorgen. Unverantwortlich würde es also seyn, besonders auf solche, von denen man im voraus schon vermuthen könnte, daß sie mehr zum Bösen geneigt wären, als die übrigen Schüler, nicht vorzüglich sein Augenmerk zu richten. Der Kantor muß daher

α) darüber wachen, daß sie alle Chor-geschäfte gehörig verrichten. Freilich wird auch der Rektor hierbei nicht gleichgültig seyn können, wenn ihm das eine oder das andere, was das Singen betrift, zu Ohren kommt, wenn er selbst sieht, wie sie sich bei ihren Chor-geschäften betragen; allein er hat andere Dinge zu thun, und es ist des Kantors Sache hauptsächlich fürs Singen und die Verbesserung desselben zu sorgen. Der Kantor muß daher strenge darauf sehen, daß zur gehörigen Zeit angefangen werde, damit nicht wenigstens von den Fleißigen die Schule darüber versäumt werde;*) er muß Acht auf die Stücke selbst ha-

*) Also auch nicht anstatt der gewöhnlichen Chortage an andern, wo Vor- und Nachmittags Schul-stunden sind.

haben und auf die Art, wie sie solche singen, damit nicht unanständige und pöbelhafte Lieder, oder gute Lieder auf eine unanständige Weise gesungen werden. Ohne Entschuldigung muß er keinem vom Chor wegzubleiben und wär es auch der erste oder zweite Chor-schüler, verstatten. Des Sonntags müssen sie seine Kirchen-musiken gehörig mit aufführen, oder wenn er sonst Musiken zu geben hat, ihn unterstützen, eine Art von Dankbarkeit, die sie den gutthätigen Bürgern für ihre Wohlthaten zu erweisen schuldig sind. Und da ich nicht selbst Kantor bin, am wenigsten Musik verstehe, auch nicht alles, was sie zu thun schuldig sind, anführen wollte: so kann ich manches noch mit übersehen haben, was noch verdient hätte, angeführt zu werden; allein mich dünkt, alles läßt sich ja in die wenigen Worte zusammenfassen, der Kantor muß alles, was Chor-geschäfte sind, selbst strenge beobachten und sie aufs pünktlichste von seinen Chorschüler beobachten lassen, und wenn sie das nicht wollen, sie mit dem Rektor gemeinschaftlich bestrafen oder gar wegschicken.

β) Vorzüglich muß nun aber auch der Rektor und die übrigen Lehrer, in deren Klassen sich die Chor-schüler befinden, darauf sehen, daß sie gehörig die Schule besuchen. Freilich würde es den Zweck des Schulgehens entgegen seyn, sie durchaus anzuhalten, jede Stunde, auch die, wo Spra-

chen

chen gelehrt werden, die ihnen nichts nützen, weil sie nicht studiren sollen und wollen, zu besuchen; aber doch diese müssen sie nicht versäumen dürfen, die jedem Menschen, auch dem Soldaten und Handwerker nützlich sind. Nicht sogleich muß man sie von allen Stunden dispensiren, damit sie nicht ganz müßig gehen, und weil sie nichts zu thun haben, natürlich auf Böses von allerlei Art verfallen müssen. Haben sie sich einige andere nützliche Beschäftigungen gewählt, wollen sie sich mehr in der Musik vervollkommnen, im Rechnen und Schreiben üben u. s. w., oder wollen sie Unterricht im Lesen und andern Anfangsgründen, oder auch in der Musik geben: so muß man sie wol von den Stunden, wo Latein und Griechisch u. s. w. gelehrt wird, als künftige Küster und Kantoren und Dorf-schulmeister freisprechen; nie aber es thun, bevor sie nicht wirklich solche Ursachen vorbringen können, und wenn man ihnen Erlaubniß gegeben hat, solche Stunden nicht zu besuchen, sie wieder zurücknehmen, sobald sie ihre Zeit unnütz zubringen. Wenn denn die Lehrer so aufmerksam auf ihre Schüler sind, und gewissenhafte Männer werden es, trotz des Verdrusses, den sie sich von unvernünftigen Schülern und Bürgern zuziehen, dennoch seyn: so werden dergleichen Leute doch noch einigermaßen der menschlichen Gesellschaft nützlich werden und der guten Leitung

und

und Aufsicht es einst verdanken, wenn sie noch im Alter ein Stückchen Brod sich verdienen können. Hält sie so der Lehrer zum Fleiß an, hält er vorzüglich darauf, daß sie nicht ohne Noth und nicht ohne Entschuldigung Schulstunden versäumen dürfen: so wird er auch leicht über folgende Vorschrift halten können:

γ) Sie müssen nicht Wirthshäuser, Krüge, oder ihrer Moralität nachtheilige Orte häufig besuchen dürfen. Oft war es dies, was auch manchen Schüler, der noch nicht ganz verdorben war, ganz verdorben hat. Er besuchte Wirthshäuser, trank erst ordentlich, fand bald mehrere Freunde unter Bürgern und Handwerksburschen da, trank mit ihnen um die Wette und wurde so ein Trunkenbold. Für etwas Schädliches halten es solche Leute nicht, vielweniger für etwas Unanständiges, denn es ist ja hier, in dieser Gesellschaft eine Ehre, wer am meisten trinken kann; und sie meinen überdies, dadurch erhielten sie eine gute Baßstimme, und es koste ihnen ja nichts. Allein sehr bald wird's zur Gewohnheit, vom Bier kommts zum Brantewein; nun werden allerhand unanständige Lieder gesungen und Verstand und Herz werden immer mehr verdorben. Sie bringen diese schlechte Sitten mit auf die Schule und verführen nun auch die übrigen. Vollends aber muß man nicht dulden, daß sie allgemein anerkannte schlechte

Orte

Orte besuchen; es seyn nun Orte, wo bloß gesoffen und gespielt wird, oder wo Unzucht, entweder in Gedanken oder gar in Handlungen getrieben wird. Oft denkt dennoch mancher Bürger, daß so einer noch studiren, oder wenn auch das nicht seyn sollte, doch einmal eine Kantor-stelle bekommen werde, und einen solchen Schwiegersohn zu haben, wäre doch immer besser, als einen Handwerker. Er erlaubt ihm also den Zutritt, läßt ihn allein bei seiner Tochter und nun werden Dinge vorgenommen, die der Anstand zu erzählen ganz verbietet. Ich könnte leicht namentlich Beispiele nennen, wenn ich sie nicht aus Achtung vor meinen Lesern lieber mit Stillschweigen übergienge. So was muß der Lehrer, der immer Nachricht von seinen Schülern einziehen, der nichts, was seine Schüler betrift, ungeprüft seyn lassen muß, und wenn er's geprüft und als Wahrheit befunden hat, sogleich verhindern und nicht erst den Schüler lange vermahnen, weil hier alle Vermahnung, wenn nicht anders ein vertrauter freundschaftlicher Ton unter ihnen Statt findet, umsonst ist, ihn lieber ohne Beschämung entlassen. Will sich aber der Schüler noch viel darüber rechtfertigen, oder setzt er gar Trotz entgegen, so muß er auch wol ein Beispiel zum Besten der übrigen geben, ihn öffentlich wegschicken, und so die Gelegenheit ergreifen, die übrigen zum

Ge-

Gehorsam, zur Tugend und Rechtschaffenheit zu ermuntern. Er muß keine schlechten Sitten dulden, muß die Rohen zu verfeinern suchen, nie aber Chor-schülern Bierhäuser häufig, und verdächtige Häuser ganz und gar nicht besuchen lassen. Zu dem allen, was so wichtig ist, (denn was kann wichtiger seyn, als die Veredelung der Menschen?) können ihm die Wohlthäter der Chor-schüler sehr behülflich seyn, und sie werden es gerne seyn, wenn er's nur recht anfängt, ihr Vertrauen gewinnt und es dahin bringt, daß sie

4) über alles, was sie in Rücksicht der Chorschüler thun oder thun wollen, mit dem Lehrer Rücksprache nehmen. So würden diese edlen Menschenfreunde wohl thun, wenn sie

α) nicht ohne Vorwissen der Lehrer Wohlthaten an solche fremde Schüler ertheilten. Die Wohlthaten, die ihnen gewöhnlich ertheilt werden, sind Freitische, wo sie entweder selbst mit am Tische ihrer Wohlthäter essen, oder ein gewisses Geld dafür erhalten. Andere geben ihnen Kleidung, lassen ihre Kinder von ihnen unterrichten, um ihnen so das Gute, das sie ihnen zufließen lassen, was ich recht sehr billige, nicht ganz umsonst zufließen zu lassen. Nun kann es ja leicht geschehen, daß der Eine mehr solcher Wohlthaten erhält, als er nöthig hat, weil er sich besonders einschmeicheln kann, und ein Anderer, der dies nicht kann, wol

wol gar Noth leiden muß. Die überflüssigen Wohlthaten werden ihn nun stolz machen, gegen den Lehrer einfältigen Trotz und Ungehorsam erzeugen, ihn aufbringen, wenn er ihn zur Ordnung verweisen will; er wird sich auf seine vielen Gönner und Freunde verlassen und so durch Wohlthaten gar zu Ausschweifungen hingerissen werden, wozu er gewiß nicht würde hingerissen worden seyn, wenn er wenigere und mit mehrerer Weisheit zugetheilte Wohlthaten genossen hätte. Jener andere aber, der vielleicht bei einer mäßigen Unterstützung noch ein brauchbarer Mensch geworden seyn würde, wird mismüthig, läßt aus Mismuth alle seine Arbeiten liegen, wird wol gar von jenen ausschweifenden Jüngling abhängig und auch liederlich; und so schaden diese Wohlthaten mehr, als sie nutzen. Mögten sich doch gute Menschen dies nicht bloß bei der unweisen Austheilung der Wohlthaten an Chor-schüler, sondern überhaupt merken, daß man mehr Böses durch sein vermeintes Gutesthun stiften kann, als bei Unterlassung solcher Pflicht-erweisungen geschehen kann. *)

Man-

*) Ich kann's unmöglich billigen, daß man Armen, die arbeiten können, Gulden und Thaler umsonst hingiebt, ohne sie, die arbeiten können, etwas dafür thun zu lassen. Wäre es nicht besser, ihnen

Mancher würde noch ein guter Bürger geworden seyn, der jetzt herumgeht und bettelt, manche Person sich nicht der Wollust und dem Müßiggang ergeben haben, wenn sie nicht durch unzeitiges Allmosen dazu wäre verleitet worden; auch so mancher ein guter Schüler geblieben seyn, wenn er nicht durch überflüssige Freitische und Geldgeschenke zum Verschwender, Lotterie-spieler und Schwelger wäre gemacht worden. *) Dieses alles werden Wohlthäter vermeiden, wenn sie

β) durch den Lehrer dergleichen austheilen lassen. Der Lehrer kennt die Umstände seiner Schüler am besten, oder kann sie am besten kennen lernen. Ihm ist es ja bekannt, wo sie her sind, was sie haben und sich verdienen können; er wird also am leichtesten berechnen können, was sie zu ihrem Unterhalt nöthig haben. Personen, die Freitische geben wollten, Bürger, die Unterricht für ihre Kinder von ihnen verlangten, müßten mit

nen dafür Arbeit in die Hände zu geben und sie noch die Hälfte dazu verdienen zu lassen? als sie dies in Kaffee und Brandtewein versaufen zu lassen, den sie wol schon zum voraus auf ihr Armengeld borgen?

*) Hat wol der Chor schüler, dem der Lehrer das Schulgeld schenkt, den Friseur oder seidene Strümpfe, silberne Schnallen, prächtige Kleider u. s. w. nöthig?

mit den Lehrern sprechen und sich erkundigen, ob dieser oder jener die Wohlthaten verdiente, ob nicht noch dürftigere da seyn mögten; ob der Eine oder der Andere Zeit und Fähigkeit zum Unterricht habe; ob nicht auch noch Andere da seyn, die sich auch gerne etwas verdienen mögten und nur keine Gelegenheit dazu haben. Dies würde unendlich viel Nutzen haben; es würde diese Leute mehr und mehr verfeinern, einen edlen Wetteifer unter ihnen anflammen, sich durch Kenntnisse und gute Sitten auszuzeichnen, mehr und mehr an den Lehrer fesseln, Gehorsam und Liebe gegen ihre Vorgesetzten erzeugen, denen sie nur gar zu oft mit Frechheit und einfältigem Schüler-stolz ihre wohlgemeinten Warnungen vergelten, und so immer bessere Menschen aus ihnen machen. Auch würde so nicht immer allein der Fremde, sondern, welcher es oft noch viel nöthiger hat, der Eingeborne, das Stadt-kind sich zu seinem nöthigen Fortkommen etwas verdienen können. Es versteht sich von selbst, daß man hier, wie überall, einen unparteilschen, gutmüthigen Lehrer voraussetzt, der Gutes thun will, ohne dafür eine Belohnung zu erwarten. Allein, auch dabei müssen es Wohlthäter nicht bewenden lassen, wenn sie die Schüler mit zu guten und nützlichen Menschen bilden wollen, daß sie Anfangs mit den Leh-

rern Rücksprache, in Ertheilung der Wohlthaten, nahmen; sie müssen es

γ) auch in der Folge thun. Solche junge Leute können sich demohngeachtet bei aller Vorsicht, die man in Rücksicht ihrer braucht, ändern, können schlimmer werden, und der Wohlthaten sich unwürdig machen; da müssen die Maaßregeln, sie zu bessern, gemeinschaftlich entworfen werden; und geschieht es bald Anfangs, wenn man den Hang zu Ausschweifungen bei den jungen Menschen bemerkt: so kann dem Uebel noch vorgebeugt werden. Nichts kann billiger seyn, als diese Forderung, nichts von größerem Nutzen, als die Beobachtung dieses Vorschlags. Weiß dies der Schüler, wie es ihm nicht verborgen bleiben kann und soll: so wird er um so viel mehr Vorsicht in seinem Betragen anwenden, sich der bisher genossenen Wohlthaten nicht unwürdig, sondern immer würdiger zu machen, weil er befürchten muß, daß man ihn als einem Unwürdigen die Wohlthaten entziehen und einem Würdigern zuwenden könnte. Wenn ich gleich nicht der Meinung bin, daß man nur immer dem Würdigsten und nicht dem Dürftigsten Wohlthaten erweisen müsse, da so was zu entscheiden mehr Weisheit und Menschenkenntniß voraussetzt, als dem Menschen zu Theil ward: so kann man doch auch, wenn man den Schüler glücklich machen will, unmöglich ganz

gleich-

gleichgültig gegen sein Betragen seyn. Man kann ihm ja auf einige Zeit die Wohlthaten entziehen, nicht so reichlich geben, als vorher, bis er zur Erkenntniß kommt; das wird ihn bessern. Ist er aber so beschaffen, daß man befürchten muß, er werde ganz lasterhaft dadurch werden: so erfordert es die Vernurft, ihm gar nichts zu geben, ihn ganz zu entfernen.

Ich hoffe, es werden diese Vorschläge nicht ganz ohne allen Nutzen seyn, und wenn sie auch nicht anwendbar wären, wie ich doch nicht glauben sollte, so werden sie doch bei gewissenhaften Männern, besonders bei Lehrern in kleinen Städten und ihren Mitbürgern einige Aufmerksamkeit verdienen; und das war es vorzüglich, was ich damit verursachen wollte. Man bringt auf diese Weise oft eine Idee in Gang und verursacht wohlthätige Revolutionen, die ohne dies nie würden erfolgt seyn. Harburg, den 18 August 1791.

Johann Georg Drechsler,
Rektor.

5.

Précis hiſtorique de la Confeſſion d'Augsboürg, de ſes variations et de ſon affermiſſement par la paix de Religion d'Augsbourg en 1555 et par celle de Weſtphalie en 1648.*)

L'importante Révolution qui enleva, au commencement du ſeizième ſiécle, à l'Egliſe Romaine une grande partie de l'Europe, a pris naiſſance dans l'Autorité abuſive de la Cour de Rome et dans l'eccés des richeſſes et de la puiſſance du Clergé.

Les peuples Chrétiens cherchoient dépuis long tems des remedes aux maux extrêmes, ſous le poids des quels ils gemiſsoient. Tout le monde couvenoit de la nécesſité de reformer le Clergé et de corriger les abus qui deſoloient l'Egliſe; mais l'opinion reçüe n'en accordoit le pouvoir qu'aux ſeuls Conciles oecuméniques convoqués ſous l'autorité du Pape.

Il étoit facile cependant de ſe convaincre de l'inefficacité d'un remede laiſſé à la dispoſition

*) Dieſer leſenswürdige Aufſatz des Hrn. Prof. Koch in Straßburg iſt bis jetzt ungedruckt.

D. H.

ſition de ceux même dont dérivoit le mal et la mauvaiſe iſſue des Conciles de Conſtance et de Bâle apprit aux peuples, que pour effectuer la reforme de la puiſſance eccleſiaſtique, il falloit ſ'y prendre par une autre voye que celle des Conciles.

Cette voye fut enfin tentée par les Reformateurs du ſeizieme ſiécle, qui pour abattre le déspotisme eccléſiaſtique et pour ramener l'Egliſe à ſa pureté primitive crurent devoir rejetter l'infaillibilité du Pape et celle des Conciles en n'admettant dans les matieres eccléſiaſtiques d'autre autorité que celle des livres ſacrés éclairés par le flambeau de la raiſon et celui d'une ſaine critique.

Les peuples préparés de longue main à ſecouer un joug que les progrés de la lumiere leur rendoit inſupportable, applaudirent au zéle des Reformateurs. Les opinions nouvelles furent accueillies avec joie par une grande partie de l'Europe et elles ſe repandirent avec une rapidité prodigieuſe dans toutes les différentes provinces de l'Empire.

L'Etat politique de l'Allemagne prêta au ſuccès de cette révolution. Il préſentoit un vaſte corps formé par l'Aſſociation d'une foule d'Etats différens qui jouiſſoient chacun dans ſon propre domaine d'une jurisdiction prèsque

ſouveraine et indépendante. Le pouvoir monarchique dont l'Empereur ne conſervoit que l'apparence et les marques extérieures, étoit contre-balancé dans l'adminiſtration générale de l'Empire pas l'influence et l'autorité que les Princes et les Etats exerçoient dans les Diétes. On ne pouvoit, ſans leur approbation, ni faire paſser une loi qui ſ'étendit ſur tout le Corps Germanique, ni prendre une réſolution qui affectât l'intérêt général; et l'Empereur n'avoit que le droit de ratifier les décrets de la Diéte et de les faire exécuter.

L'Alſace à l'inſtar des autres provinces de l'Empire était partagée entre un certain nombre de Princes et Etats immédiats, ayant ſéance à la Diéte et dans les Aſſemblées des cercles et exerçant, comme tels, les droits de ſouveraineté dans les domaines dont ils jouiſſoient à titre de fiefs. Les principaux de ces Etats étoient l'Eveque de Strasbourg, les Princes Autrichiens maîtres du Sundgau et d'une partie de la haute Alſace, les Ducs de Wirtemberg qui tenoient le Comté de Horbourg et la ſeigneurie de Riquevyr, les Comtes Palatins du Rhin, les Comtes de Hanau et de Linange et les ſeigneurs de Fleckenſtein. Il y avait encore une nobleſſe immédiate fort nombreuſe et pluſieurs villes libres et impériales entre lesquel-

quelles celle de Strasbourg ſe diſtinguait par ſa puiſſance et par le rang qu'elle occupait entre les villes libres et les Républiques de l'Empire.

On ſent bien qu'une Conſtitution auſſi compliquée fut une circonſtance favorable aux progrés de la nouvelle doctrine qui tiroit auſſi avantage de la nouveauté. de la prédication, ainſi que de la force du raiſonnement, de la netteté et de la préciſion qui recommendoit les écrits des Reformateurs.

Il a été dit et repeté ſouvent, que les Princes d'Empire ne ſe ſont montrés ſi ardants à embraſſer le parti de Luther que parceque ſes opinions ſur la hiérarchie, ſur la nullité du voeu monaſtique et du célibat des prêtres leur facilitoient les moyens d'accroître leur pouvoir et de ſ'enrichir des dépouilles des eccléſiaſtiques et des moines. Cette aſſertion eſt évidemment contraire à la vérité de l'hiſtoire. Ce n'eſt point les puiſſances Germaniques qui auroient eu l'audace d'attaquer le ſyſtême Ultramontain, appayé ſur tout ce qui pouvoit commander le reſpect. Le peuple, impatient de briſer ſes fers et de recouvrer enfin une liberté, que la raiſon et l'evangile reclamoient en ſa faveur, imprima partout le premier mouvement à la révolution qui ſans lui auroit été parfaitement impracticable.

Long téms les Princes et les magiſtrats d'Empire n'oſèrent ſe déclarer ouvertement pour la nouvelle doctrine. La puiſſance de Charles quint qui faiſoit alors trembler l'Europe, les retenoit, et ils craignoient d'encourir l'edit de proſcription que ce Prince, pour complaire à la Cour de-Rome, avoit fait prononcer contre Luther et ſes adhérans à la premiere Diète qu'il aſſembla à Worms au commencement de ſon Régne en Empire.

Cet édit publié en 1521 eut mis toute l'Allemagne en combuſtion, ſi des ſoins plus preſſans et les guerres de France n'euſſent engagé Charles quint à en différer l'exécution. Il ſe borna à l'exiger pour la forme dans les différentes Diétes qu'il fit convoquer après celle de Worms durant l'eſpace de neuf années conſécutives que dura ſon abſence de l'Empire.

Un auſſi long intervalle de tranquillité avança les intérêts de la reformation et encouragea inſenſiblement pluſieurs Princes et des magiſtrats de villes à introduire dans leurs territoires, la nouvelle forme de culte, à y abolir la Meſſe et les rits de l'Egliſe Romaine. Cette entreprise reveilla le zéle des partiſans de l'ancienne croyance, ils réuſſirent à faire paſſer à la Diète de Spire en 1529 un décret qui défendoit à ceux qui avoient changé de doctrine,

de faire à l'avenir aucune innovation dans la religion, et furtout d'abolir la Meſſe, jusqu'à la tenue d'un Concile général.

Pluſieurs Princes et les Députés de quatorze villes, parmi les quelles étoit Strasbourg, firent contre ce décret une protoſtation ſolemnelle en redigeant même un acte d'appel qu'ils envoyèrent à l'Empereur en Italie. De là leur vingt le nom de *Proteſtans* qui par la ſuite du tems fut donné à tous ceux qui profeſſoient la nouvelle doctrine.

L'Empereur qui venoit de faire ſa paix avec le Pape et avec la France, fut allarmé du ſchisme arrivé à la diète de Spire. Son zéle pour la religion établie dont il ſe regardoit comme le protecteur naturel, fut enflammé par les preſſantes ſollicitations que lui fit le Pape Clement VII dans les longues conférences de Bologne. Il ſentoit que ces troubles pourroient ou devenir préjudiciables à ſon autorité ou ſervir à l'accroître en lui faiſant recouvrer une partie des prérogatives que la foibleſſe de ſes prédéceſſeurs leur avoit fait perdre. Reſolu donc de donner aux affaires d'Allemagne une attention ſerieuſe, il indiqua en 1530 la diéte d'Augsbourg, où il ſe rendit en perſonne accompagné d'un Legat du Pape.

Ce

Ce fut dans cette Diéte, une des plus brillantes de ſon régne, qu'il entreprit de terminer les diſſenſions qui partageoient les eſprits ſur la religion. Il y accorda aux Princes Proteſtans, ſur les inſtances qu'ils lui en firent, la permiſſion de faire lire publiquement l'Apologie de leur créance redigée par le célébre Melanchton, celui des Reformateurs, dont on louoit généralement l'eſprit de douceur et de modération.

Cette apologie connûe ſous le nom de *Confeſſion d'Augsbourg*, n'a point été dreſſée dans l'intention de ſervir d'autorité et de régle en matière de foi; les Proteſtans n'en admettent d'autre que l'Ecriture ſainte. Son but étoit uniquement de prouver, que les principes des Proteſtans, conformes en tout à l'Evangile, ne ſ'accordoient pas moins avec la doctrine de l'Egliſe Catholique et Romaine et que les points conteſtés ne rouloient que ſur des abus qui ſ'étoient ſucceſſivement introduits dans l'Egliſe.

C'eſt dans les vingt et un premiers articles de cette Confeſſion adoptés également par l'Egliſe Romaine, que les Proteſtans faiſoient conſiſter la vraie foi Catholique; tous les articles ſuivans ne préſentant à leurs yeux que les abus qu'ils reprouvoient, et au nombre desquels ils rangeoient le retranchement de la Coupe dans

la

la Cene, le celibat des prêtres, la Meſſe conſiderée comme ſacrifice expiatoire, la Confeſſion auriculaire, l'abſtinence de certaines viandes, les voeux monaſtiques et le pouvoir uſurpé du Pape et du Clergé. Quant à ce dernier point, les Princes proteſtans ſ'en expliquèrent en ces termes: „Que la puiſſance eccléſiaſtique, ou celle qu'on „appelle des Clefs, que J. C. a donnée a ſon „Egliſe, ne conſiſte que dans le pouvoir de „prêcher l'Evangile, d'adminiſtrer les Sacre„mens, de pardonner le pèchés ou de refuſer „ce pardon ſi la repentance eſt fauſſe. Que „par conſéquent il n'appartient point au Pape „et aux Evêques de diſpoſer des Royaumes, „d'abroger les loix des magiſtrats et de leur „préſcrire la manière de gouverner; que ſ'il „y a des Evêques qui ayent la puiſſance du „glaive, ce n'eſt point en qualité d'Evêques „ni de droit divin, mais en qualité de ſouve„rains temporels, par la conceſſion des Rois „ou des Empereurs; qu'à la verité le mini„ſtère eccléſiaſtique doit étre honoré et ſon au„torité reſpectée, quand ceux qui en ſont re„vêtus ſe renferment dans les bornes de leur „miniſtère et qu'ils employent leur autorité à „l'édification de l'Egliſe; mais qu'il ne leur „eſt pas permis d'accabler l'egliſe par des or„donnances arbitraires et d'en impoſer l'obſer-

„va-

„vation, comme abſolument néceſſaire au ſa-
„lut; que c'eſt abuſer de leur pouvoir et violer
„les droits inconcertables de Chrétiens."

Quatre villes Impériales, Strasbourg, Conſtance, Lindau et Memmingen, n'ayant pû ſ'accorder avec les Princes dans leur opinion ſur la préſence réelle, préſentèrent à Augsbourg une Confeſſion particuliere, qui ne differoit de la premiere que dans le ſeul article de la Cene qu'elle enonçoit d'une maniere plus conforme au ſentiment des Reformés ou Calviniſtes. La ville de Strasbourg abandonna dépuis cette derniére confeſſion pour embraſſer celle des Princes; et Melanchton prévoyant le ſchisme qui allait diviſer les Lutheriens et les Calviniſtes, et deſirant de le prévenir, fit en 1540 dans la Confeſſion d'Augsbourg quelques legers changemens qui pouvoient la faire adopter par les adhérans de Zwingle et de Çalvin. Ses tentatives cependant furent vaines et les Lutheriens zelés reſtèrent attachés à la premiere Confeſſion qu'ils appellerent non *variée*, pour la diſtinguer de celle qui avait été alterée par Melanchton.

Cette Confeſſion, lorsqu'elle parut à la Diéte d'Augsbourg, y ayant cauſé une vive émotion, l'Empereur en fit faire la réfutation par des Théologiens Catholiques. Il ne négligea enſuite

suite aucun des moyens propres à concilier les deux partis, qui temoig·èrent de leur côté une envie sincere de se rapprocher et d'accommoder leurs différences; mais il subsistait déja entre les deux Eglises des barrieres si insurmontables qu'on ne fut pas long tems sans s'apperçevoir que rien ne seroit moins facile que de les franchir.

Ayant donc épuisé inutilement toutes les voyes de conciliation, l'Empereur crût devoir faire usage de son pouvoir et de son autorité pour maintenir l'Eglise Romaine dans ses droits. Guidé par les Conseils du Cardinal Campege qui l'assistait á la Diéte; il fit porter un décret qui condamnait la plûpart des opinions soutenues par les Protestans, enjoignoit la restitution des convens et des biens ecclésiastiques et fixoit un terme aux Princes et Etats d'Empire dans lequel ils devoient rentrer dans le sein de l'Eglise Catholique.

On sera peut-être surpris de voir ainsi l'Empereur commander à l'opinion et contester jusqu'à la lib rté de conscience à des Princes et Etats puissans qui partageoient avec lui l'exercice de l'autorité souveraine; mais la surprise cessera en reflechissant qu'on étoit alors bien éloigné d'avoir des idées justes de tolerance et que les grands principes des droits de l'hom-

l'homme et de la liberté des opinions religieuſes étoient encore parfaitement inconnus. L'Empereur ne rougit pas de dire aux Princes dont il prétendoit forer la conſcience: „La „juſtice veut que vous cediez au plus grand „nombre et vous devez avoir aſſez d'humilité „pour ne pas préférer vôtre opinion particuliere à celle de toute l'Egliſe et pour n'avoir „pas plus de confiance en vôtre propre ſageſſe „qu'en celle du Pape et de tous les Princes „chrétiens."

Avec cette diſpoſition des eſprits on ſent bien qu'il ne reſtait d'autre voye pour terminer les différens de religion que celle des armes. Il fallut même encore bien du tems et bien du ſang repandu avant que les hommes appriſſent à être juſtes et à ſe ſupporter mutuellement.

Les Princes proteſtans voyant l'aminoſité des Catholiques et craignant à la fois l'ambition et la puiſſance de Charles quint, jugèrent néceſſaire de pour voir à leur ſûreté en formant dépuis 1530 la fameuſe conféderation de Schmalkalden, à la quelle les princes et Etats Catholiques oppoſerent leur ligue. La guerre cependant entre les deux partis n'éclata que dans le cours de l'année 1546.

On reproche à Charles de n'avoir pas ſongé plutôt à attaquer les alliés de Schmalkalden,

En

En profitant de ses avantages et du zéle des Catholiques, il auroit pû réussir à établir en Empire le théatre de sa politique et de sa grandeur. Mais loin de suivre un plan aussi hardi qu'il paraissait simple et facile dans son exécution, il s'épuisa par des guerres et des expeditions inutiles et ruineuses, et laissa aux Princes unis le tems d'affermir leur ligue et d'interesser dans leur querelle les puissances étrangères. Ce ne fut que sur le declin de son âge qu'il pensa serieusement à leur faire la guerre; lorsque ses infirmités, l'épuisement de ses finances et les contrarietés qu'il éprouvait de la part des puissances jalouses, ne lui permirent plus d'exécuter une entreprise qui surpassait alors ses forces et les moyens dont il put disposer.

Ce Prince fut d'abord assez heureux de dissiper l'armée des Confédérés de Schmalkalden et de dissoudre leur ligue. Il mit dans son pouvoir l'Electeur de Saxe et le Landgrave de Hesse, les deux principaux Chefs de confedérés; et dans la Diéte qu'il convoqua en 1548 à Augsbourg, il dépouilla de l'Electorat de Saxe l'Electeur Jean Fréderic pour en revêtir le Duc Maurice son parent. Ce fut dans cette même Diéte qu'il conjura la perte et la ruine totale du Protestantisme en forçant les Princes protestans de se réunir à l'Eglise Romaine mo-

yennant un formulaire, connû ſous le nom d'*Interim*, qu'il leur fit adopter et qui ne leur laiſſoit, par forme d'arrangement proviſoire, que l'uſage de la Communion ſous les deux eſpéces et le mariage des prêtres.

Ces premiers ſuccés de l'Empereur furent bientôt balancés par des revers qui eclipſérent toute la gloire de ſon régne. La mauvaiſe ſituation de ſes finances lui avoit fait perdre ſon crédit et l'avoit mis dans la triſte néceſſité de congédier la meilleure partie de ſes troupes immediatement après la guerre de Schmalkalden. Cet état de detreſſe n'echappa pas à la ſagacité de Maurice Electeur de Saxe, qui quoiqu'il fut redevable de ſa nouvelle dignité à l'Empereur, ſentoit cependant très bien, qu'il ſe couvriroit de honte et d'ignominie, en lui ſacrifiant ſes principes de religion et les droits les plus ſacrés du Corps dont il étoit membre. Reſolu donc d'anéautir l'ouvrage de ce Prince et de rétablir la religion proteſtante dans tous ſes droits, il cacha ſes vues ſous le voile d'une politique artificieuſe, et tandis qu'il detournoit adroitement ſur d'autres objets l'attention de l'Empereur, il ne négligea aucune des précautions propres à lui faire la guerre. Allié de Henri II. Roi de France et de pluſieurs Princes d'Empire, avec leſquels ils ſ'étoit ligué ſecre-

cretement, il fondit en 1552 ſur l'Empereur avec tant de célérité et de vigueur qu'il faillit le ſurprendre à Inspruck dans le Tirol et qu'il l'obligea de recourir à la médiation de ſon frère Ferdinand pour conclure avec lui le traité qui fut ſigné à Paſſau le 12 Août 1552.

On y arrêta la convocation d'une Diéte générale qui régleroit les articles d'une paix ſtable et permanente entre les Etats des deux religions en Empire. Des circonſtances impérieuſes, firent différer cette Diéte jusqu'en 1555 qu'elle fut enfin raſſemblée à Augsbourg, où la paix de réligion fut arrêtée définitivement aux conditions ſuivantes.

Les Etats Catholiques ſ'y engagent à ne point inquieter les Etats de la Confeſſion d'Augsbourg, y compris la nobleſſe immédiate, relativement à leur Confeſſion, rits et Cérémonies.

La paix eſt maintenüe entre les deux religions, ſi même on ne parvenoit pas à ſ'accorder dans un Concile ou par d'autres voies amicales ſur le fait de la religion.

La jurisdiction eccléſiaſtique du Clergé Romain eſt ſuſpendue à l'égard des adhérans de la Confeſſion d'Augsbourg.

Les biens eccléſiaſtiques, dont les Princes et Etats proteſtans ſ'étaient emparés dans leurs

 ter-

territoires et dont ils avoient fait un autre emploi que celui auquel ces biens étoient originairement consacrés, sont laissés à leurs possesseurs sur le pied qu'ils en jouissoient alors. C'est en vertu de cette clause que les Couvens et autres fondations que les Princes et Etats protestans avaient sécularisés dans leurs territoires anterieurement à la transaction de Passau et à la paix de religion, restèrent sécularisés.

Cette paix fournit bientôt matiere à de nouvelles contestations par les différentes interpretations, aux quelles elle donna lieu. La liberté de conscience qu'elle accordait aux adhérans de la Conféssion d'Augsbourg fut pareillement reclamée par les sujets protestans des Princes Catholiques qui persistaient à la leur refuser. Les partisans de Zwingle et de Calvin éprouverent la même opposition. On leur refusait les avantages de la paix sur le fondement qu'ils n'étoient pas de vrais adhérans de la Confession d'Augsbourg.

Les Princes protestans continuaient, après la paix, à supprimer dans leurs Etats des Couvens et autres biens ecclésiastiques qui jusqu' alors y avaient été conservés. Cette faculté leur fut contestée par les Catholiques.

De tous les points en litige celui qui agita le plus vivement les esprits, regardait les ar-

archevêchés et les Evêchés d'Empire que la paix de religion avait refervés à la religion Catholique. En revenant contre cette dispofition qu'ils traitaient d'injufte, les Princes proteftans f'oppofaient à ce qu'un eccléfiaftique embraffant la Confeffion d'Augsbourg, fut obligé de quitter fa prélature.

Ces differents et autres exciterent de nouveaux troubles et amenèrent enfin la guerre connue fous le noms de guerre de trente ans qui par les combinaifons de la politique embrafa fucceffivement une grande partie de l'Europe, et ne fut terminée que par la paix de Weftphalie fignée en 1648.

La paix de religion de 1555 y eft renouvellée et le principe d'une égalité parfaite entre les Etats des deux religions, adopté pour bafe de la decifion de tous les differents.

L'état de religion, fon culte public et la jouiffance des biens eccléfiaftiques, par toute l'étendue de l'Empire, y eft réglé d'après l'Uti poffidetis du 1er Janvier 1624 appellée année Normale.

Le jus circa facra eft affuré à tous les Princes et Etats d'Empire jouiffant de la fuperiorité territoriale, mais fans qu'il leur foit permis de toucher à l'état et à la poffeffion de l'année Normale.

Les ſujets qui cette même année ont exercé leur culte, y ſont maintenus; et quant aux autres, on leur laiſſe la liberté de conſcience et une tolérance purement civile.

La jurisdiction éccléſiaſtique des Evéques Catholiques eſt ſuſpendue de rechef, avec le droit diocesain, à l'égard des adhérans de la Confeſſion d'Augsbourg.

Enfin toutes les ſtipulations tant de la paix de religion que de celle de Weſtphalie ſont étendües à ceux parmi les Proteſtans qu'on appelle Reformés ou Calviniſtes.

6.

An die Frau Baſe.

Getroffen, Frau Baſe! So kann es nicht bleiben!
Das ſoll uns ſelbſt Thomas, der Zweifler, wol glauben.
Das iſt eine Wahrheit, die ſich erhält
Von Anbeginn bis zu Ende der Welt:
 Ein Häschen wird Haſe,
 Ein Näschen wird Naſe,
 Das Ferkel wird Sau,
 Der Knabe wird grau.
Da dies nun ſich ſtündlich bethätigt auf Erden:
So folget ganz klar, daß es anders muß werden.
Dies namentlich iſt nun in Frankreich zu ſehn,
Wo linksum und rechtsum die Dinge ſich drehn.

Ich schwöre: So kann es in Frankreich nicht bleiben!
Ich will's als Prophet für die Nachwelt schreiben.
Die soll darob staunen: „Ha! das war ein Mann!
„Wer Augen hat, seh die Erfüllung jetzt an!“

Nun fraget Herr Naſweis: „Wie wird es dann gehen?“
Und sieht unser' Ochsen am Berge schon stehen.
Ha, Häschen! es gilt! Sie wollen dich führen
Aufs Eis. Wirst du den Kopf verlieren?
Mit nichten! Seht ihr den Dreifuß da?
Dort setzt sich Frau Base Pythia,
Und sieht nun weit heller, als diese sah,
Und kuckt in den Rath der Erden-götter,
Und spricht — o sammelt es, ihr Blätter! —

„Potz Element und alle Wetter,
„Wie rühren sich die Kabinetter! —
„Wie steigt's herauf das Donnerwetter! —
„Fort, fort, mir aus dem Licht', Herr Vetter! —
„Ha! sechs und dreißig tausend Mann
„Läßt Oestreich stracklich rücken an.
„Und, die noch besser sollen beißen,
„Seht vier und zwanzig tausend Preußen!
„Mit zwanzig tausend läßt sich schön
„Der Vetter Bourbon aus Spanien sehn.
„Dort dreißig tausend Savoyarden
„Mit Murmelthieren und Hellebarden!
„Und dort Herr Condé Lobesan
„Bei Worms mit noch zehn tausend Mann!
„Und seht! o seht! Dort hinterm Rhein
„Weiß männiglich mit ihm überein.
„Die sollen euch die Frankreicher schlagen,
„Und eins, zwei, drei zum Teufel jagen

„Die Räuberbande, die mit Hohn
„Sich nennt die Versammlung der Nation;
„Und sollen urplötzlich restituiren
„Das Recht, das mit Unrecht thät verlieren
„Der Rehbock, der Bischof, der Edelmann,
„Worüber der Bauer die Herrschaft gewann,
„Und fraß sein Korn und seine Kälber
„Und machte seine Kinder selber,
„Und ward ein Mensch — o Schmach und Hohn! —
„Gleich dem, der sitzet auf dem Thron.
„Ha ha! wie wird man dich kuranzen,
„Dir wieder schicken deine Wanzen,
„Gabelle, Frohndienst und Regie,
„Du jetzt so übermüthig's Vieh,
„Du rustica gens,
„Du optima flens,
„Du pessima ridens,
„Und du verfluchte Satansbrut,
„Die Bürger und Bauern aufklären thut,
„Hier schau! Da steht die Bastille wieder!
„Da legt man die Asche der Hunde nieder,
„Die jetzt die Geneviev' entweiht.
„Deß laut der Glaubens-held sich freut,
„Und sieht wieder heilige Dunkelheit
„Auf Frankreich sich lagern weit und breit,
„Und Königs-glanz hoch stralen empor,
„Wie sich's geziemt. Denn sage mir, Thor,
„Der frech des Volkes Parthei immer hält,
„Was wäre wol ohne Despoten die Welt?
„Ein Haufe von nicht-angeschirrten Pferden!
„Das Mensch-thier muß gestumpfschwänzt werden,
„Und zugeritten, versteht er mich?
„Nun kann es doch selber nicht stumpfschwänzen sich,
„Und reuten; so müssen denn Bändiger seyn,

„Die

„Die zwingen es in den Noth-stall hinein,
„Und binden's, und schneiden's, und brennen's: und sieh!
„Welch herrliche Croupe! Das dumme Vieh,
„Das schreit zwar in der Operation
„Erbärmlich, wie Galliens Nation
„Ein Beispiel jüngst gab; doch laß es schrein!
„Der Herr — der Croupe thut sich freun.
„Um seinetwillen das Thier ist da:
„So lehre man in Europia!

Getroffen, Frau Base! So sey es! Ja!

6.

An * * * * * *

Sie scheinen nicht zu begreifen, mein lieber Freund, wodurch ich mir die Liebe meiner Zöglinge in einem so hohen Grade erworben habe, wie Sie dieselbe nach allen ihren, ich gestehe es, nicht gewöhnlichen Aeußerungen während Ihres kurzen Aufenthalts bei mir, wahrgenommen und beobachtet haben. Sie machen sich vielleicht eine sonderbare und seltsame Vorstellung von den vermeintlichen Kunstgriffen, die ich angewendet habe, mich in das glückliche Verhältniß mit meinen jungen Lebens-gefährten zu stellen, die ich mir zur süßen Begleitung auf meinem jetzt so einsamen Lebenspfade auserkohren habe. Wüßten Sie nur, wie

sehr es mir zum Bedürfnisse geworden sey. Menschen von unverdorbener Gemüthsart um mich zu haben, denen ich mich verständlich machen kann, in deren Seele ich immer einen Theil meiner neugesammelten Ideen und meiner neuentwickelten Empfindungen niederlegen kann, die ich zu den Vertrauten meiner Denkart und zu den stillen Zeugen meiner Handlungs-art machen darf: die ich zu den Wächtern meiner Tugend und Unschuld, zu den Aufsehern meiner Sittenreinigkeit und meines Fortstrebens nach immer größrer Vervollkommnung mir berufen habe. Wüßten Sie, mit einem Worte, wie theuer und werth mir meine Zöglinge sind, wie unaussprechlich sie von mir nach allen diesen Rücksichten geliebt werden: so sollten Sie auf einmal den Schlüssel zu meinem Verhalten gegen sie, und zu den Wirkungen gefunden haben, welche dasselbe in ihren jungen Seelen nothwendig hat erzeugen müssen.

Dies Wenige, liebster Freund, als Grundlage zu dem folgenden vorausgesetzt, lassen Sie mich Ihnen nun, Ihrem Verlangen zu folge, die einfachen Mittel, so viel ich mir derselben bewußt seyn werde, einzeln nahmhaft machen, wodurch ich mir ihr Herz unauflöslich an das meinige kette.

1) Ich sorge, so viel mir immer möglich ist, für ihr ununterbrochenes Frohseyn. Ich rechne es, wie Sie wissen, mein Freund, unter meine

ersten

ersten und heiligsten Pflichten, allen Menschen, mit denen mich die Vorsicht in Verbindung gestellt hat, das Leben so angenehm, als möglich zu machen. Jemanden mit Willen auch nur die geringste schmerzhafte Empfindung zu verursachen, wofern sie nicht das einzige unumgängliche Mittel zu Erlangung höherer Endzwecke zu seyn scheint, das halte ich für das höchste Verbrechen, dessen ich mich an meiner Mitbrüderschaft, der Menschheit, schuldig machen könnte. Diesen Grundsatz verleugne ich (wie es wohl zuweilen zu geschehen pflegt) bei dem jugendlichen Alter so wenig, daß ich vielmehr der Meinung bin, es sey dem Menschen leichter zu verzeihn, einem Alten, als einem Jungen ein unangenehmes Gefühl zu erwecken. Die frühen Eindrücke, die wir von Menschen und Dingen erhalten, sind bei weitem unter allen die lebhaftesten; und sie geben uns gewöhnlich den Ton an, den wir für unser ganzes künftiges Leben behalten werden. Dieser Ueberzeugung, liebster Freund, habe ich es zu danken, daß ich mir eben so viel, wo nicht noch weit mehr Mühe gebe, jungen Leuten, als erwachsenen Personen angenehm zu werden, und alle meine Kräfte aufzubieten, sie, so lange sie um mich sind, in einer fortdauernden Heiterkeit zu unterhalten. Fragen Sie mich nicht, welche besondre Mittel ich anwende, diesen meinen Endzweck zu erreichen.

Sie

Sie dürfen sich und Andre nur fragen, was wir gewöhnlich thun, um uns bejahrten Personen angenehm zu machen. Eine fortdauernde Freundlichkeit, die sich durch jeden Blick und jede Bewegung verräth, ein sanfter, liebreicher und gefälliger Ton — eine strenge Behutsamkeit, den Andern auch nicht mit einer Miene zu beleidigen, oder zum Unwillen zu reizen — eine fortdauernde Sorgsamkeit, ihm Freude und Vergnügen zu schaffen, oder zu erhöhn — stete Aufmerksamkeit, nichts Anstößiges oder Misfälliges an sich wahrnehmen zu lassen, — ein lebendiges Interesse für alles, was den Andern besonders angeht. Dies, mein Freund, sind für ein liebebedürftiges Herz eben so leichte als untrügliche Mittel, den Andern mit ganzer Seele an sich zu fesseln und sich seiner ausschließenden Liebe würdig zu machen.

2) Ich bilde mir nie ein, daß mich die Vorzüge meines Alters, meines Standes, meiner Lebensart und meiner Verhältnisse dazu berechtigen, meine Zöglinge in einen Zustand von Unterwürfigkeit zu versetzen. Die Rechte der Natur, das wissen Sie, sind mir über alle Maaßen heilig. Diesen Rechten zu folge sind meine Zöglinge in meinen Augen Menschen, wie ich, mit gleichen Anlagen, Fähigkeiten und Kräften, mit gleichen Vorrechten und Anfodrungen begabt.

Man

Was ich bin, das können sie in kurzer Zeit werden, und was ich an Jahrèn vor ihnen voraushabe, das können sie bei verlängerten Lebensgenusse, wenn ich vielleicht einst nicht mehr seyn werde, reichlich nachholen und ergänzen.

Außerdem aber haben sie, so lange weder ich noch Andre sie durch eine verkehrte Behandlungsart misleiten, den wichtigen Vortheil vor mir voraus, daß ich täglich von ihnen lernen kann, was sie von mir nicht lernen können: wie edel, schön und bewundernswürdig der Gang sey, den die Natur bei der allmähligen Entwickelung des Menschen nimmt, so lange Menschen sich's nicht anmaaßen, sie in ihrer Verrichtung zu stören und ihre Schöpfungen zu verderben. Diese letzte Wahrnehmung, die ich täglich zu machen Gelegenheit finde, hat mir eine Achtung und Ehrfurcht für das jugendliche Alter eingeflößt, die mich auf immer für allen Misbrauch meines zufälligen Uebergewichts über ihre jungen Kräfte sichern wird. Dem zu folge werde ich nie den Ton eines Gebieters gegen sie annehmen. Ich werde nie etwas befehlen. Es würde mich in der Seele kränken, wenn sie je etwas aus blinden Gehorsam gegen mein Ansehn thun könnten. Alles, was sie thun, — und sie thun fürwahr alles, was ich wünsche — das alles thun sie in der Ueberzeugung, daß sie dadurch ihr eignes Wohl be-

befördern. Diese Ueberzeugung ist es lediglich, die ich ihnen einzuflößen suche. Und eben weil sie dies wissen, darf ich die leisesten meiner Wünsche nur halb sichtbar werden lassen, um sie augenblicklich realisirt zu sehen. Sie sehn, Freund, wie daraus das dritte Mittel herfließt, mir ihre Liebe zu sichern.

3) Ich sorge für ihre Freiheit und Selbstständigkeit. Die Vorsicht hat mich in den Jahren ihrer Schwachheit zu ihrem Vormunde bestellt. Keinem Vormunde ist es erlaubt, ohne verantwortlich dafür zu werden, auch nur das geringste von den Gütern zu veruntreuen, die seinem Mündel gehören. Alle Güter, die meine Zöglinge besitzen, liegen bis jetzt noch in ihrem Kopf und Herzen; von keinen zufälligern wissen sie nichts. Diese Güter ihnen zu veräußern oder sie gegen schlechtere umzutauschen — welcher Eingriff in die Rechte des Menschen — und doch, mein lieber Freund, ist nichts in der Welt gewöhnlicher, als dieser Frevel. Das schöne herrliche Gefühl, welches unter allen andern zuerst beim Menschen erwacht — das Gefühl für Recht und Unrecht, — das Gefühl für Beleidigungen, welches der Grieche in so hohen Ehren hielt, das ist gewöhnlich das erste Gut des Menschen, an welchem sich die verwegne Hand unverständiger Vormundschaft unter dem unsanften Titel, dem Kinde seinen Wil-

len

len zu brechen, unverantwortlich vergreift. Der Trieb nach Thätigkeit ist gewöhnlich der zweite in der Reihe, der ihnen unter dem Vorwande, Leichtsinn und Muthwillen zu beschränken, gemordet wird.

Der Sinn für Wahrheit der dritte. — O ihr meine Zöglinge, dankt es eurem günstigen Schicksale, das euch in mir euren Vertheidiger und Beschützer eurer heiligsten und kostbarsten Lebensgüter geschenkt hat — ich habe euch keine von den allen geraubt, und werde euch, so lange ich Kraft und Macht dazu habe, keins von den allen rauben lassen. Dafür seyd ihr nun aber auch, was so wenige unter den moralischen Geschöpfen sind, freie, selbstständige Wesen, — eigne Schöpfer eures künftigen Glücks. — Eure Veredlung ist euer eignes Werk. Ich habe nichts dabei gethan, als euch vor den schiefen Eindrücken bewahrt, die eure weichen und zarten Organen verzerrt und euer Gehirn verdrückt haben würden. Sie sehen, mein Freund, wie groß ich mir meine Verdienste um die Bildung meiner Zöglinge anrechne und gleichwol

4) mache ich nicht die geringsten Anfodrungen auf ihre Dankbarkeit und Erkenntlichkeit. Ich muß freilich bitten, daß Sie mich nicht misverstehen mögen, indem ich Ihnen hier ein Mittel anzeige, sich die Liebe der Menschen zu erwerben, welches vielleicht noch von keinem Schriftsteller einer öffentlichen Anzeige gewürdigt worden ist.

Die

Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es kein untrüglicheres Mittel geben kann, sich die Liebe der Menschen zu verscherzen, als wenn man ihnen alle das Gute, was man ihnen aus Neigung oder aus Pflicht und Schuldigkeit erweiset, so hoch anrechnet, daß den Menschen alle Lust vergeht, uns ihre Dankbarkeit und Erkenntlichkeit dafür zu bezeugen, weil sie fühlen, daß unsre Begierden nach dieser eigennützigen Wiedererstattung unersättlich sind. Das Gute, was sich nicht selbst hinlänglich belohnt, ist fürwahr nicht von der besten Art; und wer sich mit den Entschädigungen, die der zustimmende Beifall aller gutgesinnten Menschen sowohl, als der stille Beifall unsers eignen Herzens bei jeder schönen That schon mit sich führt, nichts bezeugen kann, der ist gar keiner Entschädigung werth. Meine Zöglinge haben es noch nie empfunden, daß ich die geringste Gefälligkeit von ihnen aus Pflicht verlangt, oder als Tribut von Dankbarkeit von ihnen abgefordert hätte. Meine aufrichtige Liebe läßt keine Dankbarkeit Statt finden. Wer wäre mehr zu bedauern, als ich, wenn ich ihnen meine Liebe nicht unter tausend verschiedenartigen Gestalten mit jedem Tage und in jeder Stunde unsers glücklichen Beisammenseyns äußern könnte. Und wer wäre mehr zu bedauern, als sie, wenn sie mir nicht ihre Gegenliebe auf eben so verschiedne Art beweisen und gegen mich aus-

ausschütten könnten. Wir entledigen uns unsrer gegenseitigen Bedürfnisse, — und wenn das Wort Dankbarkeit ja unter uns Statt finden sollte und müßte, so würde es der auf sich zu nehmen haben, dem der Andre Gelegenheit zu recht viel schönen wohlthätigen Aeußerungen seines Geistes und Herzens gibt. Der gebende Theil muß auch der dankbare seyn. Hier bleibt keiner dem Andern etwas schuldig, als Liebe. Und diese dauert so lange, als unsre Wesen fortdauern. Auf zufällige, oft nur gelegentsheitliche Aeußerungen dieser Liebe kommt's hier nicht an. Der Andre weiß, indem er Liebe empfängt, daß er eben so viel geben kann, und ist überzeugt, wenn sich diese Liebe in einer wohlthätigen Handlung äußert, daß sie sich eben so bei ihm geäußert haben würde, wenn er jetzt in dem Falle gewesen wäre. Nur der Unverständige würde mir hier einwenden, daß mein Zögling mir aber doch das nicht seyn könne, was ich ihm sey. Er weiß nicht, was mir mein Zögling ist. Der Abdruck meines Geistes und Herzens — der Fortsetzer meines Lebens, wenn ich vom großen Schauplatz abtrete, der Fortpflanzer meiner Ideen und meiner Empfindungen — das alles werde ich meinem Zöglinge nicht seyn. Und gesetzt mein Zögling glaubte, er könnte mir das nie seyn, was ich ihm in mancher andern Rücksicht gewesen sey — ist das seine Schuld?

 Sehn

Sehn Sie, mein Freund, so denke und empfinde ich. Ich würde Sie bitten, mir meine Wärme zu verzeihen, mit der ich Ihnen meine Gedanken und meine Empfindungen geäußert habe, wenn nicht gerade diese vielleicht Ihnen der sicherste Bürge meiner Aufrichtigkeit wäre. Ich bin überzeugt, Ihre Verwundrung über die Liebe meiner Zöglinge hat sich in ein sonnenklares Vergnügen aufgelöst; und ich fühle schon in Ihrem Herzen Bewegungen, die mir die glücklichsten Nacheifrungen versprechen. Dafür umarmt Sie mit einem erhöhten Gefühl von Liebe und Freundschaft

Ihr

Horstig.

6.

Seel-messe für weiland S. T. Melchior Sachs.

Wir bitten, Herr, für Melchior Sachs.
Er war so lichtschen wie ein Dachs,
Doch übrigens ein Biedermann,
Wie seine Chronik zeiget an.
Sein Kopf war krank, sein Herz gesund:
So spricht denn kauderwelsch sein Mund,
Und schnappt von Sinn zu Unsinn über,
Wie der da liegt am hitz'gen Fieber;
Und treibt mit der Vernunft viel Spott.
Vergib ihm, lieber Herre Gott!

Laß bei des Fegefeuers Schein
Den guten Melchior sehen ein,
Daß seine Steckenreuterei
Nicht kindlich, daß sie kindisch sey:
Daß man zugleich den Kopf vom Mann,
Das Herz vom Kinde haben kann,
Und daß da, wo sich beides paart,
Es gibt die beste Menschen-art.
Versöhn' ihn mit den Neologen,
An denen er sich arg betrogen.
Erklär' ihm den Westphäl'schen Frieden,
Den er so falsch verstand hienieden;
Nicht minder die symbol'schen Bücher,
Worauf er jenen baut so sicher!!
Und dann bring' ihn zu Mirabeau,
Daß sie einander werden froh.
Schmelz' in des Fegefeuers Flammen
Aus beiden Einen Mann zusammen.
Das Herz nimm von dem deutschen Mann,
Den Kopf des Franken setze dran,
Und schicke dann dies neue Wesen
Zurück zu uns, daß wir genesen.
Denn traun! nur solch ein Ehren-mann
Den Schaden Josephs heilen kann,
Und helfen uns aus aller Noth.
Erhör' uns, lieber Herre Gott!

5.

Prüfung der Rönnbergischen Schrift über symbolische Bücher, in Bezug auf das Staatsrecht. Von Villaume. 1791. 8. 252 und 3 B. Vorrede.

Hier ist endlich das Buch, auf welches das Publikum schon lange vor dessen Erscheinung aufmerksam gemacht ward. Die Hindernisse, welche dieser in den Weg gelegt wurden, hat man zum Theil schon in dem Intelligenz-Blatte der Literatur-Zeitung (N. 45. d. J.) gelesen; die unvollständige Nachricht daselbst aber ist nun hier in der Vorrede berichtigt und ergänzt. Nach derselben wurde die Handschrift am 15ten Januar zur Censur eingereicht; und das Urtheil des Censors, Probstes Teller, fiel dahin aus, daß wenn Drukker und Verleger sich nennten, der Druck nicht zu verweigern sey.

Dem Censur-Edikte war nun Genüge geschehn, und die Erlaubniß zum Druck hätte, ohne fernern Anstand müssen ausgefertigt werden. Statt dessen aber schickt der Präsident von der Hagen das Manuscript dem Minister von Wöllner, welcher die darin widerlegte Rönnbergische Schrift an die

Pre-

Prediger hatte austheilen lassen: (Br. J. 1790, Aug. S. 514) und die Handschrift erfolgte erst am 29sten zurück, mit dem Bescheide des Kirchenraths Lipten: „Soll zurückgegeben werden, wel„ches also geschieht.“

Hierauf wendet sich der Verfasser an den Staatsrath mit Bitte:

1) Dem Ober-Consistorio die gesetzwidrige Verzögerung, und den formwidrigen Bescheid zu verweisen.
2) Es anzuhalten, den Buchdrucker für den Aufhalt zu entschädigen.
3) Die Erlaubniß zum Druck zu ertheilen.

Als hierauf die Sache im Justiz-Departement zum Vortrage gekommen, soll der Minister von Wöllner sich auf eine Stelle der kaiserl. Wahl-Kapitulation berufen haben, die dem Drucke entgegen stehe: worauf vom Justiz-Rathe das Gutachten des Departements der auswärtigen Angelegenheiten eingeholt worden, des Inhalts:

„Es sey zwar durch die katholische Stimmen-Ueberlegenheit in die Wahl-Kapitulation eingeflossen, daß keine den symbolischen Büchern zuwiderlaufenden Schriften zu gestatten wären: allein diese Verfügung werde von dem evangelischen Reichs-theile nicht für verbindlich geachtet, weil weder dem Kaiser noch den Reichs-gerichten Urtheil und Erkenntniß über protestantische Religions-

schriften eingeräumt werden könne. Die Vorrechte der Protestanten von ihren Bekenntniß-büchern abhängig zu machen, sey ein gefährdevoller Grundsatz des katholischen Reichs-theils, der ihm aber von protestantischer Seite nicht zugestanden werde: und der rc. Rönnberg habe die gefährlichen Folgen seiner Behauptungen nicht eingesehn."

Dem gemäß nun soll unterm 24sten October ein Bescheid ausgefertigt seyn, worin dem Prof. Villaume der Druck seiner Schrift nachgelassen worden, der aber nicht an ihn gelangt ist, weil die Sache nun vor den König gebracht wurde.

Am 15ten März erfolgte endlich ein anderer Bescheid:

„Daß durch höchst eigenhändigen Kabinetsbefehl, welchem zufolge die eingereichte Handschrift hier nicht gedruckt werden solle, dem Justiz-Departement die Hände gebunden worden, die gebetene Approbation zum Druck zu suppliren."

Der Verfasser, nachdem er alle Landes-gesetze durchgegangen, die auf seinen Fall Beziehung haben könnten, und keins darunter gefunden, was ihm entgegen wäre, stellt über den Vorgang folgende Betrachtung an:

Jede Entscheidung gegen das Gesetz schadet dem Gesetzgeber und dem Unterthan. Erstern, weil er sich selbst widerspricht, indem er sein Ge-

setz vernichtet: letzterm aber, weil das Gesetz, auf das er sich verließ, ihn verleitete, eine Handlung zu unternehmen, die ihm nachher vereitelt wird und ihm Verdruß und Nachtheil zuzieht, so, daß er auf Entschädigung zu klagen befugt wäre. Die uneingeschränkteste Souverainität, meint er, könne nur darin bestehen, Gesetze zu geben, wieder aufzuheben und anders zu bestimmen: nicht aber vorhandenen Gesetzen zuwider zu entscheiden. Dieses sey Grund-regel der preußischen Staats-verfassung und habe ihr die allgemeine Verehrung erworben.

Aber desto schlimmer für unsern Verfasser. Man hört, daß seine Sache durch drei Landes-Kollegien gegangen und endlich dennoch zu seinem Nachtheile entschieden sey. Der Eindruck, den dieses aufs Publikum, dem die Milde der preußischen Gesetze und die unparteiische Gerechtigkeitspflege dieses Staats bekannt sind, machen muß, kann nicht anders, als ihm höchst nachtheilig seyn.— Diese Betrachtung bewog ihn, seine Handschrift, der der einheimische Druck untersagt war, außerhalb zu senden; um das Publikum in Stand zu setzen, mit Sachkenntniß sein Urtheil zu fällen.

Entscheidungen wider die Gesetze, Kabinetsbefehle, durch welche dem höchsten Justiz-Kollegio die Hände gebunden werden, würde Recen-

sent, ohne Bedenken, für Machtsprüche halten. Hätte nicht Friedrich Wilhelm so viele Proben seiner Weisheit und Gerechtigkeit gegeben, und bei seiner Thron-bestätigung feierlich verkündigen lassen: Kein Machtspruch soll den Lauf der Gerechtigkeit hemmen. Oder sollten etwa Umstände die Sache verändern und Ausnahmen nothwendig oder wenigstens entschuldigungsfähig machen? Ich weiß es nicht: das aber, weiß ich, daß wenn ein weiser Monarch sein feierliches Wort zu brechen und die Grund-regeln des Staats und der Gerechtigkeit zu verletzen im Stande seyn sollte, doch wenigstens der vorgesetzte Zweck der Wichtigkeit des Unternehmens angemessen seyn müsse. — Ein solcher aber ist hier nicht abzusehn: denn das Buch, auf dessen Unterdrückung es angesehen schien, ward von keinem Landes-Kollegio für gefährlich, ja nicht einmal für schädlich geachtet, und ist nicht unterdrückt, sondern wird gelesen, und zwar stärker gelesen, als wenn kein Verbot, kein Machtspruch dagegen ergangen wäre. Kurz, Recensent sieht nicht klar in der Sache, und will, ehe er einen großen Monarchen der Ungerechtigkeit oder Unweisheit zu beschuldigen wagt, lieber annehmen: daß das, was einem Machtspruche ähnlich sieht, kein solcher, oder wenigstens der Zweck desselben ein andrer und wichtigerer gewesen sey, als der, welchen

chen man zunächst vermuthen sollte. — Die Sache verdient ins möglichst hellste Licht gesetzt zu werden; denn unverletzliche Gerechtigkeit ist die erste Pflicht eines Regenten; und auch nur der Verdacht einer Ungerechtigkeit ist hinlänglich einen Fleck auf seine Regierung zu werfen.

Um den Lesern, die das Rönnbergische Werk nicht zur Hand haben, eine Uebersicht desselben zu verschaffen, hat unser Verf. es im ersten Theile seiner Schrift analysirt. Hierauf zieht er vier und zwanzig Sätze oder Behauptungen aus demselben heraus, die er im zweiten Theile widerlegt. Ihm hier aber Schritt vor Schritt zu folgen, würde die Grenzen einer Recension überschreiten: wir begnügen uns daher, einige vorzüglich merkwürdige Stellen, oder solche, bei denen etwas zu erinnern ist, herauszuheben.

Bei dem fünften und sechsten Rönnbergischen Satze: „Es existirt ein Glaubens-vertrag, den „eine vorurtheilsfreie Vernunft schloß, und der „folglich gehalten werden muß," bemerkt unser Verf. richtig, daß dieser Vertrag doppelter Art sey; nämlich

1) der Protestanten unter sich;
2) der Protestanten mit den Katholischen.

Was nun den erstern Vertrag betrift, so ist nirgends erweislich, daß alle Glieder der protestantischen Kirche jemals feierlich zusammenge-

treten wären, um einen dergleichen zu schließen. Es kann also, wenn ein solcher existiren soll, nichts anders darunter verstanden werden, als der, den unsre Kinder, bei ihrer Einsegnung schließen. Da das aber in einem Alter geschieht, wo ihr Verstand noch nicht fähig ist, die Verpflichtungen, zu denen sie sich anheischig machen, zu beurtheilen; und unter Umständen, wo es ihnen nicht erlaubt ist, eine andere Partei zu ergreifen, gesetzt auch, daß sie es wollten: so ist dieser angebliche Vertrag nach allen Regeln, sowol der gesunden Vernunft, als der positiven Rechte, ungültig und unverbindlich. — (Des Lesens und der Beherzigung höchst würdig ist, was unser Verf. zu weiterer Ausführung dessen, S. 76, 77 hierüber sagt.)

Es bleibt also nur der Vertrag der Protestanten mit den Katholiken übrig, der verbindlich seyn könnte. Allein dieser war bloß politisch und hatte nicht zur Absicht, einander zur Erhaltung der Religions-formen zu verbinden: denn die Katholiken willigten in den Frieden, nicht zu Gunsten der Augsburg. Confession, sondern weil sie die Anhänger derselben nicht unterdrücken konnten. Auf den Einwurf: „Die Absicht mag gewesen seyn, welche sie will, genug die Traktaten beruhen einmal auf dem Symbol, und folglich müssen wir demselben treu bleiben, wenn wir die Vortheile jener Traktaten genießen wollen,“ antwortet Hr. Villaume:

Man

Man habe als Privatmann, wegen Abweichung vom Symbole, nichts zu besorgen, weil die kath. Partei an Aufrechthaltung des Lutherthums, das sie gern in der Geburt erstickt hätte, durchaus nichts gelegen seyn könne: und sollte ja, in unbedachtsamem Eifer, jemand deshalb beunruhiget werden: so, meint er, würden bürgerliche Gesetze, oder politische Mächte, dem bald Einhalt thun — Dem Rec. fällt hierbei die Bahrdtische Sache ein. Es ist wahr, das evangelische Corpus that nachdrückliche Vorstellungen, und das fernere Verfahren wurde eingestellt; allein Bahrdt ist und bleibt vom Amt und Brod.

Und nun, von Seiten des Staats betrachtet, was hat dieser von Veränderung des Lehrbegriffs zu besorgen? Der Verf. meint, nichts. Staat gegen Staat sähe nur auf politische Verhältnisse und nicht auf die Agende, die der Dorfpfarrer in der Sakristei liegen habe. — Es ist richtig, daß es der katholischen Partei sehr gleichgültig seyn sollte, da wir doch einmal Ketzer sind, zu welcher Ketzerei wir uns bekennen: aber es ist auch eben so ausgemacht, daß sie stets den gefährdevollen Grundsatz gehegt hat, aus der Abweichung, der Protestanten einen Symbol-Vortheil zu ziehn. (Man sehe in der Vorrede das Gutachten des Departements der auswärtigen Angelegenheiten.) — Also sollen wir denn, nach Rönnbergs Wunsch und

und Willen, deſt bei Luthers Katechismus bleiben? Alles Forſchen, Prüfen, Berichtigen einſtellen; dem Geiſte Feſſeln anlegen und dem Gebrauche der geſunden Vernunft entſagen? — Da ſey Gott vor! Es gibt einen andern Ausweg, wo wir das alles beibehalten und doch Lutheraner bleiben können. Wir dürfen ja nur Luthers eignes, von Rönnberg ſelbſt mit Beifall angeführtes Symbol: Gottes Wort ſoll Artikel des Glaubens ſtellen, und ſonſt niemand, auch kein Engel zu dem unſrigen machen. Und nun weg mit Augsburgtſcher Confeſſion, Schmalkaldiſchen Artikeln, Katechismus und allen ſeynſollenden Bekenntniß-büchern! Denn ihre Verfaſſer waren Menſchen; und wer ſteht uns dafür, daß ſie uns nicht Irrthümer und Privat-meinungen, ſtatt göttlicher Wahrheiten aufgetiſcht haben? Groß iſt zwar überall die Verwirrung des Herrn Rönnberg, doch nirgends größer, als wenn er die Unverletzlichkeit der Symbole nicht bloß auf die Reichs-geſetze, ſondern zugleich auf ihre innere Wahrheit und Vortreflichkeit gründet. „Gottes Wort, ſpricht er Luthern nach, ſoll Artikel des Glaubens ſtellen, ſonſt niemand, „auch kein Engel. Darf und kann alſo das „Wort Gottes nicht durch Menſchen-ſatzungen ver„ändert werden: ſo darf dies auch das Glaubensbe„kenntniß eben ſo wenig; weil die Haupt-dogmen „der

„der evangel. Religion aus dieser göttlichen Ur„kunde herausgezogen und in der Augsburg. Con„fession gesammelt sind!“ Wir glücklichen Lutheraner, daß unsre Symbole in Gottes und der Menschen Gesetzen gleich vest gegründet sind! Aber desto trauriger für die Anhänger der beiden andern Confessionen, deren Symbole nun offenbar nicht göttliches Ursprunges seyn können! Und doch sind diese falschen und irrigen Glaubens-artikel der Katholiken und Calvinisten eben so sehr durch die Reichs-gesetze sonairt, als die wahren und ächten der Lutheraner: und die Bekenner derselben folglich zu ewigen Irrthümern verdammt!! — Der gute R. vergaß, daß er drei Symbole zu vertheidigen hatte, und das, was er zum Vortheil des einen sagte, den beiden übrigen zum Nachtheil gereichte.

Bei Gelegenheit der Rönnbergischen Behauptung, daß die Abweichung von dem Symbole schädliche Verwirrungen verursache, antwortet sein Widerleger: „Das moralische Betragen hängt „wenig oder gar nicht von den Lehr-systemen ab, „da die Menschen schon in ihrem Herzen eine so „deutliche Richtschnur ihres Verhaltens haben, „daß wir es kaum merken, daß einige Völ„ker in ihren Lehr-systemen und gottes„dienstlichen Gebräuchen allerlei Mittel ha„ben, die Tugend zu entbehren und sich

„von

„von allen ihren Sünden zu reinigen.“ Sehr gut war es, daß Hr. Villaume seine Behauptung durch kaum und durch wenig oder gar nicht einschränkt: denn merkbar muß es dem Beobachter allerdings seyn und ist es ihm wirklich. „Wer „will es der moralischen Aufführung ansehn,“ fährt er fort,“ ob dieser oder jener ein Christ „oder ein Jude, ein Gläubiger oder Ungläubiger, „ein Lutheraner, Calvinist oder Katholischer ist?“ Recensent ist der Meinung, daß man dieses allerdings kann. Gelingt es gleich den Priestern nicht immer, den Verstand ganz zu verfinstern und das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht ganz zu unterdrücken und zu verkehren: so sind doch ihre Bemühungen deshalb nicht gänzlich verloren, es bleibt immer etwas daran kleben, welches gelegentliche Früchte hervorbringt, an denen der aufmerksame Beobachter sehr gut unterscheidet, zu welcher Religion und zu welcher Sekte sich jemand bekennt. Hörte ich, z. B., dieser hier hat Andre zu seinem Glauben zwingen wollen; und hat die Andersdenkenden verfolgt und getödtet; jener hat aus Lebens-überdruß nicht sich selbst, sondern einen Andern ermordet; der da hat sein unschuldiges zärtlich-geliebtes Kind umgebracht, um ihm den Himmel zu versichern u. s. w.; so würde ich ohne Bedenken behaupten, daß dieses weder ein Jude, noch ein Mahometaner, noch ein

An-

Anhänger des Konfuzius könne gewesen seyn. Auch hat der Verf. selbst schon zugestanden, daß die Lehre vom Versöhnungsopfer auf das Thun und Lassen wirken könne (S. 115). Und noch stärker drückt er sich in der Folge hierüber aus: „Es „ist kein Wunder, daß ein rechtschaffener Mann, „welcher nur durch eigne Ausübung der Tugend „Gott gefällig werden zu können glaubt, die Lehre „von der Versöhnung und vollkommenen Genug„thuung wegwünscht, weil es unmöglich ist, „daß sie nicht manchen in seinen Sünden „bestärke." Rec. schreibt diese Stelle um so lieber ab, da sie eine von den in der Censur angestrichenen ist.

Die letzten zwanzig Seiten hat Herr Villaume den sechstem Artikel der Ewaldschen Schrift über Volks-aufklärung gewidmet. Bei der Stelle: „Natürlich, daß ich vor Leiden und Tod zurück„bebe, wenn ich nicht weiß, warum ich leide," bemerkt er, daß auch die Religion nicht lehre, daß unsre Sünden die Ursachen unsrer Leiden seyen; und beruft sich auf Christi Urtheil, Luk. XIII, 2, 4: „Meinet ihr, daß diese vor allen Andern Sünder „gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben?" Allein mir scheint es, als ob die Drohung des 3ten V. und 5ten Verses: „So ihr euch nicht „bessert, werdet ihr alle auch also umkommen," die Lehre des 2ten und 4ten wieder umstieße.

Bei

Bei einer andern Stelle: „Wirklich kenne ich „nichts Widersinnigeres und zugleich Menschen„feindlicheres, als wenn man dem Volke unter „der Hand zu verstehen gibt, diese oder jene längst „geglaubte Religions-lehre sey nicht wahr; das „stehe nicht in der Bibel, was es Jahrhunderte „lang darin gesehen hat" u. s. w., erinnert Hr. N. sehr richtig, daß wenn Hr. Ewalds Behauptung gegründet sey, Luther und Christus sehr widersinnig und menschenfeindlich gehandelt hätten, weil sie ihren Zeitgenossen, (und das nicht etwa unter der Hand, sondern gerade heraus) sagten, diese oder jene bisher biblisch geglaubte Lehre sey nicht biblisch. Und er hätte noch hinzufügen können, daß Herr Ewald hier mit sich selbst im Widerspruch zu stehen scheint, indem er an einem andern Orte (S. 40.) sagt: „Er (der Landmann) „soll lernen seine Bibel besser verstehn." Nun aber mögte ich wissen, wie er seine Bibel besser könne verstehen lernen, ohne zugleich einzusehn, daß dieses oder jenes, was er bisher darin zu finden geglaubt hat, nicht darin stehe: und es wäre sehr zu wünschen, daß es dem Herrn Superintendenten gefallen mögte, sich deutlicher und bestimmter hierüber zu erklären.

v. W.

Braunschweigisches
Journal

Herausgegeben
von
E. Chr. Trapp.



Elftes Stück. November 1791.

Im Verlage der Schulbuchhandlung.

Nachricht.

Dieses Journal wird mit Anfang jedes Monats nach allen Haupt-orten Deutschlands versandt, wo es in den ansehnlichsten Buchhandlungen und auf allen Postämtern, durch Besorgung des hiesigen Hochf. Hofpostamts für 8 ggr. zu haben ist. Vier Hefte machen einen Band aus.

Inhalt.

An-

Braunschweigisches Journal.

Elftes Stück.

November 1791.

1.

Fortsetzung der im IXten St. dieses Journals abgebrochnen geheimen Geschichte eines gewesenen Rosenkreuzers rc.; 2tes Buch, 1stes Kapitel.

Ziemlich tief in der letztern Hälfte des Buchs fand Cedrinus endlich die Materie, wie es schien, weitläuftiger abgehandelt, die ihn in seiner Lage am meisten interessirte. Es war der eilfte Abschnitt: Von der Unwissenheit in der Kenntniß der Natur.

Er fängt mit einem Satze an, der sich durch seine Naivetät empfiehlt: „So sehr man sich heut „zu Tage in der Kenntniß der Natur ihrem Gi-

„psel genähert zu haben einbildet, so sehr hat „man sich von ihrer Wurzel entfernet.“ — Indem nun der Verfasser auf diese Art stillschweigend das Herabsteigen empfiehlt, damit man wieder zur Wurzel komme, läßt er sich dahin vernehmen: „Die Kenntniß der geheimen Wur„zel, oder des innern Samens aller wach„senden Dinge und ihrer wundervollen Ver„wandlungen in der geheimen Werkstatt „Gottes ist die ursprüngliche Naturweisheit, „die Gott von jeher den Weisen geoffen„baret und den Augen der Welt verbor„get.“ — Und S. 304 sagt er — „diese ur„sprüngliche Naturweisheit quillet aus einer gött„lichen Offenbarung besonderer Naturgeheim„nisse, womit Gott den ersten Menschen bei „der von aller Bequemlichkeit entblößten „Lebensart zur Erhaltung seiner Lebens„stärke begnadigte. Hiemit stimmen die Schrif„ten aller Weisen, die nicht bloß die Namen, son„dern die Natur der Dinge studirt haben, über„ein. Die unselige Trennung des adamitischen „Hauses verursachte, daß die Fortpflanzung „dieser göttlichen Offenbarung nur den wür„digen Söhnen der Weisheit, die dem „Geiste Gottes Raum geben, anvertrauet „wurde. Sie ward aus weisen Ursachen geheim „gehalten, und bei der erneuerten Ausbreitung

„des

„des menschlichen Geschlechts in den Tempeln
„der Weisheit, die niemand ohne Reini-
„gung und Heiligung betreten durfte, in
„der Stille gelehret. Daher stunden die Weisen
„der alten Welt bei den mächtigsten Monarchen
„damaliger Zeiten und bei allen morgenländischen
„Völkern in hohem Ansehen und Ehren. Die er-
„wählten Schüler der Weisheit wurden nur
„stufenweise zu der geheimen Schatzkammer der
„Natur geleitet, und die Lehren der verborgenen
„Weisheit in den Prüfungsjahren in Fabeln und
„hieroglyphischen Bildern verhüllet. — —
„Diese Bilder sahe das gemeine Volk bei den got-
„tesdienstlichen Opfern als Heiligthümer an, und
„verfiel nach und nach auf die Bilder selbst, die
„es sich als so viel besondere Gottheiten einbildete,
„ohne die darunter verborgene Weisheit zu ent-
„hüllen. Dieses ist der natürliche Ursprung
„des Aberglaubens und der Abgötterei, die nach-
„hero von den Betrügereien der Götzenpfaffen
„unterstützt und ausgebreitet wurde. Die allge-
„mach überhand nehmende Verwirrung der Tem-
„pel der Weisheit mit den Götzentempeln ver-
„drängete die erstern. Noch erhielten sich die Wei-
„sen in den geheimen Schulen, in welchen man
„die Schüler der Weisheit genau prüfete. Die
„Unwürdigen bekamen nur die Schalen, der Kern
„aber ward vor ihnen verborgen. Diese feurigen

„Geister, voll eigebildeter Weisheit, richteten eige-
„ne Schulen auf. Ihr fruchtbarer Witz verwan-
„delte die dunkel-aufgefaßten Lehren der Weisheit
„in Spitzfindigkeiten, die von der ursprünglichen
„Weisheit, wie Schatten vom Körper, unter-
„schieden waren. — — Bei solchem zunehmen-
„den Verderben schränkten sich die wahren Weisen
„ein, und erhielten sich im Verborgenen.
„Indessen findet man in den Schriften der alten
„Weltweisen gnügliche Spuren der ursprünglichen
„Naturweisheit, die man um ihrer Dunkelheit wil-
„len als die seltsamsten und wunderlichsten Mei-
„nungen ansiehet, und ihnen einen falschen Ver-
„stand andichtet, dahin z. B. die natürliche Schö-
„pfung, oder Auswickelung aus der Finster-
„niß gehöret. — Die Weisen aus dem Morgen-
„lande, die von einem Wunderstern geleitet wur-
„den, und denen sich die Gottheit besonders geof-
„fenbaret, waren ohne allen Zweifel Ueberbleibsel
„der vormals göttlich erleuchteten Weisen. —
„Endlich ist es bei ihrer Verborgenheit dahin gedie-
„hen, daß man die ganze Sache als Mährlein
„verlachet, obgleich selbst die h. Schrift gleich-
„sam mit Fingern darauf weiset, und viele
„denkwürdige Spuren in derselben, besonders in
„der Schöpfungs-geschichte, in dem Buch
„Hiobs und in den Büchern Salomons davon
„anzutreffen."

Die

Die Leser werden sich erinnern, daß Cedrinus schon einmal, nämlich in der Versammlungs-Rede der R. C. des alten Systems auf die Schöpfungs-geschichte und auf die Salomonische Weisheit hingewiesen war. Dort geschah der Fingerzeig mit einem gewissen Ansehen von Erhabenheit; hier fand er nun mehr Ausführlichkeit und Gelehrsamkeit. Daß die Zuversicht, womit sein Schriftsteller sprach, im Grunde eine Folge derjenigen Dreistigkeit wäre, welche die Unwissenheit gewöhnlicher begleitet, als die Gelehrsamkeit, konnte Cedrinus aus dem, was er las, nicht wohl schließen. Ihm waren die Werke der alten Weisen nicht bekannt, auf die sich sein Autor berief, und da keiner von diesen Weisen mit Namen genannt und keines Werke nach ihren Titeln bezeichnet angeführet wurden: so ward ihm dadurch auch jede Erkundigung bei Andern wenigstens sehr erschwert, wenn sie ihm auch erlaubt gewesen wäre. Zum Spiel mit Worten und zu klingenden Red'sübungen war er nie erzogen, also ging das Vergnügen, was ein Theil der Menschen aus der bloßen Fertigkeit Worte mit Worten zu verbinden schöpfet, für ihn verlohren, und auch diese reiche Quelle der Selbsttäuschung konnte ihm für das unbehagliche Bewußtseyn des Mangels an Begriffen keinen Ersatz gewähren. Er las eigentlich um zu verstehen was er läse, und je saurer ihm dies

ward, desto eifriger fuhr er fort. Er glaubte, es läge an ihm.

Es gibt ein gewisses Talent zur Red'seligkeit, das neun Menschen unter zehn, Gelehrte wie Ungelehrte, verführt, sich selbst und Andern in dem Geschäfte des Umtausches der Begriffe mehr Kredit zu geben, als Vermögen da ist. Man ist in diesem Handel weniger auf seiner Hut gegen Leichtsinn, als bei Geld-geschäften. Der fertige Sprecher braucht die Worte, wie der Handelsmann das Papier-geld, das er nur zurückweiset, wenn er fürchret, es nicht wieder ausgeben zu können. Dabei gewinnt die Unterhaltung, wie die Circulation bei Banknoten gewinnt. Aber die unangenehmen Folgen sind auch in beiden Fällen einerlei, sobald der reelle Werth fehlet, der früher oder später sein künstliches Zeichen auslösen muß. Nur daß wir einander eher Begriffe erlassen, als Geld, und eher einige leere Worte zu Gute halten, als ungültige Zahlzeichen. — Hätte Cedrinus ein solches Talent besessen und nur den guten Willen gehabt, es zu kultiviren: so wäre Hrn. Standes Buch eine wahre Fundgrube für ihn gewesen. Er hätte hier eine Geschichte der geheimen Naturweisheit der Alten und der Offenbarung derselben gefunden, die er nur mit so viel Veränderungen, als ihm selbst beliebte, wieder erzählen durfte, um alle Leute, die das Erstaunende lieben, auf die

die angenehmste Art von der Welt zu unterhalten. Er hätte, mit nicht mehr Kenntnissen versehen, als aus dieser einzigen seltsamen Vertheidigung der Religion zu erlangen sind, Schüler unterrichten, Proselyten machen und sich Nachfolger sammlen können.

Vielleicht ist das, was wir so eben als die mögliche Laufbahn zum Ruhm für Cedrinus angegeben haben, in der That die geheime Geschichte manches sehr verehrten Apostels geheimer Weisheit. So böse sind die Menschen nicht, daß sie ein Vergnügen daran fänden, mit vollem Bewußtseyn des Betrugs einander zu betrügen, zumal da dies Geschäft an sich keins der leichtesten ist, und noch den besondern Nachtheil hat, daß es für den, welcher es treibt, in demselben Verhältnisse schwerer und lästiger wird, in welchem das Bewußtseyn der Mühe, die er sich gibt, in ihm selbst lebendiger, gegenwärtiger und deutlicher ist. Man lernt die List in sich selbst kennen, und der Listige beurtheilt Andre sowohl nach sich selbst, als der Einfältige; er hat aber die Kenner mehr zu fürchten, als jener. — Wenn man sich dieser Bemerkung erinnert, zu welcher das gemeine Leben tägliche Veranlassung gibt: so gewinnen selbst solche berechnete und künstlich abgemessene Systeme des Betrugs, als dasjenige, in welches Cedrinus nunmehr gerathen war, und

 des=

dessen innern Zusammenhang wir durch seine Geschichte unsern Lesern darzustellen bemühet sind, ein menschlicheres Ansehen, und scheinen nicht so ganz unbegreifliche Fallstricke einer unnatürlichen Arglist.

Einige Menschen gelten durch besondere natürliche Vorzüge, und diese sind sich deren gemeiniglich selbst am wenigsten bewußt. Andre wollen sich geltend machen. Ihre Zahl ist eben so groß, als die Mannigfaltigkeit der Mittel, wodurch man sich einen Werth erwirbt, der nur von der Meinung Anderer, oft von ihrem Unverstande und nie von uns selbst abhängt. Da nun diese Menschen, welche eigentlich in ihrem Schein in den Augen Anderer leben, weder Zeit noch Fähigkeit haben, sich, wie die großen Männer, für die allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit zu interessiren und nicht Simplicität genug besitzen, um, wie ein jeder ehrlicher Mensch, welcher der Natur folgt, mit ihren Augen zu sehen: so müßte es ein Wunder seyn, wenn ihr Weg der Ungerechtigkeit ausweichen sollte, oder wenn sie eine Unwahrheit erkennen sollten, welche für Wahrheit zu halten ihre Convenienz erfodert. Nach und nach wird es dann, so wie sie fortfahren, Ansehen und Einfluß auf ungebührliche Weise zu erlangen, auch ihre Convenienz, selbst die Augen zu verschließen und Andern die Augen zu blenden.

Und

Und oft geschieht nur der Selbsterhaltung wegen, was man für ein Werk der List, der Bosheit oder der Dummheit hält.

Jetzt hatte Cedrinus nur noch den ersten Schritt gethan. Aber schon auf diesen Schritt kommt es an, ob ihm je eine edle und männliche Rückkehr möglich werden sollte, oder ob er verwickelt in heimliche Thätigkeiten, die ihrer Natur nach das Licht scheuen müssen, sein Lebelang ein Werkzeug verborgener Spieler und ein Gehülfe zu Thaten bleiben sollte, die keinen Nahmen haben dürfen.

Auf die Frage, die Br. N — bei seiner Aufnahme in den Schotten-Grad an ihn gethan hatte, kam jetzt alles an; auf die Frage: „wie ihm „die Sache gefiele?" — Der Verstand ist es freilich, der unsern Handlungen ihre Regeln gibt; aber wenn tadelhafte Neigungen ihm seine Freiheit rauben, begnügt er sich bald damit, nur kleine Kunstgriffe anzugeben, wodurch das erreicht wird, was man beliebt, ohne zu fragen, ob es recht und gut sey. — Zwar übersah Cedrinus nur noch aus der Ferne das wilde Werk, woran er in Zukunft mitarbeiten sollte; noch war ihm Plan und Zusammenhang unbekannt; was ihm als Belehrung mehr gezeigt, als gegeben ward, war theils neu, theils nicht ganz unbekannt, im Ganzen erwartet und mehr versprechend, als befrie-

digend; aber es sollte gefallen und hinreissen. Dies kann geschehen ohne Befriedigung. Ein kleines Talent zum Schwatzen, eine kleinliche Ambition und die gemeine Eitelkeit, nach welcher man mit den Wissenschaften zufrieden ist, die andre Leute einem zutrauen, ohne sich ihrer selbst bewußt zu seyn, würde in ihm ein Gefallen an der Sache erregt haben; dies Gefallen hätte seine Beurtheilung eingeschläfert, (weil die Beurtheilung im Grunde überflüssig ist, sobald das Wohlgefallen mit Recht oder Unrecht schon entschieden hat) und wenn sich einmal in einer vertraulichen, einsamen Unterhaltung mit sich selbst irgend ein zudringlicher Zweifel geregt hätte: wie bald wäre das, was man Beruhigung nennt, zu finden gewesen, dies unfehlbare Mittel, alle Untersuchung niederzuschlagen, das eine Leidenschaft durch die andre besänftigt, eine Phantasie der andern unterschiebt, und dann gefälliger Weise die Ehre des Sieges der Lehre oder der Sache überläßt, die gar nicht gekämpft hat?

Aber Cedrinus blieb aufrichtig. Er überließ sich dem Reitze künftiger Entdeckungen und zu hoffender Wissenschaft um so mehr, je kenntlicher sich nun diese Entdeckungen in der Ferne darzustellen schienen, zwar mit Eifer und Andacht; wie konnte er anders bei der religiösen Methode, welche jede Offenbarung, die ihm ward,

be-

behauptet? — Aber sein Eifer ergriff keinen andern Gegenstand, als den, wornach seine Wißbegierde trachtete, und die Andacht gewann keine tirannische Uebermacht über seinen Verstand; denn er war frei von der Eitelkeit, welche dem Schwärmer seine eigenen Phantasien so gefährlich macht. Daß er in einer Wahrheit der Religion die Nachweisungen zu Naturgeheimnissen fand, dieser Umstand mußte freilich auch auf ihn wirken; aber seine natürliche Aufrichtigkeit sicherte ihn vor der Gefahr, aus diesem Buche zugleich die Methode zu lernen. Er glaubte seinem Schriftsteller; aber er vereinigte sich nicht mit ihm, sich selbst zu betrügen. Er blieb aufmerksam bei seinem Glauben; zwar ohne Argwohn, aber unbefangen.

Besonders auf drei sogenannte große Naturgeheimnisse ward er in dieser Lektüre noch hingewiesen, wovon das erste kein geringeres ist, als die — Sympathie, ganz so, wie sie in der Schule des gemeinen Aberglaubens gelehrt wird. Aber die prächtigen Worte des Schriftstellers und das Ansehen von Gelehrsamkeit, das er sich gibt, verhinderten Cedrinus an die Ammenstube zu denken. — „Die unsichtbare oder geheime Wirkung „in die Entfernung“ „sagt der Mann,“ wird „in neuern Zeiten geleugnet, weil man keinen „körperlich-natürlichen Grund ihrer Möglichkeit „angeben kann. Was den geistig-natürlichen „Be:

„Begriff betrift: so werden freilich monadische „Geister, diese eingebildeten Spiegel der ganzen „Welt, den allgemeinen Naturgeist und sei„nen Ausfluß in sich nicht erblicken. Indeß „bleibt der Satz eine Wahrheit, die durch viel„fache Erfahrung sympathetischer Wirkungen in die „Entfernung bestätiget wird, und sich gar füg„lich aus der Aehnlichkeit des belebten menschli„chen Mechanismus erläutern läßt. — Der Leib „mag in welchem Punkte berühret werden: so „hat die Seele in demselben Nu die Empfindung „und das Bewußtseyn hievon. Für Monaden „wäre der Weg zwischen dem Fuß und dem Haupte „gar zu lang, um es der Haupt-monade zu be„richten. Da aber die Seele in der That eine „im ganzen Körper verbreitete Einheit ist: so ist „ihre Empfindung und Bewußtseyn ohne Zeitver„lust zugleich da, oder eins. — Auf dieselbe „Art muß man den allgemeinen, überall verbreite„ten Naturgeist als eine Einheit ansehen: so wird „man seine augenblickliche sympathetische Wirkung „in die Entfernung als ganz möglich erkennen. — „Dem sey aber wie ihm wolle, so können wir fol„gende weltkundige Geschichte nicht in Zweifel „ziehen, die der berühmte dänische Geschicht„schreiber, Freiherr von Holberg, in seiner „dänischen Reichshistorie aus unleugbaren Urkun„den des dänischen Hofes anführet. — Es be„trift

„trift den ehemaligen dänischen Reichs-hofmei-
„ster, Grafen Corfitz von Uhlefeld und dessen
„Gemahlin Eleonora Christina, Königs Christian
„IV. natürliche Tochter. Diese Verehelichten ha-
„ben eine so große Liebe für einander getragen,
„daß sie ihr Blut in den Adern einander mitge-
„theilet, damit bei einer etwanigen sich ereignen-
„den fatalen Trennung einer von des andern Schick-
„salen wissen könnte. Dieses hat sich auch so zu-
„getragen, indem er um Hochverraths willen flüch-
„tig wurde und seine Gemahlin ins Gefängniß
„kam. Der Hof bot vieles auf seinen Kopf ver-
„geblich. Indessen ward er einmal für todt aus-
„gebracht und seine Gemahlin aus obberührten
„Ursachen darum befragt. Weil sie noch keine
„Todesschauren empfunden hatte, so versicherte
„sie, daß er noch am Leben sey, welches auch
„hernach bestätiget wurde. Als er aber nachge-
„hends wirklich auf dem Rhein, da er von Basel
„nach Strasburg flüchten wollen, eine Meile vor
„Neuburg 1664 an der Kolik starb, ließ die Ge-
„mahlin seinen Tod sogleich dem Könige wissen,
„und nicht lange darauf ist auch die bestätigte
„Nachricht seines wahrhaften Todes an den Hof
„eingelaufen."

Die Kritik der Geschichte ist ein tödtliches Gift für die Wunder. Deswegen muß einer, der den Glauben an Wunder werkthätig begünstigen will,

vor

vor allen Dingen das Factum, das er erzählt, als unbezweifelt und unleugbar vorstellen. Dies ist es auch, was alle Erzähler unglaublicher Begebenheiten gleichsam aus Instinkt thun. Je unglaublicher die Geschichte ist, desto unleugbarer wird sie gemacht. Der gesunde Menschenverstand wird mit Zeugnissen und Belegen, mit Akten und Urkunden so lange belagert, bis er sich aus Noth ergeben muß. Man macht die Geschichte zu einer Art von Tortur, welche die unschuldige Vernunft so lange martert, bis sie aus Ermattung und Verzweiflung zu allen Fragen Ja sagt, und dann wird ihr erzwungnes Bekenntniß gegen sie gebraucht, weil es ihr eignes Geständniß heißt. „Das „ist unleugbar," sagt man denn, weil durch die ungerechte Henkers-operation dafür gesorgt ist, daß es nicht untersucht werden konnte und nicht untersucht ward. — Kann einer untersuchen, kann einer urtheilen und nachdenken, wenn man ihn zwingt zu bekennen?

Was für ein elendes Märchen ist Uhlefelds Geschichte, die Herr Stender zu einem kräftigen Beweise des tiefen und unbegreiflichen Natur-geheimnisses, Sympathie genannt, beibringt? Wo ist der Jägerbursche, das Gärtnermädchen, die Amme und Spinnerin, die nicht ein besseres, nicht ein noch unglaubigeres wüßte? — Aber was diesem den Nachdruck verschaft, ist die Stelle,

wel-

welche der gottesfürchtige Sophist ihm angewiesen hat. Zu einer Wahrheit der Religion, die schon als halb vollendetes Manuscript einen Freigeist bekehrt hat! Im Anfange hoher wundersamer Offenbarungen, die ihm durch die Gnade Gottes zu Theil worden sind, ihm, dem Unwürdigen, der so hohe Offenbarungen, so seltne Eingebungen gar nicht erwarten konnte, und dem sie also zu einem desto wichtigern Zwecke mitgetheilt seyn müssen; ihm, der offenbar nur als ein Werkzeug der Vorsehung diese Offenbarungen zum Heil der leidenden Menschheit erhielt! — Diese Geschichte ist unbedeutend; aber weil leider! die Menschen das Unbegreifliche nicht begreifen können: so wirft er ihnen nur diese unbedeutende Geschichte hin, die sie doch nicht zu leugnen wagen; denn sie ist ja aus den unleugbaren Urkunden des dänischen Hofes angeführet und von einem berühmten Geschichtschreiber angeführet! Sie dient als ein einzelnes Exempel aus vielen. Es ist nicht vielmehr, als was alle Tage geschieht, wenn man es nur immer erführe. Und im Grunde ist auch jedes Märchen statt dieses zu gebrauchen. Eine kleine Wendung kann einer jeden Ammen-geschichte diese Brauchbarkeit ertheilen, und es sind ja hundert traurige Possen durch Belege, die um nichts besser waren für die Einbildung von tausend Menschen zu Wahrheiten erhoben.

Man

Man glaubt aus einem solchen Geschichtchen etwas zu schließen, und bildet sich ein, man müsse diesen Schluß zugeben, weil man das Factum in der Erzählung nicht leugnen kann. Dies ist aber eine bloße leere Täuschung, die auf einem rhetorischen Kunstgriffe beruht, welcher wenig geschickt ist, der Wahrheit Dienste zu leisten.

Umgekehrt sollte man schließen: weil das, was aus der Erzählung gefolgert wird, unglaublich ist, so verdient die Erzählung selbst keinen Glauben. Und wer sich nur an diese vorsichtige Art von Schlüssen gewöhnt hat, wird sehr bald einer jeden wunderbaren Erfahrung eine Menge alltäglicher Erfahrungen entgegen zu setzen finden, wodurch das Wunder aufhört. — Eine dänische Gräfin, die ihres Mannes Blut mit dem ihrigen vermischt, soll, wenn er auf dem Rhein an der Kolik stirbt, gleichsam die Nachwehen von seinem Tode in Kopenhagen empfinden! — Hat sie denn auch Todesschauer gefühlt, wenn eine von den Kühen geschlachtet wurde, von deren Milch sie getrunken hatte? — — Der Fall ist ganz derselbe; nur daß die Vermischung der Säfte durch das Trinken leichter zuwege gebracht wird, als durch das Oefnen der Adern. Und was diesen „allgemeinen überall verbreiteten Naturgeist" betrift, den man „als eine Einheit ansehen muß": so darf man die Kuh von dieser Einheit nicht füglich aus-

ausnehmen, ohne sowohl dem allgemein-verbreiteten Naturgeist, als ihr, zu nahe zu treten; denn wenn jener Naturgeist unter seinen übrigen sympathetischen Geschäften auch vielleicht eine besondere Aufsicht über die Reinigkeit des gräflichen Bluts einer außer der Ehe erzeugten Königs-tochter haben, und vermöge seiner Einheit dafür sorgen sollte, daß sich dies mit keinem andern als gräflichen Blute vermischen möge, um nur nach einer gräflichen Kolik Todesschauer zu empfinden: so würde dieser allgemein-verbreitete Naturgeist sich und seine Einheit sehr verdächtig machen.

Aber so macht man es. Zuerst wird den Leuten in allerlei unverständlichen Worten der Aberglaube eingeschwatzt, und dann gibt man ihnen ein Histörchen hinterher, in welchem sie, wie die Kinder, entdecken, was sie eben gelernt haben. Zuerst spricht man von Koboltеn überhaupt, dann erzählt man eine Geschichte von einem, und nun kommt die Frage: ist das nicht ein Kobolt?

Zwar machte die Sympathie und das Blut des Grafen Korfitz von Uhlefeld, welches in den gräflichen Adern der unehlichen Tochter Christian IV. gestorben seyn sollte, keinen tiefen Eindruck auf Cedrinus. Aber sie trug doch durch Hülfe des sehr erläuternden Gleichnisses, das Hr. Stender aus der Erfahrung hernimmt, daß sich die Leute da kratzen, wo es juckt, und der dabei so pas-

passend angebrachten Widerlegung der Lehre von den Monaden, die Cedrinus nicht kannte, das ihrige bei, ihm die dunkeln Vorstellungen, oder vielmehr die Einbildungen von einer Vorstellung eines allgemein = verbreiteten Naturgeistes minder befremdend zu machen.

Zumal da Hr. Stender nun fernerhin fortspricht, als ob er etwas von diesem Naturgeiste bewiesen hätte. „Die Wahrheit der unsichtbaren Wirkungen durch die verborgene Kraft des Naturgeistes überhaupt," meint er, erhellet noch mehr aus der magnetischen Kraft, nicht allein durch die festesten Körper, sondern auch wider den von Süden nach Norden, oder von Norden nach Süden angenommenen Ausfluß, wenn ein in Osten oder Westen stehendes Eisen die Magnet = nadel ablenket. So unbegreiflich diese Natur = wirkungen sind, so geistig sind ihre Ursachen."

Hiemit verbindet dann dieser deutliche Schriftsteller einen äusserst wohlgewählten Uebergang zur Lehre von Erscheinungen, sowohl in Träumen und Gesichtern, als „besonders bei entfernten Sterbefällen, davon Cicero in seinen Büchern von der Natur der Götter an zwei arkadischen Jünglingen zu Megara ein merkwürdiges Beispiel anführet."

Wahrscheinlich weil alle Ammen, alte Frauen, Schäfer, Nachtwächter und Todtengräber in dieser Provinz der Gelehrsamkeit so gut bewandert sind, um die Mangelhaftigkeit des Cicero, der nur Ein Mährchen erzählt, durch hundert andere von höherm und geringerm Inhalt zu ersetzen, theilt unser Theolog dies merkwürdige megarensische Beispiel, worin bekanntlich der Mistwagen des Gastwirths eine ansehnliche Rolle spielt, gar nicht mit, sondern setzt nur, nachdem er den Cicero in die Coterieen der Kinderwärterinnen geführt hat, hinzu: „Auf denselben Grund beruhen die geheimen magischen Künste, welche der Pöbel blindweg dem Teufel zuschreibt, und der Naturalist ohne Prüfung verlachet.

Nachdem nun aus Hrn. Stenders Hand der Naturgeist erhalten hat, was der Pöbel blindweg nur dem Teufel anzubieten waget und worüber der Naturforscher lachet, spricht der Gerechtigkeit liebende Mann von der „freiwilligen Erzeugung der Wärme durch Fäulniß, erwähnt der Bandwürmer“ von vielen Ellen lang,“ fragt: „Wo ist da Vater und Mutter von gleicher Art anzutreffen?“ und geht sodann zu seinem dritten Naturgeheimniß, der „großen Bezeichnung der Dinge, die man heut zu Tage so wenig achtet,“ fort. Auf einigen folgenden Sei-

ten spricht er noch von den bösen Folgen, welche der Abfall von der ursprünglichen Geisterlehre der Alten nach sich gezogen hat. „Selig sind, die reines Herzens sind," denn sie werden Gott schauen. Wer Ohren hat zu hören, der höre. — Und dann erzählt er von der Naturweisheit der Alten, daß „das unbegreifliche Licht ein besonderer Gegenstand ihrer Bewunderung gewesen ist."

Zweites Kapitel.

Hyperphysik durch Mystik erläutert.

Die scharfsinnigsten Physiker, welche unverdrossen die Thätigkeit eines ganzen Menschen-alters der Erforschung der Natur gewidmet haben, finden sich für erschöpfende Mühe, fehlgeschlagene Erwartungen und mislungene Versuche belohnt genug durch jeden Schritt, um welchen sie sich den Kräften nähern, deren Wirkungen einzusehen sie in ihrer Bescheidenheit schon für Wissenschaft halten, ohne daß es ihnen nur einfiele, das Wesen derselben ergründen zu wollen. Sie studiren die Erscheinungen, und indem ihnen von den unbekannten Kräften der Natur etwas bekannt wird

weil

weil sie ihre Wirkungen erkennen, vergleichen, untersuchen und zum Theil ergründen, lernen sie die Kräfte des Menschen, die sie so zweckmäßig anwenden, selbst deutlicher einsehen. Was ihnen denn auch unbekanntes Land bleibt, dessen Grenzen beobachten sie doch desto sorgfältiger, so weit ihre Ansicht den ruhigen Blick zu tragen vermag. Begrenzt, wie unsre Fähigkeiten sind, ist es für den Geist des Menschen schon Gewinn, einzusehen, wo unser Wissen aufhört, und uns in der so nöthigen Fertigkeit zu üben, in vorkommenden Fällen mit einer Zuversicht, die lediglich von einer ganz kaltblütigen Genauigkeit abhängt, zu unterscheiden, was Dichtung, Einbildung, Wahn oder Einsicht ist. — Die größten Männer in Wissenschaften sind dadurch groß geworden, daß sie von frühen Zeiten her ein natürliches Bedürfniß hatten, sich selbst vor ihren Gedanken strenge Rechenschaft zu geben. Was sie im großen Buche der Natur verstehen, das lernten sie durch ein immer waches Bestreben sich selbst zu verstehen; und nur weil sie deutliche Begriffe haben, können sie Andern erklären, was undeutlich ist.

Ganz anders verfährt die Hyperphysik. Sie liebt die Begeisterung, die Einbildungen und die Träume. Wenn Newton die Beschaffenheit des Regenbogens einsehen lernte, indem er die Brechung der Lichtstrahlen erforschte, und ausfand,

daß die Farben von der Figur des ungefärbten Glases abhängen, und unser Auge nur sieht, was ohne dies Auge nicht da wäre: so machen die Hyperphysiker auf einem kürzern Wege dies so leicht zu täuschende Auge zum untrüglichen Richter, und erheben unsere Einbildungen zur Einsicht. — Es bedarf keiner grossen Kunst, um uns einer Sache zu überreden, die uns ohnedies schon so vorkommt. Aber wir gewinnen auch keine Kenntniß der Natur, wenn wir mit unsern Einbildungen in einer Welt umherschweifen, die wir selbst geschaffen haben. Daß wir da bekannt werden, ist kein Wunder; diese Bekanntschaft ist ja nichts anders, als die Erinnerung unsrer eigenen Träume.

Der Naturforscher sucht die Beschaffenheit des Feuers, so deutlich er kann, zu erkennen. Der Hyperphysiker erzählt uns eine Historie von dem Feuer und schmeichelt durch Neues und Altes unsrer Einbildungskraft, bis wir sie wahrscheinlich finden. Wenn wir einmal glauben, vergessen wir sehr bald zu sehen. — Und wie sollten wir auch diese Historie prüfen? Eine Geschichte ist nicht aus Experimenten zu erkennen.

Es ist ein Unterschied, der einem Jeden in die Augen fallen muß, daß der ehrliche Naturforscher, der auf keine Kenntnisse über die Grenzen menschlicher Erfahrungen und Beurtheilung

hin-

hinaus Ansprüche macht, alles mögliche thut, seine Experimente der Prüfung zu unterwerfen, da hingegen der Hyperphysiker es fast zur ersten Bedingung mit seinen Schülern macht, selbstbeliebige Foderungen an ihren Glauben thun zu dürfen. Jener liebt die Wissenschaft mehr, als sein Ansehen, dieser benutzt die Meinung, welche man von der Wissenschaft hat, um sich Gehör zu verschaffen. Er braucht wenig oder nichts zu wissen, wenn er nur viel Worte machen kann. Was er vorträgt, wird immer wirken, weil es auffallend ist, und desto mehr beschäftigen, je weniger es befriedigt. Das Begreifliche sehen die Menschen bald ein und kommen damit zu Ende; an Unbegreiflichkeiten haben sie ihren Verstand Jahrhunderte lang zermartert.

Die Lektüre, in welche Cedrinus nun durch höhere Leitung gerathen war, hatte seine Erwartung genug gereizt, um in dem Unterrichte des hochwürdigen Vorstehers Befriedigung zu suchen, und seiner Einbildungskraft so unbegränzte Felder des Erkennbaren gezeigt, daß er vollkommen geschickt war, einen geduldigen Hörer abzugeben, wie der Vortrag auch ausfallen mögte. Der Hochwürdige that nichts, ihn in den Stand zu setzen, über das, was er nicht lernte, besser urtheilen zu können. Er machte ihn freilich mit den hohen Unbegreiflichkeiten immer vertrauter; aber nur

um ihm seine Unfähigkeit, sie zu begreifen, desto anschaulicher zu zeigen.

Die Versammlungen wurden alle drei Wochen gehalten, sehr geheim in abgelegenen Zimmern und bei verschlossenen Thüren. Der Ober-Vorsteher hatte starke Hefte von sehr dunkeln Erklärungen solcher Dunkelheiten, womit Cedrinus nun durch seine Lektüre immer bekannter ward, zusammengeschrieben, und las sie den aufmerksamen Brüdern nicht ohne Feierlichkeit vor. Der Inhalt war sehr unbestimmt, der Vortrag sehr weitläuftig, und der Zweck, wie die Verheißung lautete, eine Wissenschaft, die den glücklichen Schüler zum Herrn und Meister der Natur machte, indem sie seine eigne Natur weit über die Beschaffenheit der gemeinen Menschheit erhöhete. Von der Veredlung der Metalle besonders ward nichts deutlich gesagt, aber desto mehr von einer allgemeinen Veredlung der Materie und des Geistes gesprochen. Die Kunst, Gold zu machen, ward den Brüdern nicht verheißen; aber es wurden Erwartungen von einer geheimen Wissenschaft in ihnen erregt, zu welcher sich jene hohe Kunst im Grunde nur wie die Uebungs-arbeit eines Schülers verhalten konnte. Es wurden wenig Erfahrungen und Lehrsätze von der Beschaffenheit der Welt und der Körper, so weit wir sie ohne übernatürlichen Beistand erkennen können, dargelegt.

Das-

Dagegen sprach aber der Hochwürdige von der Art, wie Gott die Welt erschaffen habe, mit einer Vertraulichkeit, wie andre Menschen von ihren eigenen Gedanken sprechen. Die Stoffe, durch deren wechselseitige Verbindung und Trennung so auffallende Erscheinungen um uns her geschehen, und deren Verwandschaft und wesentliche Beschaffenheit scharfsinnige Naturforscher, die aber nur gemeine Menschen waren, in unsern Tagen und vor unserer Zeit schon bis zu einer kaum gehofften Befriedigung der Wißbegierde erforscht haben, lernten die Brüder hier nicht kennen; aber sie erfuhren desto mehr von der geheimen Geschichte dieser Stoffe von ihrer Existenz. — Was Grimaldi, Newton, Euler und Priestlei für Versuche und Beobachtungen über die Natur des Lichts angestellt haben, und auf welche Vermuthungen diese Beobachtungen diese gemeinen Naturforscher geleitet hatten, dabei hielt der Hochwürdige sich und seine brüderlichen Zuhörer nicht auf. Für Vermuthungen war in diesem Kreise so wenig der Ort, wie für Beobachtungen. Es galt hier nur unmittelbare Gewißheit und Offenbarung. Und über das Licht ward ihnen die Offenbarung, daß Gott im Licht wohne und daß er selbst das reinste Licht sey, wie auch, — daß sich das Licht in der Finsterniß offenbare. — — Was das Feuer betrift: so wurden weder die Namen Kirwan,

noch Crawford, noch Lavoisier, noch Scheele in diesen geheimen Versammlungen genannt, wiewol die ganze gelehrte Welt draußen mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Resultat ihrer Versuche und jede Veränderung oder neue Begründung ihrer Meinungen lauschte. Dagegen aber ward den Brüdern offenbaret, daß das Feuer die Luft reinige, daß es „allezeit in den Dingen das reinste in der Quantität, aber das erste und mehrste in der Qualität sey," und — das es ohne Luft erlösche.

Der Unterricht fing, treu der in allen geheimen Gesellschaften beliebten Methode, deren erste Regel ist, die Beurtheilung zu erschweren, mit Verwirrung an. Das Chaos war das erste, wovon gehandelt ward. Man machte in vollem Ernste das Chaos zu einem Wesen, ohne sich vielleicht bewußt zu seyn, was es eigentlich heiße, die Unförmlichkeit zum Range der Wesen zu erheben.

Es ward eine ordentliche Geschichte vom Chaos erzählt, und die Zuhörer blieben so ernsthaft, wie der Erzähler, weil das Unding einen fremden Namen hatte.

Das Chaos ward für einen Klumpen ausgegeben, der vom Wasser bewegt und vom Feuer belebt worden sey. Aus diesem Klumpen, lautete die Erzählung, die vielleicht das alte Dictum:

aus

aus nichts wird nichts, nicht beleidigen wollte, weiter, wären durch das allmächtige Wort alle Dinge dieser Welt erschaffen worden.

Der Klumpen oder die Unförmlichkeit ward vorgestellt als die erste Materie, worin alle Form enthalten gewesen sey.

Beurtheilung ist Sünde in solchen Zirkeln, und wessen Einbildungskraft nicht durch zu lebhafte Erwartungen schon hoch genug hinaufgeschroben ist, um jede Offenbarung, die ihm wird, ohne unzeitige Einrede in Hofnung des künftigen Bessern für gut anzunehmen, dem verschließt man lieber alle weitere Belehrung, als daß man sich preiß geben sollte. Die geheime Weisheit muß sich, wie diejenigen Banken, deren Schatz ihr Geheimniß ist, dadurch in Kredit erhalten, daß sie den Umlauf ihrer Zettel zu verlängern sucht. Wer am Ende verliert, darauf ist nicht Rücksicht zu nehmen. Die Hauptsorge ist nur, daß das Geheimniß nicht zu früh errathen werde. — Wenn nun auch schon bei dem Anfange der Lectionen ein unfähiger Schüler, der noch zu viel Verstand gehabt hätte, um begreifen zu können, wie Unförmlichkeit der Ursprung der Form seyn könnte, hätte weiter nachfragen wollen: so würde er durch seine voreilige Wißbegier, das Unschickliche des Fragens in einer Gesellschaft, wo Jedem seine Belehrung von oben herab zugetheilt wird, abgerechnet,

net, nichts weiter erhalten haben, als den Nachtheil, daß seine Unfähigkeit, das Unbegreifliche zu fassen, kund geworden wäre. Nichts war also natürlicher, als daß niemand fragte. Zudem sieht auch in solchen Gesellschaften ein Jeder in den Augen seines Nachbarn aus, als ob er das vollkommen verstünde, was dieser nicht fassen kann. Und ein Jeder kann dies Ansehen auf die vortheilhafteste Weise von der Welt geltend erhalten; denn Niemand ist der Unannehmlichkeit ausgesetzt, auf die Probe gestellt zu werden. Wer wird den Andern fragen wollen, da alle sich in den beiden Stücken, der gemeinschaftlichen Unwissenheit und der eben so gemeinschaftlichen Abhängigkeit von ihren Obern, auf das vollkommenste gleich sind?

Die alten Dichter haben aus einer natürlichen Scheu vor Widersprüchen das Chaos ein Chaos bleiben lassen. Die höhere Weisheit, welche der Hochwürdige vortrug, theilte es, um sogleich einen Beweis zu geben, wie Ordnung in der Unordnung seyn könnte, sehr regelmäßig in drei Provinzen ab. Doch hieß es, Gott habe diese Eintheilung gemacht; und in der That war dies das beste Mittel, sie über alle Kritik zu erheben.

Der obere Theil des Chaos sollte ganz erleuchter und äußerst subtil seyn. — Man war nämlich nicht sehr ängstlich, bei dem Chaos den Unterschied der Zeit zu beobachten. Von dem Un-

dinge, das durch die Schöpfung in eine Welt verwandelt worden seyn sollte, ward auch gesprochen, als ob es noch als Unding existire. — Das Unter-Chaos hingegen ist nach dieser Theorie vollkommen finster, grob, dick und unrein. Das Mittel-Chaos hat von jedem seiner beiden Nachbarn etwas.

Indessen ward doch eben von dem groben, dikken, unreinen und finstern Unter-Chaos gelehret, daß es alle Eigenschaften, Tugenden, Kräfte und Essenzen der Kreaturen erster Klasse in offenbarer Form, mithin das förmliche Licht, die förmliche Feinheit und die Reinigkeit selbst enthalte. Und was in diesem Unter-Chaos die Kreaturen in offenbarer Form wirklich sind, das sollten in dem Ober-Chaos die Ober-Kreaturen nur in potentialischer Kraft und verborgenem Wesen seyn.

Unsinn! wird man sagen. Offenbarer Unsinn! Ein Ober-Chaos, das fein ist, und ein Unter-Chaos, das grob ist! Das Ober-Chaos soll das bessere seyn, und doch hat das Unter-Chaos alles, was das Ober-Chaos hat, und noch etwas mehr! Und das Mittel-Chaos hat, was sie alle beide haben!

Freilich Unsinn! wenn man will. Aber es ist doch wahrlich Methode in diesem Unsinn, und eine feine Methode.

An-

Angenommen, daß das Chaos nun einmal das Ei sey, aus welchem diese schöne Welt mit allen ihren Bewohnern, Himmel und Erde und was darinnen ist, von dem Geiste, welcher über den Wassern schwebte, oder von irgend einem andern Geiste, der über irgend etwas anders schwebte, ausgebrütet ist — angenommen, daß dieses Chaos; dieser Klumpen, oder dieses Feuer-Wasser, wie es auch in der Sprache der theoretischen Brüder der Salomonischen Weisheit genannt wird, alle die unterschiedlichen Kräfte, Formen und Grundstoffe der unterschiedlichen Kreaturen, welche daraus geschaffen worden sind, in seiner Klumpenhaftigkeit, Rohheit und Unförmlichkeit wesentlich enthalten habe, wie man doch ex hypothesi annehmen muß — angenommen ferner, daß nur allein der allmächtige Schöpfer, welcher aus diesem Klumpen, worin ihm die Materie aller Materien, die Form aller Formen und die Kraft aller Kräfte gegeben war, diese förmliche, materielle und kräftige Welt erschuf, wie die Lehren der theoretischen Brüder der Salomonischen Weisheit überhaupt und die Vorlesungen des hochwürdigen Vorstehers dieser Brüder in Hamburg insbesondere besagen, allein und ganz ausschließlich im reinsten Lichte wohne: was kann anders folgen, als daß alle übrigen Wesen sich in einem minder reinen Lichte aufhalten müssen? Und wie kann

kann die Kommunikation zwischen dem tiefsten Dunkel und dem höchsten Hell anders unterhalten werden, als indem jedes von beiden an etwas Theil nimmt, was das andere auch hat, oder indem, deutlicher zu reden, das höchste Licht sich bequemt, dunkel zu werden, und das tiefste Dunkel hoch genug erhoben wird, um hell zu seyn. Finsterniß bleibt dabei immer Finsterniß, und Licht immer Licht; aber da sich, wie bei dieser Theorie der theoretischen Brüder der Salomonischen Weiheit unumgänglich nothwendig ist, das Licht in der Finsterniß, die Feinheit in der Grobheit, und die Macht in der Ohnmacht offenbaren soll: so wird dies schwere Geschäfte wenigstens erleichtert, wenn die Finsterniß schon Licht, die Grobheit schon Feinheit, und die Ohnmacht schon Macht hat. Sonst käme nur Ungleiches zu Ungleichem, und der Wahlspruch der theoretischen Brüder müßte Feindschaft seyn; da hingegen durch eine dienliche Vermengung und Verwirrung (die zumal im Chaos nur für den merklich ist, der sie bemerken will) alle Widersprüche in Freundschaft aufgehoben werden. Diese Eintheilung, wodurch das Unter-Chaos bekommt, was dem Ober-Chaos gehört, und das Ober-Chaos erhält, was eigentlich das Unter-Chaos nur haben sollte, das Mittel-Chaos aber mit den National-gütern seiner beiden Nachbarn versehen wird, diese kluge und vortheilhafte Einthei-

theilung ist gleichsam der Steg, auf welchem die Einwohner der beiden äußersten Enden einen bequemen Uebergang finden, um einer an des andern Angelegenheiten Theil zu nehmen und sich einander so nachbarlich, als nur immer möglich ist, zu nähern. Sie ist die wahre Himmels-leiter, auf welcher die Engel auf- und ab- (die bösen hinauf- und die guten herab-) steigen, indeß die theoretischen Brüder der Salomonischen Weisheit, wie so viele Jacobe in ihrem Traume ungestört zusehen.

Denn eben auf die Geister ward in der Theorie der theoretischen Brüder die meiste Rücksicht genommen, wie auch billig ist. Von den Geistern hatten sie alles zu hoffen. Was ihnen zu ihrem großen Zwecke, der allgemeinen Veredlung dienen sollte, mußte alles, so viel möglich, Geist werden, und wenn dies auch nur erst in der Ewigkeit, welche ihrer Theorie gemäß nach der Zeit zu hoffen ist, geschehen sollte.

Nun ist aber allen Geistern nichts nachtheiliger, als wenn man sich bestrebt, deutliche Begriffe von ihnen zu erlangen. Ueber den Begriff geht so oft der Geist verlohren! Da hingegen hat es in diesem Chaos, wo eine Eintheilung Statt findet, die nur freund-nachbarlichen Verkehr zur Absicht hat, gar keine Gefahr, daß ein einziger Geist auch ein noch so weniges von seiner Essenz

und

und Wesenheit verlöhre, weil er nie genau examiniret wird. Der grobe Geist kann herabkommen in das Unter-Chaos, der feine hinauf in das Ober-Chaos, und der, welcher halb fein und halb grob ist, wird doch Geist genug seyn, um von selbst in das Mittel-Chaos zu finden.

Mehrere Proben von der Theorie der theoretischen Brüder der Salomonischen Weisheit und von den Vorlesungen des hochwürdigen Ober-Vorstehers in Hamburg den Lesern hier vorzulegen, hält sich der Verfasser, wie er glaubt, mit gutem Grunde, entübrigt. Die Beschwerde der Leser würde, wie er meint, größer seyn, als die seinige. Wer mit den alten egyptischen, orphischen und den spätern gnostischen, oder auch nur mit den neuesten theologischen Fabeln des letzten und vorletzten Jahrhundert, den unsinnigsten unter allen, bekannt ist, würde nichts Neues, und auch der, dem alle dies unbekannt wäre, würde schwerlich etwas Unterhaltendes lesen. Indeß will er doch den heroischen Neigungen, die es wagen mögten, der Langenweile und dem Ueberdruß Trotz zu bieten, eine Nachweisung zu ihrer weitern Befriedigung keinesweges vorenthalten. Es sind sehr authentische Nachrichten von diesem weisen, geheimen und heiligen Zirkel schon 1784 in Berlin unter dem Titel: „der theoretische Grad der R. K." gedruckt erschienen. Freilich enthält

hält dies Büchelchen nicht die Vorlesungen des hochwürdigen Ober-Vorstehers zu Hamburg in offenbarer Form, um nach der geheimen Sprache zu reden, aber doch potentialiter und nach allen ihren Tugenden, Kräften und Essenzen. Nur daß die Lehren hier kurz sind, die in jenen Vorlesungen weitläuftig waren.

Indeß muß ich mir noch zwei Anmerkungen erlauben, ehe ich dies Kapitel schließe.

Es scheint so viel Absicht und angelegter Plan auf Betrügerei und zwar auf die ärgste Betrügerei, die, welche die Menschen um ihre Besonnenheit bringt, in der Theorie der theoretischen Brüder der Salomonischen Weisheit zu seyn. Und doch ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß z. E. der hochwürdige Ober-Vorsteher dieser Gesellschaft in Hamburg in soferne völlig bona fide gehandelt habe, als er diesen Wörterkram wirklich liebte. Auch Wissenschaft und Einsicht messen wir heimlich und uns selbst unbewußt nach unsern Bedürfnissen ab. Freilich mag es ein elendes Bedürfniß seyn, das Bedürfniß einer solchen Theorie vom Ober- und Unter-Chaos und von den astralischen und elementarischen Geistern; aber ohne dieses Bedürfniß ist es doch ganz unbegreiflich, wie einer sich überwinden könne, so viel Worte, als zu ganzen Alphabeten von Heften gehören, über diese traurige Materie

zu-

zusammen zu tragen, um dies undankbare Resultat seines Fleißes alle drei Wochen nach gehörigen Gebeten und mit gehöriger Feierlichkeit einer kleinen Versammlung staunender Menschen periodisch mitzutheilen. Man muß sich doch in seiner Thätigkeit gefallen, wenn man sich so viel Mühe darum gibt.

Daß ein Mann von gesundem Verstande, wie Cedrinus, der dieses Bedürfniß des Vortrags nicht hat und sich mit dessen Befriedigung auf keine Weise schmeicheln kann, dennoch von so vieler Geduld Herr zu werden vermag, als er nöthig hat, um sich die chaotischen Hefte des Ober-Vorstehers ganze Jahre lang vorlesen zu lassen, scheint noch unbegreiflicher, als der Ursprung der Theorie der theoretischen Brüder selbst. Aber doch dürfte sich diese Erscheinung leicht genug aus dem Erwartungs-vermögen des Menschen erklären lassen. Unsre Augen sind in diesem peinlichen aber sehr beschäftigenden Zustande zu sehr auf das, was noch irgend existirt, als in unserer beunruhigten Einbildungskraft gerichtet, um wahrzunehmen, was um uns her und mit uns wirklich vorgeht. Was wir dann thun, thun wir in einer Art von Abwesenheit mit wenig mehr Bewußtseyn, als im Traum.

2.
Erfreuliche Nachricht für die Juden; von einem bald zu erwartenden Hohenpriester, oder Brief des Rabbiners zu Rappoltsweiler an den Rabbiner zu Mez. Aus dem jüdisch-deutschen Original treulich übersetzt, 1790.*)

Mein lieber Bruder in Jehovah!

Es ist mir ein verwunderliches Gerüchte vor die Ohren gekommen, daß nämlich die Lutherschen einen Bischof haben wollen. Auf der einen Seite wundert mich dieses nicht; denn man sagt im gemeinen Sprüchworte: wenn man einem den Finger biete, so wolle dieser die ganze Hand. Und es ist auch so gewöhnlich, daß derjenige, dem man die Fesseln abgenommen hat, gleich weiter greift, als er soll, wie man auch am Volk sieht. Auch sollen diejenigen am stolzesten seyn, die aus einem niedern Stand Etwas geworden sind. Auch hat mir schon einer von Cerf Beers Leuten für ganz

*) Ein launiges fliegendes Blättchen, dem man seinen Platz in dieser Zeitschrift nicht misgönnen wird. D. H.

ganz gewiß gesagt, der neue lutherische Bischof werde ein Amts-schildlein haben mit Sardern, Topasen und Smaragden, und werden darein gegraben die Namen der Kirchsprengel, Colmar, Strasburg, Buchsweiler und Weissenburg; Strasburg aber in der Mitte und grösser, als alle, und statt der Worte Licht und Recht, wie in dem Amts-schildlein Aarons, werde er darein graben Hierarchie oder lutherischer Pabst, und werde haben einen Leibrock von gäler Seiden und Scharlaken, von Rosinroth und weisser Seide, und über den Leibrock werde er anziehen ein Netz, wie ein Fischernetz, von gezwirnter weisser Seide künstlich, damit zu bestricken die Einfältigen; auch werden Schellen daran kommen, aber nicht güldene, wie bei Aarons Leibrock, sondern gemeine, wie man sie an den Kappen zu tragen pflege, daß man ihn von weitem kommen höre und spreche: Siehe! da kömmt der Bischof der Lutherischen! Und alles dieses seye schon bestellt bei den Künstlern, die mit Seide, Gold und Schellen wohl umzugehen wissen, welches alles schön und lieblich anzusehen seyn wird. Aber darüber muß ich mich nur höchlich wundern, daß die Lutherischen itzt einen Pabst haben wollen, da sie vor tausend Jahren *) so sehr gegen ihn geeifert

*) Der Herr Rabbi muß kein groser Chronologe seyn. Anmerkung des Uebersetzers.

fert und geschoːten haben, und wohl wissen, daß nichts Gutes dabei herauskömmt und sehen, daß die Katholischen selber keinen mehr haben wollen und brauchen, und daß die Lutherischen ihre Güter wegwerfen wollen, die ihnen die Nationalversammlung, Gott behüte sie! lassen will, als ihr Eigenthum, und weil sie sonst selber die katholischen Güter nicht einziehen und Niemand sie kaufen könnte, wenn man sie einmal wieder nehmen kann: alles dieses ist sonder- und wunderbar, dergleichen aber heut zu Tage noch mehreres geschieht, worüber unser einer Maul, Ohren, Augen und Nasen aufsperrt.

Aber, lieber Bruder in Jehovah! da mich dieses nichts angeht, so schweig ich auch dazu und mag meinen Finger nicht dazu leihen, daß andere Kesten *) damit aus dem Feuer langen, und kann dir auch nicht alles schreiben, was die Leute ein Langes und Breites von dem Religionshaß reden, der unter den Katholischen und Lutherischen entstehen und viel Unheil stiften wird; und von den Ränken, die die Leute unter der Decke spielen und andere vor sich hinstellen, damit man sie nicht sehen soll; just so, wie es die Püppelspieler machen, wo Kinder und einfältige Leute glauben, die Püppel bewegen sich von selbst, und wissen nicht, daß einer, oder zwei, oder

drei

*) Kastanien.

drei dahinten, hinter der spanischen Wand, stehen, und die Püppel an Drath oder Faden lenken, wie sie wollen. Aber das will ich dir schreiben, lieber Bruder in Jehovah! daß wir jetzt auch um einen Hohenpriester einkommen könnten, und daß es eine schöne Sache wäre, wenn wir wieder einen Hohenpriester kriegten; und da Mez die vornehmste Judenschule im ganzen Reich, du aber der oberste Rabbiner bist, so könnte niemand unser neuer Aaron werden, als du. Ich bitte dich also, dieses wohl zu überlegen und zu bedenken, wie schön das seyn wird, wenn du auch so mit Schellen daher gehst, wie der lutherische Bischof in Strasburg, und ein Stirnblatt hast von feinem Golde, und ein Loch im Seidenrock, und um das Loch eine Borte zusammengefalten, daß es nicht zerreisse. Aber die Strasburger werden es nicht gerne sehen, da sie uns nicht für rechte Bürger, also auch nicht für rechte Menschen erkennen wollen, weil wir ein Biffel Haut weniger haben, als sie. Aber darum bekümmern wir uns nicht, wenn ihr nur einen nach Paris schicken könnt, der Mosen und die Propheten bei sich hat. Rede also mit den Brüdern in deiner Schule zu Mez, ich will auch reden mit den Brüdern in den Schulen im Elsaß, und wir wollen uns vereinigen kräftiglich und zusammenhalten wie zur Zeit Davids. Und wenn wir einen Hohenpriester haben,

 wird

wird alles Volk der Juden frohlocken und sich zu uns sammlen, als in das neue gelobte Land, einmüthiglich. Amen!

Und hiemit seyest du dem Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs befohlen!

Gegeben zu Rappoltsweiler im Jahr 5550 am ersten des Monden Cisleu.

3.

Der Postsecretair Raabe über eine Recension seines Aufsatzes für das Preußische Religions-edict.

Im 1sten und 3ten Stücke des Braunschweigischen Journals von 1790 wurde ein Aufsatz von mir; Bemerkungen über die Frage: **Ist das Preußische Religions-edict der Aufklärung gefährlich?** aufgenommen. Dieser Aufsatz wird im 1sten Stücke des 97sten Bandes der allgemeinen deutschen Bibliothek S. 280 recensirt. Die wenigen Worte, welche ich hierüber zu sagen habe, gehören also auch gar schicklich in dieses Journal.

Zu-

Zuvörderst freue ich mich, daß der Herr Recensent den Standpunkt nicht verkannt hat, woraus meine Schrift betrachtet werden muß; und dann bin ich ihm für das Lob verbunden, welches er mir ertheilt. Da er sagt: ich hätte das Religions-edict in Schutz genommen und bewiesen, daß es nicht verdiene, verachtet zu werden, daß Unverstand alle die schiefen Urtheile erzeugt hätte, die man sich gegen dasselbe erlaubt habe, daß folglich das Edict durch meinen Aufsatz gewinne, — so ist das doch allenfalls ein Beweis, daß er in meiner Schrift etwas Gutes gefunden hat.

Aber er setzt hinzu, „daß doch schwerlich die „Philosophie bestimmt werden würde, ihr über „das Edict gefällte Urtheil zu ändern. Vielleicht, „fährt er fort, nähert sich der Zeitpunkt, wo „sich die Religionssysteme und deren Lehrer nach „der Verschiedenheit der Stände und nach der „Denkungsart einzelner Menschen-klassen richten „und dann hat der Streit ein Ende.“ Hierüber muß ich mir Erklärung erbitten, denn nicht allein mir, sondern auch vielen andern Leuten, die sonst wohl im Stande sind, etwas einzusehn, bleiben diese Sätze dunkel. Aber in einer solchen wichtigen Sache, als diese ist, muß billig alles deutlich gemacht und ohne Tergiversation auseinandergesetzt werden.

Erstlich frägt es sich, wie das von der Philosophie über das preußische Religions-edict gefällte Urtheil laute, oder wo es anzutreffen sey? — Versteht der Hr. Recensent etwa hierunter dasjenige, was gegen das Edict ist gesagt worden: so muß man doch auch in Erwägung ziehen, was für dasselbe gesagt ist. Beides kann man, wenn man will, Philosophie nennen; aber meines Erachtens kömmt es hauptsächlich darauf an, was die gesunde Vernunft urtheilt.

Zweitens hoft er, der Zeitpunkt würde kommen, wo die Religions-systeme und deren Lehrer sich nach der Verschiedenheit der Stände und nach der Denkungsart einzelner Menschenklassen richten würden — und dann hätte der Streit ein Ende.

Diese Worte enthalten offenbar unbegreifliche Dinge. Wie können sich Religions-systeme und deren Lehrer nach der Verschiedenheit der Stände und nach der Denkungsart einzelner Menschenklassen richten? Wie können die einzelnen Stände, z. E. der Soldaten- und Bürgerstand, besondre Religions-systeme haben? Wie kann man es denken, daß Fürsten eine andre Religion haben, als die Unterthanen? Wie können die Religionslehrer sich nach der Verschiedenheit der Stände und dann noch obenein nach der Denkungsart einzelner Menschenklassen richten? Müßten sie nicht allwissend werden? Wie sollen sie das anfangen?

Un-

Unleugbar hat jeder Mensch seine eigene Begriffe und Vorstellungen von den Wahrheiten der Religion, nach seinem Fassungsvermögen und nach dem Maaße seiner Einsichten; aber man kann doch nicht sagen, daß sich das Religions-system nach seiner Denkungsart bequeme. Die Wahrheit ist relativ, ich denke sie mir nach meiner Art und Vermögen; aber die Wahrheit bleibt doch unveränderlich. Da ein Religions-system nichts anders ist, als eine Sammlung Wahrheitssätze, welche durch die Vernunft hervorgebracht und geordnet sind; wie kann man nun wünschen, daß diese Wahrheiten sich nach der Denkungsart einzelner Menschen richten, und wenn es möglich wäre, daß sie es thäten, wie können sie denn noch Wahrheiten bleiben?

Wie kann man hoffen, daß alsdann der Streit (über Religions-systeme) ein Ende habe, wenn jeder Stand und die einzeinen Menschenklassen ein eigenes haben? Da müßten sich doch die Menschen erst ganz ändern! Denn da sie sich nicht bei einer allgemeinen und so laxen Freiheit jetzt vertragen, wie werden sie es können, wenn die einzelnen Stände mit Religions-systemen privilgirt würden? Wie wird man es wegen der Kirchen, des Gottesdienstes, der Religionslehrer machen; oder wenn Jemand aus einem Stande zu einem andern übergienge, oder gar Standes-erhöhungen

gen vorfielen? Die Religionslehrer würden doch übel daran seyn, wenn Jeder verlangen könnte, daß sie sich nach seiner Denkungsart richten müßten. Eine solche Predigt mögt' ich wohl sehn.

Man sieht, daß uns die Aeußerungen des Hrn. Recensenten in hundert Labyrinthe führen. Wir wollen ihn bitten, uns einen Faden zu reichen, der uns leite. Mögt' er sich doch bewegen lassen, uns seine Meinungen deutlicher auseinanderzusetzen! Die Wichtigkeit der Sache erfordert es in der That. Will er nicht öffentlich reden: so ersuche ich ihn, sich gefälligst privatim mir mitzutheilen. Ich werde ihm gern Rede stehn und mit Biedersinn gegen ihn handeln.

Braunschweig
im September 1791.

Aug. Raabe.

4.
Ueber eine vernünftige Preßeinschränkung.

Daß im gemeinen Leben vernünftig oft so viel bedeute als nützlich, lehrt uns die tägliche Erfah-

fahrung. Wenn der Postillion ein unbändiges Pferd so vorspannet, wie er es am besten bändigen kann: so sagt der Reisende: "das hat der Schwager vernünftig gemacht." Und vielleicht wird Kant selbst einen solchen Ausdruck gebrauchen, ohne an die reine Vernunft und seine eigene Kritik über dieselbe zu denken.

Nach dieser Analogie hieße denn eine vernünftige Preßeinschränkung eine solche Behandlung der Schriftsteller, wodurch man sie am besten bändigen könnte. Bändigen! So, daß sie den Extra-Wagen der heiligen Justiz füglich und ersprießlich aus der Stelle ziehen, aber der alles regierenden Peitsche des Postillions nicht entlaufen können.

Man kann nach dieser Analogie vernünftige Galgen, vernünftige Rabensteine, vernünftige Schandsäulen bauen, und von einem Unter-bedienten der ausübenden Justiz, welcher sein Handwerk versteht, sagen: er rädert vernünftig.

Kann irgend eine Preßeinschränkung in einem andern Sinne vernünftig genannt werden? — dies ist zu untersuchen.

Die Drucker-Preße ist ein Mittel, wodurch Menschen die Mittheilung ihrer Gedanken künstlich vervielfältigen und erleichtern. Die Einschränkung dieser Presse ist ein Mittel, wodurch Menschen die Mittheilung ihrer Gedanken, nicht künstlich

son-

sondern gewaltthätig verringern und erschweren. Sie ist eine Handlung, wodurch sie sich selbst einer Kunst, die sie schon haben, eines Besitzes, in welchem sie schon sind, berauben. Was ist das Vernünftige dabey?

Gesetzt eine Gesellschaft von Menschen, die alle weder stumm noch taub gebohren wären, machten es unter sich zur Regel, daß keins von den Mitgliedern ein Wort sprechen sollte: in wie fern wäre diese Einrichtung vernünftig zu nennen?

Nach der Analogie des gemeinen Sprachgebrauchs offenbar nur in so fern sie zu irgend einem Zwecke, dessen Güte oder Nicht-güte vor der Hand ununtersucht bleibt, nützlich wäre. Und da kann ich mich jetzt nur auf zwei Fälle besinnen, die unter einigermaßen denkbaren Umständen wohl Statt finden könnten.

Der eine ist die Gefahr eines besorglichen Mißbrauchs der Gaben des Redens. — Man stelle sich nämlich vor, daß die Glieder der besagten Gesellschaft, deren Grundgesetz in einem Verbote des Sprechens und einem Gebote des Schweigens bestünde, lauter von Natur also geartete menschliche Wesen wären, die in einer beständigen Gefahr schwebten, so bald sie den Mund aufthäten, einander nichts, als Sottisen, Schmähungen und Schimpf-wörter zu sagen, wodurch der

der Friede und die Ruhe jedes Einzelnen und Aller insgesammt auf eine nachtheilige und vielleicht dem Ganzen verderbliche Weise beeinträchtiget werden dürfte.

In diesem Falle wäre das Verbot des Redens nützlich, um — Gefahr abzuwenden.

Aber, könnte man sagen, warum bleiben diese übelredenden Leute, wenn sie nicht etwa, wie die Karthäuser, zur Verherrlichung Gottes versammlet sind, nicht lieber von einander, und lassen ihren respectiven Zungen da, wo sie niemand zwingt, freien Lauf, zu reden, wie es ihre Weise und ihrer einmaligen Art und Kunst gemäß ist? Es läßt sich doch, den höhern Fall der Verherrlichung Gottes ausgenommen, nicht wohl denken: daß Menschen sich zu einander versammlen, um einander zu zwingen. Was für Vergnügen kann einer daran finden, nicht sprechen zu dürfen, wenn er sich nicht etwa mit der Freude begnügt, daß der Andre es eben so wenig darf?

Der zweite Fall wäre der, daß das Stillschweigen wegen eines zu hoffenden Vortheils geboten würde. So befahl Pythagoras seinen Schülern zu schweigen, damit sie ihn desto besser verstehen mögten, wenn er allein redete. Hier gehört das Schweigen von der einen, und das Reden von der andern Seite, zur Methode, und vielleicht hielten die Pythagoräer die Worte an

sich,

sich, um die Gedanken zu behalten, wie die westphälischen Bauern keinen Schornstein bauen, damit mit dem Rauch nicht zugleich Wärme aus dem Hause gehe.

Im Allgemeinen haben sich die Menschen weder zur Verherrlichung Gottes, noch zum Studio der phythagoräischen Philosophie in Staaten verbunden. Es fällt also in die Augen, daß weder das eine noch das andre von den beiden angeführten vernünftigen Gesetzen des Still-schweigens in gewöhnlichen Staaten Statt finden kann. Die Menschen können auf mannigfaltige Weise und aus mancherlei Ursachen das Bedürfniß empfinden, mit einander zu reden, aber es kann nie eine gemeinschaftliche Angelegenheit für sie seyn, zu schweigen. Aus dem gemeinschaftlichen Bedürfnisse, sich mit einander zu unterhalter, und durch gegenseitige Beherzigung menschlicher Angelegenheiten menschlicher zu werden, haben sie die Schreib-kunst erfunden, und aus eben demselben Bedürfnisse haben sie über die Schreibkunst so lange raffinirt, bis aus ihrem angelegentlichen Sinnen und Ueberlegen die noch vortheilhaftere Erfindung der Buchdrucker-kunst hervorging. Welche Angelegenheit können sie nun noch haben, eine andre Kunst zu erfinden, wodurch diese Kunst unnütz wird?

Diese

Diese Kunst wäre die vernünftige Preß-einschränkung. Eine Einschränkung, die nicht lediglich in einer bloß gewaltsamen Hemmung, sondern in einer Verhinderung der Mittheilung menschlicher Gedanken bestände, wobei der Geist etwas zu thun hätte!

Bis dahin ist der Name dieser Kunst noch etwas unbekannt. Aber auch nur der Name: die Sache existirt lange, und wird unter mancherlei Vorwande, mit mancherlei Scheingründen vertheidiget, wiewohl die meisten Schriftsteller, welche der Einschränkung das Wort reden, eine vernünftige Preß-einschränkung doch nicht unter die Reihe der Dinge zählen mögen. Nur Herr v. G. spricht davon im September des teutschen Merkur 1791. und in andern Schriften.

Es geht oft so, daß eine Sache so lange vertheidigt wird, bis man ihr einen Namen gibt. Dann wird der Begriff bestimmt, und der Widerspruch fällt in die Augen.

Wem soll es nützen, daß die Freiheit, seine Gedanken mitzutheilen, eingeschränkt wird? Allen?

Das kann es offenbar nicht. Alle können unmöglich Vortheil davon haben, daß sie nicht erfahren, was Einige denken; oder die Unwissenheit müßte denn dieser Vortheil seyn.

Einige Wenige, die den kleinern Theil ausmachen, können freilich Vortheil davon haben, wenn der grössere Theil nicht von andern Wenigen, veranlaßt wird über ihr Thun und Lassen auf eine Art zu denken, die vielleicht der Wahrheit mehr gemäß ist, als sie ihrer Bequemlichkeit zu Gute kommt. Und diese Wenigen werden die Preßeinschränkung vernünftig nennen, weil sie ihnen nützlich ist. Sie werden vielleicht auch nur die Einschränkung der Presse vernünftig nennen, die ihnen nützlich ist, und gern erlauben, daß die Leute über andere Dinge frei, das ist: so wie sie denken, schreiben, wenn sie nur über die Gegenstände, welche sie besonders interessiren, so schreiben, wie diese gern sähen, daß sie darüber dächten.

Gesetzt, den alten Aegyptern, diesem Volke, dessen Weisheit eben so sehr gerühmt wird, als sie unbekannt ist, wäre die Buchdrucker-kunst bekannt gewesen; wie würde wol das Gutachten eines Priesters ihres heiligen Ochsen ausgefallen seyn, wenn man ihn gefragt hätte, ob es gut sey, daß die schreibenden Aegypter ihre Meinungen über Gegenstände der Religion ohne Einschränkung einander mitzutheilen versuchten?

Auf alle Fälle würde er zu einer Einschränkung der Preß-freiheit gerathen haben, und er wür-

würde diese Einschränkung vernünftig genannt haben, weil sie ihm nützlich geschienen hätte.

Wirklich befanden sich die Aegypter einst in einem ähnlichen Falle. Es ist nämlich bekannt, daß die Kunst des Schreibens und des Lesens unter diesem weisen Volke von jeher so eingeschränkt war und dem großen Haufen durch eben so viel Hindernisse erschwert ward, als jetzt dem gemeinen Manne in der allgemeinen römisch-christlichen Kirche das Denken erschwert wird. Der gemeine Aegypter lernte neben dem Handwerke seines Vaters nichts weiter, als die nöthigen Gebete an den göttlichen Ochsen, die göttliche Katze, oder Schlange, je nachdem ihm die Verehrung des einen oder der andern vermöge seiner Abkunft, seines Gewerbes oder seines Wohnorts angestammt war. Lesen und Schreiben konnte nur der Priester; denn Lesen und Schreiben war etwas heiliges. Nun hatte ein ehrlicher, sehr geselliger und ziemlich sorgloser Priester, der etwas offenherziger und nicht so gravitätisch war, als ein Priester seines Amts wegen eigentlich seyn muß, einem jungen Aegypter aus dem gemeinen Volke, der mehr Verstand und natürliche Anlage hatte, als ein gemeiner Aegypter ordentlicher Weise zu haben pflegte, eine Art von vertraulichem Zutritt zu seiner priesterlichen Würde verstattet. Der junge Mensch war sehr neugierig, und der Priester

 we-

wenig behutsam. Er ließ ihm wol Geschriebenes sehen, sprach über Geschriebenes, las und schrieb sogar in seiner Gegenwart. Diese Kunst hatte ihm seine halbe Lebenszeit gekostet; und bei all seinem Glauben an die Wunder seines Gottes, des Ochsen, konnte er es unmöglich anders, als unglaublich finden, daß ein junger Mensch aus dem Pöbel ohne Anweisung begreifen sollte, was er, der aus einer alten Priester-familie war, mit Hülfe der besten Lehrer, die sämmtlich alte Priester waren, in dreißig Jahren kaum hatte lernen können. Dies Wunder hätte er nur einem seiner Collegen geglaubt. Indeß lernte der junge Mensch schreiben, und lag seiner neuen Kunst mit aller der heimlichen Freude ob, womit man sich einer Lieblings-beschäftigung ergibt. Seine Vettern und Basen hielten ihn zuweilen für wahnsinnig, und nur mit großer Mühe konnte er unter seinem Stamme ein Mädchen finden, die es wagte, ihn zu heirathen. Sie ward auch für etwas tiefsinnig gehalten; denn sie war sehr lustig, und Munterkeit galt bei diesem melancholischen Volke für eine Gemüths-krankheit. Das junge Paar lebte eingezogen, beschäftigte sich mit ihren Kindern, und auch die Kinder lernten schreiben. So entstand nach und nach ein kleiner Cirkel von Menschen in Aegypten, die eine Art von Correspondenz mit einander führten. Denn da sie nicht

hei-

heilig waren: so machten sie nur einen gemeinen Gebrauch von ihrer Geschicklichkeit. Sie theilten einander ihre Gedanken, Einfälle, Erzählungen, Wünsche, Fragen und Antworten auf diese Weise mit, und je mehr sie dies wiederholten, desto mehr schienen ihnen die Gedanken gleichsam von selbst zuzufließen. Auch in ihrer Sprache zeichneten sie sich von den andern Aegyptern aus. Ihre Ausdrücke waren bestimmter, die Bilder besser gewählt, und die Gedanken reifer. Einige unter ihnen, die zuweilen einen witzigen Einfall hatten, wurden so gar für unsinnig gehalten und, der Landes-sitte gemäß, als Heilige verehrt.

Nunmehr mußten sie nothwendig die Aufmerksamkeit der Priester auf sich ziehen. Einer von diesen schreibenden Aegyptern sah einst eine alte Frau, die sich eine Stunde lang im tiefsten Schlamme mit so seltsamen Verdrehungen hin und her wälzte, damit eine abscheulich große Kröte über sie hinkriechen mögte, daß er laut auflachen mußte. Nun war in Aegypten nichts seltner, als das Lachen; die alte Frau hielt ihn für eine göttliche Erscheinung, wälzte sich mit eben so viel Beschwerde und Anstrengung zu ihm hin, als vorher zu der Kröte, und da er sich davon geschlichen hatte, ohne daß sie sahe wohin, welches ihm bei ihrer Lage leicht genug ward, erzählte sie allen

Nachbarinnen und Gefreundten, die Erscheinung sey vor ihren Augen verschwunden.

Ueber Erscheinungen sind in der ganzen Welt die Priester die competentesten Richter. Sie machten sich also neben ihren ordentlichen Gebeten, Opfern, Weissagungen, Segen- und Fluch-sprüchen, für eine Weile die wichtigste Angelegenheit aus der Untersuchung des eigentlichen Zusammenhangs einer Erscheinung, wovon Keinem unter ihrem Collegio das Wie bekannt war. Der Mann ward bald gefunden, und da er den ganzen Verlauf der Sache nur sehr schlicht und ehrlich erzählte, ohne dem göttlichen Ochsen, den Serapis oder auch nur den Typhon mit ins Spiel zu mischen: so war man schlecht mit ihm zufrieden, ward aber desto aufmerksamer auf ihn, und die Begebenheit, welche aus Schuld seiner eigenen Unwissenheit ihm nicht zum Vortheil gedeihen konnte, bekam nun ganz das Ansehen eines verderblichen Ausgangs. Er, der viel zu einfältig war, um zu merken, daß es nur von seiner eigenen Weisheit und von der historischen Treue, womit er die Geschichte seines Wunders erzählte, abhängen würde, ob er sein Leben als ein angebeteter Gott in einem Tempel, oder als ein Verdammter in der schauerlichen Stille einer unterirdischen Gruft beschließen sollte, ließ sich seine kleinen Künste bald ab-

abfragen, und beichtete den heiligen Inquisitoren auch unverholen, daß er — schreiben könne.

Jetzt ließ man ihn nicht mehr aus den Augen, ohne ihn jedoch weder wie einen offenbaren Ketzer noch wie einen vollkommnen Heiligen zu behandeln. Es war noch nicht entschieden, was er werden sollte. Dazu mußte sich zuvor das ganze hohe Collegium der Ober-priester versammlen.

Die sehr ehrwürdigen und hochansehnlichen Männer kamen mit einer Gravität zusammen, welche der Wichtigkeit des Gegenstandes völlig angemessen war. Sie wurden bald einig darüber, daß alles das, was ihnen jetzt zur Berathschlagung, Untersuchung und Entscheidung vorgelegt würde, lauter unerhörte Dinge enthielte; unerhört sey es, daß ein Aegypter lache, unerhört, daß er davon laufe, wenn man ihn anbeten wolle, und unerhört, daß er — lesen und schreiben könne. Auch dahin stimmte bald ein jedes anwesende Mitglied, daß es dem gemeinen Besten ersprießlich seyn dürfte, so fort drei Festtage und drei feierliche allgemeine Opfer für das ganze Land anzustellen, ein Buß-opfer, ein Sühn-opfer, und ein Dank-opfer. Das Buß-opfer war für die Sünden aller und hatte im gegenwärtigen Falle die besondere Bedeutung, daß jeder Aegypter, bei jeder Wundererscheinung, der göttliche Ochse möge übrigens nach seinem heiligen Willen dadurch andeuten, was er auch

wolle, zuerst an seine Sünde denken müßte, sintemal alles, was Aegypter hieße, Sünde beginge; das Sühn-opfer sollte den Ochsen auf allen Fall besänftigen, wenn er vielleicht, wie man doch nicht wissen könnte, über irgend etwas, das auch vielleicht sterblichen Augen verborgen wäre, aufgebracht seyn sollte, und das Dank-opfer sollte ihm die Dankbarkeit der frommen Aegypter bezeugen, er mögte nun übrigens in seinem heiligen Rathe beschlossen haben, sie zu züchtigen, oder sie loszulassen, als wofür das Volk auf alle Fälle, wenn auch mit wundem Rücken, seiner Gottheit ihre tiefunterwürfigste Ergebenheit feierlichst zu erkennen geben müßte. Nun trug Siar, der Oberpriester von Rhakotis, darauf an, „daß eine von diesen drei Feierlichkeiten zu einer besondern Beziehung auf den seiner Fürsorge ganz eigentlich empfohlenen und ihn ganz besonders beschützenden Gott Serapis eingerichtet, oder, im Fall dies dem Willen des großen Ochsen, der wie ihm gar wohl bekannt sey, die heilige Zahl vor allen liebte, und alles durch die heilige Zahl verrichtete, nicht gemäß seyn dürfte, daß doch wenigstens noch ein kleineres, wenn auch nur geringes und nach der unvollkommenen Zahl Zwei angeordnetes Fest zu Ehren des Serapis dem höchsten und vollkommenen Feste des Ochsen beigefügt werden mögte." Er that seinen Antrag mit aller möglichen Beschei-

den-

denheit und Unterwürfigkeit an Se. Hochwürden, den Ober-priester des Ochsen zu Memphis, dem höchstheiligen und höchstweisen Isoryphon, welcher auch dazu den Kopf ein wenig neigte, und die Unterlippe ganz sanft und langsam um drei Haarbreit zurückzog, wodurch er seine ernste Weisheit mit einer gewissen überirdischen Freundlichkeit versetzte und nach der priesterlichen Gebehrden-sprache den höchsten Grad des Wohlwollens ausdrückte.

Die Gründe des ehrwürdigen Priesters, Siar, von Rhakotis, waren von der ganz besondern eigenthümlichen und fast ausschließlichen Verkündung hergenommen, „in welcher sein Gott, Serapis, so offenbar mit dem Wunder stünde, das in der gegenwärtigen heiligen Stunde ihre Gedanken, Untersuchungen und Berathschlagungen beschäftigte.“ — „Aus der Erzählung selbst ergäbe es sich,“ sagte er, „daß jene gläubige alte Frau, die von dem jetzt in Untersuchung befangenen Aegypter, über dessen Person und Wesen, wie über seine Würde und Unwürde sie allerseits, so viel er einsähe, aus Mangel einer unmittelbaren Eingebung des Ochsen noch keine wahre und gegründete Meinung fassen könnten, in ihrer Andacht gegen die große Kröte gestöret worden sey, ihn, diesen Aegypter, oder vielmehr diese Erscheinung eines gemeinen Aegypters, für den Gott Sera-

 pis

pis gehalten habe. Dieser Umstand sey seinem geringen Dafürhalten nach sehr merklich, und keinesweges nur obenhin, oder von der ersten der besten Seite zu betrachten."

„Ich rede," sprach er, „zu Priestern, zu erleuchteten Männern, zu meinen Brüdern, die alle mit mir in einerlei Geheimnisse eingeweihet sind. Darf ich mich hierüber noch weiter ausbreiten? — Doch, ich will es thun, ich will mich lieber, indem ich etwas Ueberflüssiges thue, dem Tadel meiner Brüder aussetzen, als durch etwanige Verabsäumung dessen, was geschehen sollte, Gefahr laufen die Rache der mächtigen Gottheit, welcher ich diene, zu reitzen, und mit mir das ganze Land unglücklich zu machen. Wir haben zwei Erzählungen vor uns, die eine von einer andächtigen alten Frau, die eine Erscheinung gesehen hat, die andere von der Erscheinung selbst, welche auf unsere inquisitorischen Fragen geantwortet hat. Welcher sollen wir glauben? Doch der andächtigen! Oder wie würde es uns anstehen, uns Priestern, uns in alle Mysterien einer geheimnißvollen Religion Eingeweiheten, wie würde es uns anstehen, das fade Histörchen eines gemeinen, ununterrichteten Menschen vorzuziehen, worin nichts Wunderbares, nichts Mysteriöses und nichts Uebernatürliches ist? Sollen wir unsre Ohren der Stimme der Andacht verschließen, und sie den abgeschmack-

schmackten Lügen eines Unverständigen eröfnen? Lügen nenne ich diese Erzählungen, weil sie das Siegel der Unwahrheit auf der Stirn tragen, und abgeschmackt, weil sie ganz unglaublich sind. Hat man je gehört, daß ein wirklicher Mensch in Aegypten, und noch viel weniger ein gebohrner Aegypter, gelachet habe? — Und wenn auch dies möglich wäre: war das der Ort, war da die Veranlassung zu einem so convulsivischen Ausbruch übermenschlicher Freude? Die heilige Kröte ist ein Gegenstand der Anbetung, und die Anbetung erhebet das Herz des Menschen, aber ohne die Dazwischenkunft von irgend etwas Uebernatürlichem nie bis zum Gelächter. Es müßte wenigstens ein Begeisterter, ein Mensch, dessen ganze irdische Natur die Götter durch übernatürliche Entzückungen gewissermaßen zerrüttet, und bis zum Uebermenschlichen erhoben haben, wenigstens ein Prophet müßte es gewesen seyn, der an diesem Orte, bei dieser Veranlassung, bei einer Veranlassung, die das Herz des Sterblichen mit Demuth und Unterwürfigkeit erfüllet, hätte lachen können. Der gemeinen Menschen-Natur ist eine solche Erhabenheit unmöglich; die ganze Geschichte Aegyptens, die längste und lehrreichste Geschichte in der Welt, weiß kein Beispiel davon. Ein Prophet aber, ein heiliger Seher, war es nicht, der die Andacht der frommen Alten unterbrach, denn er spricht, wie ein

ein gemeiner Mensch, und seine Sprache ist gemeinen Menschen verständlich. Auch ist es bei allen Wundern, welche die Ueberlieferung unserer Väter uns von jenen heiligen Männern aufbehalten hat, oder welche wir selbst so glücklich gewesen sind, mit unsern Augen zu sehen, etwas unerhörtes, daß Propheten verschwinden. Die Erscheinung aber ist verschwunden, wie die Aussage jener frommen alten Frau ausdrücklich lautet, welche in Zweifel zu ziehen nicht der geringste vernünftige Grund vorhanden ist. Denn wenn wir auch auf das unaufgefoderte und ganz gewiß unerkaufte Zeugniß aller ihrer Nachbarn und Nachbarinnen, aller ihrer nahen und entfernten Bekannten, aller ihrer Freunde und Feinde, nach welchem sie von Jugend auf fromm und untadelhaft gewandelt hat, wie die heilige Handlung, in welcher die Erscheinung selbst sie überraschte, schon glaublich, wahrscheinlich und fast gewiß machen kann; wenn wir auch auf alles dies nicht weiter achten wollten: läßt sich irgend eine Ursache oder Veranlassung erdenken, die sie hätte verführen können, gegen ihr Gewissen die Unwahrheit zu sagen? Und läßt es sich denken, daß ihr Gewissen geschlummert habe, da sie in der feierlichsten Andachts-übung begriffen war, als ihr die wunderbare Erscheinung sichtbar ward? — Das eine ist so unglaublich, als das andre. Und nur das bleibt glaub-

glaublich, was mit unsern heiligen Geschichten und geheimen Traditonen übereinstimmt. Dies ist aber, daß die Erscheinung eine wirkliche Erscheinung gewesen sey. Natürlich konnte diese Begebenheit nicht zugehen; also, schließen wir mit Recht, ist sie übernatürlich. Daß Götter den Sterblichen erschienen sind, wissen wir aus den unleugbarsten Nachrichten, daß Sterbliche wie Götter gehandelt haben läßt sich ohne Ruchlosigkeit nicht denken. Dieser Punct ist klar genug. Unbekannt aber ist es uns, welcher Gott die fromme Alte seiner Erscheinung gewürdiget habe, und noch unbekannter, was der Wille dieser bis dahin unbekannten Gottheit sey, die sich dem Volke gewiß nicht ohne irgend eine weise und heilige Absicht auf eine so herablassende Weise offenbaret haben würde. Folgen wir aber nur den Lehren unserer geheimen Weisheit, wie die priesterliche Würde und Pflicht dies erfodert: so ist es sonnenklar, daß unter allen unsern Gottheiten keine so oft die niedrige Hülle menschlicher Gestalt angenommen habe, als Serapis, von dessen eigenthümlichen Knechten ich das Glück habe, einer, wiewohl der unwürdigste zu seyn. Was dieser Gott oft gethan hat, kann er jetzt auch gethan haben, und daß er es gethan habe, ist desto wahrscheinlicher, je unmöglicher es ist, daß ein Mensch hätte vollbringen können, was nur göttliche Gewalt vermag. Sein Wille für den jetzigen

besondern Fall ist uns noch unbekannt: vielleicht erfahren wir ihn, so bald wir unsre Feierlichkeiten, unsre Gebete, Büßungen und Opfer nächst dem großen Ochsen vorzüglich an ihn, den göttlichen Serapis, richten. Vielleicht hängt das Wohl des Volkes, das Wohl aller Knechte der Götter, das Wohl des größesten der Könige und das Schicksal des ganzen Landes davon ab."

Hier hielt der Ober-priester von Rhakotis ein, und überließ das Wohl des Landes, den Antheil, den der Gott, Serapis, daran nähme, und die Mittel, wodurch beide in eine ersprießliche Verbindung gebracht werden könnten, der eigenen Beherzigung seiner mysteriösen Brüder. Er hatte seine Pflicht erfüllt, und es sah ganz darnach aus, als ob sein Gott bei der allgemeinen Landesfeier nicht vergessen werden würde. Der Hochwürdigste, Isoryphon, Ober-priester des Ochsen, nickte abermals mit dem Kopfe und zog die Unterlippe um drei Haarbreit zurück, wogegen sich Siar bis auf die Erde verneigte. Darauf fing Isoryphon eine Danksagung an, die er immer auf solche Fälle in Bereitschaft hatte. Er lobte den Eifer, wie die tiefe Einsicht und gründliche Gelehrsamkeit des Siar, pries Aegypten glücklich und weissagete lauter Segen, so lange das Land noch solche Priester, wie Siar, haben würde. Er war gewiß, daß so lange nicht das mindeste,

ste, nicht einmal eine Kleinigkeit, wenn es in solchen Dingen Kleinigkeiten geben könnte, nichts, was die entfernteste Beziehung auf den Gottesdienst hätte, vernachlässiget werden würde. Auch lobte er, nicht ohne eine Art von anpreisender Empfehlung den Eifer, womit ein jeder Ober-priester das Ansehen und die Würde seines respectiven Gottes vorzüglich aufrecht zu erhalten bemüht seyn müsse, und wovon der hochwürdige Ober-priester des Serapis ein so rühmlich hervorleuchtendes Beispiel gegeben hatte. Indeß war er auch seiner besondern Pflicht eingedenk, sie alle an die gemeinschaftliche Unterwürfigkeit zu erinnern, welche sie insgesammt, ihren privativen Gottheiten unbeschadet, dem großen Ochsen schuldig wären, jenem Apis, der gleichsam der Vater der Götter, und der erste unter allen sey. Seinem Willen müsse man vor allen andern nachleben. Er habe sich zwar noch durch keinen Traum, Erscheinung oder Eingebung ihm, dem Knechte aller Knechte, dem Ober-priester, Isoryphon offenbaret, aber doch sey er in seinem Gewissen überzeugt, und könne diese Ueberzeugung fast für eine Art von Eingebung halten, weil sie diesen Morgen sein erster Gedanke gewesen, und ihm ganz plötzlich gekommen sey, es würde dem großen Apis eine Feierlichkeit durch die unvermischte heilige Zahl die angenehmste seyn. Nun erklärte er noch weitläuftig, daß die Zahl

Fünf

Fünf zwar auch heilig und geheimnißvoll sey, und eben so verehrlich und zu religiösen Handlungen geschickt wäre, wie Sieben und Neun, berief sich aber auf die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß der göttliche Ochse allemal in der größesten Noth, wie in der größesten Freude, durch ganz unverkennliche Zeichen und ausdrückliche Aeusserungen die reine Zahl Drei, wie auch einige der andern Götter über diesen Punct denken mögten, für die ihm wohlgefälligste erkläret habe. Bliebe man also dabei: so hätte er die fröhlichsten Aussichten auf die bevorstehende Feierlichkeit. Ja, er machte sogar Hoffnung, daß vielleicht am Ende des Festes der weisse Ochse selbst heraustreten, und sich auf dem grünen Platze bei dem Tempel allem Volke durch das vergoldete Gitter zeigen würde. Dies habe er schon aus der Art des Käuens geschlossen, da er dem Gotte diesen Morgen seine Aufwartung beim Futter gemacht hätte.

Das gab den Ausschlag. Ein jeder der hochwürdigen Männer legte die Hände kreuzweise über die Brust und verneigte sich tief; der Ober-priester des Ochsen sah sie alle freundlich an; Serapis ging diesmal leer aus, und sein Priester wußte nichts weiter für ihn zu sagen, nachdem schon von dem Käuen des Ochsen gesprochen war.

Man machte Anstalten zum Feste. Aber Siar entbrannte vom Eifer um seinen Gott, Serapis,

der ihm die nächste Nacht mit drohendem Finger und gerunzelter Stirn im Traume erschien. Er durfte das Fest nicht unterbrechen, und doch schien ihm die Ehre seiner Gottheit geschmälert zu seyn. Er hatte traurige Tage und noch traurigere Nächte. Endlich reifte ein großer Entschluß in seiner Seele. Er ging zum Könige.

Der regierende König von Aegypten war ein schöner Geist und ein großer Philosoph. Er stand im vertraulichsten Umgange mit den Nacht-eulen, und verstand alle Sprachen der Thiere. Niemand beschützte die Künste, wie er; denn er hatte schon als ein Prinz von zehn Jahren Risse zu seinem Grabmal machen lassen; man hatte am ersten Tage seiner Thronbesteigung dabei zu bauen angefangen; er besuchte die Arbeiter alle Tage, und das große Werk war noch nicht zur Hälfte fertig.

Siar stellte dem Könige vor, daß eine alte Frau eine Erscheinung gesehen habe, welches er bald begriff, und daß diese Erscheinung der Gott Serapis gewesen sey, welches ihm so gleich einleuchtete; denn warum hätte es eben ein andrer seyn sollen. Weiter erzählte er, daß der Gott Serapis die gemeinen Aegypter die geheime Kunst des Schreibens gelehrt hätte, worüber der König sich verwunderte. Der Priester machte aber bald, daß er sich darüber freuete. Er stellte ihm vor, daß große Hoffnung da sey, Ihro Majestät gehorsame

Sklaven würden inskünftige, so wie sie jetzt für Ihro Majestät mauerten und zimmerten und schmiedeten, auch für Dieselben schreiben. Dazu machte der König große Augen. Nun warf der begeisterte Siar einen Gedanken hin, der des Königs ganze Seele mit Freude erfüllte. Es wäre möglich, meinte er, daß ein jeder Arbeiter an dem königl. Grabmale es in der Zeit von wenig Jahren dahin bringen könnte, seinen Namen zu schreiben, und mit eigener Hand an der werdenden Pyramide einzugraben, wodurch denn die spätesten Nachkommen nicht allein erführen, wie viele Tausende an diesem Wunder der Welt gearbeitet hätten, wie groß mithin die Zahl der Sklaven seiner Majestät gewesen wäre, sondern auch bis zu welch einer unglaublichen Höhe unter der Regierung eines solchen Königs die Kunst der Unterthanen gestiegen sey. Der König sah bald ein, daß dadurch sein Ruhm so groß, ja noch größer, als der Ruhm des Serapis selbst werden würde, und seine Freude war so ausschweifend, daß er die Sache beinahe unglaublich fand. Der Priester war desto sanguinischer in seinen Hofnungen, und für alles Große, das er dem Könige versprach, bedung er sich nur eine Kleinigkeit für seinen Gott, Serapis, aus. — Was hätte der erkenntliche König in der Freude seines hofnungs-trunknen Herzens nicht alles hingegeben? Der Ruhm ist das höchste Gut der Könige,

nige, denn es ist das einzige, dessen sie gemeiniglich entbehren. Wenn ist einmal einer so glücklich, ihn aus der ersten Quelle, von einem Gotte selbst, auf sich zuströmen zu sehen, ohne daß er nur die Hand ausstrecken dürfte, zu schöpfen? — Ihro Majestät bewilligten dem Priester mit Freuden einen neuen Tempel für seinen Gott und eine große Pyramide auf der Stelle, wo das alte Weib sich gewälzt, der Aegypter gestanden und die Kröte gekrochen hatte.

So froh nun Siar über die Gnade des Königs war, so tief er seine Weisheit verehrte, und so sehr er sich an seiner Andacht erbaute, so wenig wollten indessen alle diese großen Eigenschaften der Sonne Aegyptens, den Priestern der Kröten und der Gewürme im Lande, einleuchten, seitdem sie etwas von jener geheimen Unterredung erfahren hatten. Zuerst war es ihnen anstößig, daß die Pyramide, welche ganz wider alte Weise und Sitte zum Andenken einer Begebenheit erbauet werden sollte, wobei keiner von der königlichen Familie interessirt war, und auf einer Stelle, wo kein König je begraben werden würde, sich nach der Angabe des Ober-priesters, Siar, auch über den Fleck ausdehnen müßte, den die heilige Kröte durch die Berührung mit ihrem gelb-weißlichen Bauche geweihet hatte. Sie hatten nicht die geringste Feindschaft gegen den Serapis oder gegen irgend

 ei-

eine Gottheit; aber sie glaubten, die Götter müßten doch wenigstens so höflich gegen einander, und so neidisch auf einander seyn, als ihre Priester. Dann waren sie auch von dem Lachen des vermeinten Serapis gar nicht erbauet. Sie hielten es zwar seiner Seltenheit wegen für etwas Wunderbares und Heiliges; aber es leuchtete ihnen doch allzusehr ein, daß der Gottesdienst dadurch gestört würde. Wenigstens, meinten sie, würde das durch den vorliegenden Fall bis zum Augenschein bewiesen: Serapis, wenn es anders ein Serapis gewesen sey, hätte durch sein Gelächter offenbar die Andacht der frommen Alten von der großen Kröte ab, und auf sich gezogen. Dies wäre also ein schlimmes Beispiel, das mit der Zeit zum Verfall des Kröten-Dienstes ausschlagen könnte, und einem Gotte, in Betracht seiner sowol, als seiner Collegen, gar nicht gut anstände. Daß Siar davon so großes Aufheben mache, sey Partheilichkeit und spräche gar nicht sehr für seine Weisheit. Die Kröten könnten nun einmal nicht lachen, sie könnten aber spritzen, und ein jeder Gott hätte seine eigene Gabe. Ob es übrigens dem Serapis so wohl anstände zu lachen, wäre gar noch nicht ausgemacht, die heiligen Geschichten erzählten nichts davon, man hätte nicht einmal ein Exempel, daß der große Ochse gelacht habe, und der könnte doch alles, was am schwersten sey. Die

Mei-

Meinung, daß der Lacher kein Serapis wäre, sey gar nicht so dumm, und man könnte wol noch erst neue Wunder erwarten. — Auf allen Fall wurden die Priester der Kröten in einer geheimen Versammlung einig, daß es das rathsamste wäre, der ganzen Geschichte ein Ende zu machen, indem sie, wenn möglich, dem Lacher, ohne Aufsehen zu erregen, auf die Seite schafften. Mit dieser Instruction schickten sie Abgeordnete an den höchsten Hoben-priester Isoryphon, der alles in Bedenken zu nehmen versprach, sie auf die Eingebungen des Ochsen vertröstete und mit Freundlichkeit entließ.

Als nun die Tage des Festes gekommen waren, sang man die traurigsten Melodien, und das ganze Volk war außer sich vor Entzückung und Andacht. Weil die Feierlichkeit so groß war, hatte der Ober-priester des Ochsen besondere Erlaubniß gegeben, daß ein jeder Aegypter sich so viel peitschen könne, als er nur immer wolle. Daher waren auch die Striemen and Wunden unzählich. Kein Aegypter konnte die Nacht auf seinem Rücken liegen, und wer ein Messer hatte, brauchte es, um sich hundert andächtige Schnitte in die Haut zu machen. Einige ritzten sich die Nasenlöcher auf, Andre bohrten sich Pfriemen durch die Backen und Lippen, und wenn einer gern an einer Stelle des Leibes verwundet seyn wollte, die

er selbst nicht erreichen konnte: so bat er nur den ersten besten Nebenmann, der ihm diesem Liebesdienst willig erzeigte. Kurz man hatte nie ein herrlicheres Fest in Aegypten gesehen, nie mehr Heulen und Winseln gehört, und war nie so gut erbauet worden.

Der Lacher befand sich auch unter den Feiernden. Er hatte sich nicht entkleidet, weil er etwas weichlich war, und hatte weder Peitsche noch Messer bei sich, weil er viel von einer heilen Haut hielt. Dies alles fand man ungemein göttlich an ihm, und je mehr er seiner Haut schonte, desto eifriger zerfetzten die Andern die ihrige. Man machte ihm Platz, wo er kam, Andächtige warfen sich vor ihm auf die Erde, damit er auf sie treten mögte, und wer einen Fußstoß von ihm bekam, der peitschte sich vor Freuden noch einmal so lange.

So gelangte er zu dem vergoldetem Gitter am Tempel, hinter welchem der Spatzierplatz des Ochsen war. Die Thüren öfneten sich, wie von selbst, und er, auf den die Vereinigung des Feierlichen und Sonderbaren, des Scheußlichen und Lächerlichen, die er heute erfuhr, doch auch gewirkt hatte, ging nicht ohne ein gewisses befremdendes Zittern hinein. Es dauerte nicht lange, so näherte sich ihm Gott Apis mit derjenigen gravitätischen Langsamkeit, welche dem Gange der

Och-

Ochsen bis auf diesen Tag eigen ist. Der Mann stand stille, und der Ochse kam näher. Er sah ihn stier an mit seinen breiten, weitaufgeschlitzten Augen, und streckte endlich seine rauhe Zunge heraus, und leckte den armen Menschen, der, zwischen Betrachtung und Erwartung verlohren, dastand, an der Stirn. Nun erhob sich ein fürchterlicher Lerm, von Jubel- und Zeter-geschrei vermischt. Ein Aegypter, den Apis selbst leckte, war etwas Uebermenschliches; aber eben dies Lecken war auch ein Zeichen, daß er, um nicht lange mehr für einem Menschen gehalten zu werden, ba d sterben müßte. Man jauchzte also über seine Ehre und heulte über seinen Tod zu gleicher Zeit, und endlich peitschte man sich härter und schnitt sich tiefer. Der arme Mann hatte Mühe, unter dem Haufen der Andächtigen davon zu schleichen. Er kam aber nie wieder.

Von den Priestern waren zwei Partheien mit dieser Entscheidung der Sache sehr unzufrieden, wiewol sie vom großen Ochsen selbst herzurühren schien. Die Priester der Kröten fanden in seinem Lecken zu viel Güte, und die des Serapis zu wenig. Ein Mensch, der eine Kröte beleidigt hatte, meinten die Ersten, wäre dadurch zu hoch geehret. Die Letzten hingegen sagten, einer, der vielleicht ein Serapis wäre, müßte billig über diese Ceremonie erhaben seyn. Indeß war die Hand-

lung des Ochsen auf alle Fälle so weise, wie nur immer Jemand handeln kann, der von dem, was er thut oder läßt, nie Rede und Antwort gibt. Das Volk hatte über das Lachen das Schreiben, über die Kröte den Menschen, und nun über den Ochsen die Kröte wieder vergessen. Das Fest ward mit allgemeinem Geheul beschlossen, und Jedermann ging zu Hause, um seine Haut zu heilen. Nur der König und der Hohe-priester dachten noch in ihren Sorgen für das allgemeine Beste an die neue Kunst und die Folgen ihrer allgemeinen Verbreitung. Der Erste freuete sich dazu, der Andre machte sich Sorgen darüber.

In der zweiten großen Versammlung, welche die Priester hielten, war der König gegenwärtig; denn ein ägyptischer König ward immer von den Priestern in ihre Geheimnisse eingeweihet, damit er von ihrer Weisheit wenigstens so viel verstände, um ihr nicht aus Unverstand entgegen zu handeln; woher es denn auch kam, daß bei den Aegyptern die Könige so weise waren, als bei uns die Kronprinzen. Uebrigens war der dermalige regierende Fürst, wie schon gesagt worden, ein Philosoph, und die Priester setzten bei jedem Vortrage, in Betracht seiner besondern Weisheit, voraus, er verstünde alles, was sie sagten. Er hingegen that aus Höflichkeit und seines Ruhms wegen

gen alles, was sie sagten. Daher waren die Priester mit dem Könige zufrieden, und der König lobte die Priester.

Isoryphon eröfnete die Versammlung mit einer überaus wohlgesetzten Rede, die sich auf das jüngst erfahrne Wunder und das deshalb angestellte Fest bezog. Er freuete sich darüber, daß dies letzte so gut ausgefallen sey, wovon er aber den Ruhm keinesweges seinen Anstalten oder seiner Weisheit, sondern dem großen Ochsen allein beilegte. Diesem dankte er noch einmal feierlich für den Beistand, den er dem ägyptischen Volke in ihrer Bemühung, ihn zu honoriren, gewährt hätte. Durch diesen Beistand allein, sagte er, wäre es ihnen möglich gewesen, dies große Geschäft zu vollbringen. Seines gütigen Leckens vergaß er so wenig, als des Menschen, der geleckt worden war.

Von diesem nahm er Gelegenheit, sich über die gemein gemachte Schreib-kunst zu verbreiten. Er sagte, wenn diese Mittheilung eines bis dahin nur den Priestern bekannten Geheimnisses in der That ein Wunder wäre: so würde er sehr beschämt seyn, irgend Jemand in der ehrwürdigen Versammlung mehr bereitwillig zu dessen demüthigster Verehrung zu finden, als er sich selbst fühlte. „Wunder thun die Götter,“ sagte Isoryphon, damit wir anbeten und glauben sollen. Aber eben die

Göt-

Götter, welche Wunder thun können, können auch versuchen. Eine Handlung der Weisheit ist den Göttern so anständig, als ein Beweis ihrer Macht. Und beide gedeihen zum Vortheil der Sterblichen. Die Götter versuchen die Menschen, um sie im Gehorsam zu üben, wie sie Wunder thun, um ihren Glauben zu stärken."

„Daß, so lange der ägyptische Staat besteht, oder welches einerlei ist," sagte Isoryphon, „seit dem Anfange der Welt, die Schreib-kunst ein Geheimniß der Priester gewesen ist, wissen wir Alle, daß diese nämliche Kunst nicht durch Menschenwitz erfunden, sondern den über alles verehrlichen ersten Stiftern und Vätern unsres Ordens, jenen alten Priestern, welche, menschlicher Weise zu reden, dem ägyptischen Staate das Daseyn gaben, indem sie als treue Dolmetscher den irdischen Menschen den Willen der himmlischen Götter offenbarten, von jenen alle menschliche Fassungs-kraft weit übersteigenden Wesen durch unmittelbare Eingebung kund gethan sey, wissen wir Alle, daß es noch keinem vom Weibe gebohrnen Geschöpfe je gelungen sey, den undurchdringlichen Schleier der ewigen Isis aufzudecken, wissen wir Alle, — daß unter allen unsern Gottheiten, welche — hoher, heiliger, glühender Dank sey dem Unsterblichen, dem Ewigen, dem Unbegreiflichen gesagt! — zahlloser sind, als die Sterne am Himmel und der Sand

Sand im Meer, der verschwiegene, geheimnißvolle Gott, Harpokrates, keiner der geringsten, ich würde sagen, einer der ältesten ist, wenn es in der Ewigkeit ein Alter geben könne, auch dieses wissen wir Alle."

„Man beleidigt alle Götter, indem man die Gebote eines Einzigen übertritt; denn alle Götter sind einzig, und die einzigen sind alle. Wenn nun die Götter wollen, daß wir schweigen sollen, wie uns der göttliche Mund des Harpokrates, der durch seinen heiligen Finger verschlossen wird, so deutlich sagt: dürfen wir reden? — Wenn unser ganzer Gottesdienst, wie ja niemand so ruchlos seyn wird, zu leugnen, ein großes Geheimniß ist: dürfen wir es verrathen? — Und was begehen wir anders, als Verrätherei, wenn wir die Mittel allgemein machen, wodurch der uneingeweihete Pöbel, dem die ewigen Götter ihre heiligen Offenbarungen aus weisen Absichten vorenthalten haben, unsre Geheimnisse, so viel an ihm ist, erfahren kann?"

„Dies alles sind, ich weiß es wohl, keine Fragen, die ich an eine so geweihete und erleuchtete Versammlung zu thun wagen sollte. Auch würde ich sie Ihnen, meine Brüder, als Fragen nicht vorlegen. Aber an diese Wahrheiten muß ich sie erinnern. Das ist mir heilige und theure Pflicht. — Es gibt in unsern Tagen gemeine

Aegyp-

Aegypter, welche schreiben können. Dies scheint ein Wunder, weil es ohne ein Wunder nicht zu begreifen ist. Aber wenn es ein wahres Wunder wäre: warum hätten die Götter nicht allen Aegyptern auf einmal diese göttliche Kunst mitgetheilet, wie sie sie einst allen Priestern offenbarten. Alle gemeinen Aegypter sind ungeweihet, wie alle Priester eingeweihet sind." — Hier machte er eine lange Pause.

„Ich muß gestehn," fuhr er endlich fort, „diese Untersuchung ist kühn. Aber sie führt zu großen Aufschlüssen; und einer Versammlung von so geweiheten Männern sind Untersuchungen anständig, welche bei dem Pöbel Vermessenheit wären. Ihnen, meine würdigen Brüder, Ihrem geschärften Nachdenken, ihrer tiefsinnigsten Untersuchung stelle ich es anheim, ob die Unsterblichen, indem sie einem Theil der Menschen, dem größesten Theil, dem großen Haufen, dem Pöbel, die Kunst des Schreibens verbargen, eine andere Ursache haben konnten, als die Erhaltung der ewigen Ordnung der Dinge, die einzige Ursache, nach welcher zu handeln Göttern anständig ist. War dies aber der Grund, welche ihre über alles erhabene, selbstständige Weisheit bestimmte: so ist es klar, daß wir schwache, abhängige, kurzsichtige Menschen dem ewigen Gesetze der Götter zuwider handeln, wenn wir gemein machen, was sie geheiliget

get haben. Da kommt es uns zu, zu untersuchen, da ist es unsre Pflicht, zu forschen, da müssen wir nicht müde werden, zu sinnen und zu grübeln. Es ist der Wille der Götter, den wir vollbringen."

„Haben nicht sie, die Unveränderlichen, durch ihr ewiges Gesetz die Menschen in zwei Theile getheilet, der eine herrscht, der andre ist unterthan! — Wenn der König nicht herrschen wollte: würde er sich nicht gegen die ewige Ordnung der Dinge und gegen den Willen der unsterblichen Götter auflehnen? Wenn der Unterthan nicht gehorchen wollte: würde er sich nicht frevelhafter Weise gegen das Gebot der Götter empören? Verehrt nicht die ganze Welt dies ewige Gesetz der Natur? Wo Menschen sind, gibt es da nicht allenthalben Herren und Sklaven? Würde das aber möglich seyn, wenn der eine wäre, was der andre ist?"

„Wie zur priesterlichen Würde priesterliche Weihe erfodert wird: so bedarf der Regent Regenten Weisheit. Seine Macht bestehet nur in den Mitteln, diese Weisheit anzuwenden. Welch ein ganz ander Wesen ist dagegen der Unterthan? — Einer braucht nicht einmal Mensch zu seyn, um Unterthan zu seyn. Und der Mensch wird nur dadurch unterthan, daß es höhere Menschen gibt, die ihn regieren."

„Nun

„Nun stellen Sie sich vor, meine hochwürdigen Brüder, daß der Regent nicht mehr Weisheit besäße, als der Unterthan: wird er ihn regieren können? — Denken Sie sich aber den traurigen Fall, daß tollkühne Sterbliche, die in ihrem Wahnsinne sich nicht scheuen, die ewige Ordnung der Dinge zu verkehren, dem Unterthan Mittel an die Hand gäben, eben so viel Weisheit zu erlangen, als der Regent besitzt: wird nicht der Unterthan Regent des Regenten seyn, indem er den Regenten beurtheilt?“

„Meine hochwürdigen Brüder! Diese Frage verdient alle Beherzigung, die unserer angestrengtesten Aufmerksamkeit möglich ist. Ich fürchte, sie geht uns näher an, als wir bis dahin glauben. Nicht uns, uns Priestern, als Diener der Götter; die Geheimnisse der Isis und des weissen Ochsen sind über alles, was menschlich heißt, erhaben. Diese anzutasten, so weit kann die Tollheit endlicher Geschöpfe nicht reichen. Aber wir sind Aegypter. Aegypten ist unser Vaterland. Das wollten die Götter also. Und unserm Vaterlande zunächst sollen wir ihren heiligen Willen verkündigen. Es ist das heilige Land! Wenn Aegypten entweihet wird: wo wird man die Götter verehren? — Schrecklicher Gedanke! Und ich fürchte, das Verderben ist uns nahe.“

„Der

„Der Pöbel lernt Schreiben! Was heißt das?— Er lernt, was sein Herrscher kann! Er lernt die Kunst des größesten der Könige! Die Kunst der Pharaoner! Die Kunst der Priester! — Entsetzliche Verkehrtheit! Verderbliche, sinnlose Unordnung. Das Thier wird Mensch! Der Sklave wird Herr! — O! wäre es möglich, daß das der Wille der Götter seyn könnte: so hätte es von Anfang an also seyn müssen. Und dann wäre Unordnung ihr Gesetz. Dann hätten nie geweihete Priester existirt, weil keine Ungeweihete dagewesen wären! Dann hätten keine Könige da seyn können, weil es an Unterthanen gemangelt hätte! Ein gottloser Gedanke!“

„Unser glorreichste König verspricht sich in der grenzenlosen Güte seines Herzens einen Zuwachs seines ohnehin vollkommnen Ruhms. Ach! daß es mir nicht erlaubt ist, seine Bescheidenheit allein zu bewundern, die ihn überredet, daß das noch zu erhöhen sey, was schon mit der Krone der Vollkommenheit prangt! Ach! daß ich ihn warnen muß! Ihn, den besten und den weisesten der der Könige! — Aber ich muß es, und meine Pflicht ist mir heilig. Zu eifrig, ach! allzu eifrig, jagt er dem Guten nach, und sieht nicht den drohenden Untergang, der seinen Weg unterbricht!“

„Werden die Sklaven, wenn sie einmal durch eine unselige Umstürzung alles dessen, was Ordnung

nung zu nennen ist, zu einer ungeheuren, scheußlichen, und widernatürlichen Gleichheit mit ihren Gebietern erhoben sind — werden sie ihre wider die Natur befriedigten Bedürfnisse auf das blosse Schreiben ihres Namens einschränken?"

„Wollte die ewige Isis, wollte der weisse Ochse, wollten alle Götter, ich könnte sagen: Ja! Sie werden es! — Aber, leider! nein! das werden sie nicht!"

„Ich fühle mich begeistert, meine Brüder! Es sind nicht meine Worte, die ich ausspreche. Es ist nicht ich, der redet. Es ist der große Ochse selbst, der mir eingibt, was ich sagen soll!"

„Die Begierden der Menschen sind unbegrenzt. Es werden neue Bedürfnisse entstehen. Der glückliche Aegypter, der jetzt nur spricht, wann ihn hungert oder dürstet, oder wann er sich auf dem Wege verirrt hat, und nicht zu Hause finden kann, wird lernen über Dinge sprechen, die ihn nicht angehen, weil er glauben wird, alles gehe ihn an, was er denken kann. Jetzt erarbeitet sich der glückliche Sklave eine angenehme Müdigkeit, die ihn ohne sein Dazuthun dem Gott des Schlafs in die Arme liefert. Die Leute werden schreiben, und weil die leichte Arbeit nicht müde macht, über das Geschriebene grübeln. Sie werden lesen, und weil das Lesen nicht angreift, wer-

den

den sie versuchen zu denken. — Wie ist es aber möglich, Menschen zu beherrschen, die denken, da alle Herrschaft in der Gewalt besteht, welche der Herrscher über das Denken ausübt? Die Aegypter werden sich unglücklich machen! Wann ihnen der große König befiehlt, eine Pyramide zu bauen, werden sie an ihren Feldbau denken, und der Eigennutz und der Ungehorsam, zwei Teufel, die gefährlicher sind, als Typhon, der böseste der Götter, werden ihnen eingeben, daß es besser sey, Saamen auf ihr Feld zu streuen, als Steine zum Grabmal des größesten der Könige zu tragen! — Ach! Ach! Verhüte der große Ochse die Wahrheit meiner Ahndung! Vielleicht wird selbst das Grabmal nicht fertig, an welchem unser weisester, größester und gnädigster König aus einer Huld, Herablassung und Barmherzigkeit, die kaum zu begreifen ist, die Namen aller seiner unterthänigen Sklaven aufzunehmen geruhen wollte!"

Das erschütterte den König. Die Sache schien ihm nun ganz anders, und so bald er sich von seinem Schrecken erholt hatte, freuete er sich desto lebhafter über das Glück, den Isoryphon gehört zu haben; denn er war nun doppelt überzeugt, daß ein Priester des Ochsen eine Sache doch immer tiefer einsähe und auch bessere Eingebungen hätte, als der Priester des Serapis.

Isoryphon berührete noch mit kurzem den Fall eines Krieges, den, wie er hofte, der weisse Ochse verhüten würde, und worauf der König, der an sein Grabmal dachte, nicht einmal hörte. Wenn die Aegypter erst alle schreiben und sich auf diese Weise ihre unnützen und immer zum größten Theil unwahren, überall aber schädlichen Gedanken mittheilen könnten, meinte er, würden sie sich einfallen lassen, anstatt Ihro Majestät Feinde, wie ihnen zukäme, zu schlagen und Höchstdemselben die Ehre des Sieges zu erwerben, darüber zu grübeln und hin und her zu denken, ob diese Feinde Se. Majestät auch ihre Feinde wären, wodurch mancher entkommen und der Ruhm des Königs um ein nicht geringes geschmälert werden könnte.

Endlich schlug er mancherlei Mittel vor, dem Verderben Einhalt zu thun, worunter eins in einem weitläuftigen Plan bestand, nach welchem Aufseher anzustellen wären, die alles, was ein jeder Aegypter schriebe, mit eigenen Augen untersuchten, und was sie als weise Männer, in ihrer Weisheit für nachtheilig erkannten, sogleich zerreissen und vernichten sollten. Gegen diesen Plan hatte er selbst nur den einzigen Umstand der Unmöglichkeit der Ausführung einzuwenden. Sonst hielt er ihn für die einzige Bedingung, unter welcher dem Ägyptischen Volke das Schreiben frei auszuüben überlassen werden könne.

Ein

Ein besserer Vorschlag schien ihm auf alle Fälle der, daß man die Schreib-kunst, welche einmal gemein geworden seye, gemein bleiben ließ, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Dies würde sie in Verachtung bringen. Nur müßte sie nie zu heiligen und wichtigen Dingen gebraucht werden. Die Priester müßten eine ganz andre Schreib-kunst erfinden, welche auf Religions- und Staats-Sachen, die in diesem Lande überdies einerlei waren, angewandt werden sollte. Wer durch deren Bekanntmachung den Gott Harpokrates beleidige, solle denn sogleich des Todes sterben. Auf diese Art wäre die Schreib-kunst des Volks so gut, als keine Schreib-kunst, weil sie, was über wichtige Dinge geschrieben sey, doch nicht lesen könnten; die Aufseher, die schwerlich weise genug zu finden wären, könnten unterbleiben, und das Volk würde doch in gehöriger Dumheit erhalten. „Laß sie dann," sagte Isoryphon, „ihre Erbsen und Bohnen aufschreiben so viel sie wollen, und ihren Namen dazu; wir werden es nicht lesen, und sie werden es müde werden. Können sie doch nicht lesen, was wir schreiben."

Dieser Vorschlag ward allgemein beliebt, zumal da der weisse Ochse den schreibenden Aegypter geleckt hatte, wie der Ober-priester nicht vergaß, abermals anzuführen, und als einen Beweis dar-

darzustellen, daß Apis, was er gethan, zwar für übermenschlich erkenne, ihn aber auch nicht lange mehr unter den Menschen wissen wolle. Die Hieroglyphen wurden nun noch heiliger, die Priester noch verschwiegener, die Könige noch schläfriger, das Volk noch dümmer, die Pyramiden noch zahlreicher und die ägyptische Weisheit noch berühmter.

5.

Bemerkungen über Cagliostro's Freimaurerei, nach den Nachrichten, welche davon im T. M. d. J. mitgetheilt sind.

Der ungenannte Teologo romano, von dessen Einsichten und schriftstellerischen Fähigkeiten die mitgetheilten Nachrichten* von der Inquisition gegen Cagliostro vielleicht die einzigen charakteristischen Proben seyn mögen, welche neugierige Literatoren zum Maaßstabe ihres Urtheils über diesen seltnen Historiographen machen können, nennt Cagliostro's Freimaurerei Ruchlosigkeit. (S. 268.) Daß er selbst, dieser würdige Teologo romano, seine verdienstliche und fromme Rhapso-

die

die je in der Verdollmetschung zu Gesichte bekommen wird, in welcher wir sie im T. M. gelesen haben, läßt sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht erwarten. Wahrscheinlicher aber ist wol die Vermuthung, daß es dem gelehrten Römer, im Fall ihm durch eine besondere Fügung des Himmels eine so unerwartete Vermehrung seiner Kenntnisse zu Theil würde, doch an einem gewissen innern Sinne fehlen mögte, ohne welchen er nicht wohl im Stande seyn würde, die Großmuth zu erkennen, mit welcher der Herausgeber des T. M. in einer Note auf eben dieser Seite ihm die Erörterung der Frage schenkt — „wie wohl es ihm, dem Teologo und seines gleichen anstehe, sich über diese Dinge zu formalisiren?"

Indeß wird es wenigstens ein erlaubtes Spiel der Neugierde seyn, sich mit unschuldigen und gewiß nicht unnützen Versuchen der Auflösung einer andern Frage zu beschäftigen. Welche sind nämlich die „seines gleichen," die hier mit dem Teologo Romano in einem Prädicate stehen?

Schränkt man diese ganze Classe von wohlredenden Männern auf lauter Genossen jener allgemeinen Kirche ein, die seit den Zeiten der Reformation auch eine besondere Kirche geworden ist: so ist die Antwort leicht gegeben. Begreift man aber, ohne auf den zufälligen Unterschied zu achten, den ein Scheermesser unter den

Haaren der Menschen machen kann, alle diejenigen darunter, die in der Haupt-beschäftigung ihres Lebens einem Grundsatze zu folgen scheinen: so ist wol billiger Weise das Glaubens-bekänntniß nicht in Betracht zu ziehen, wenn man die Mitglieder dieser unsichtbaren Kirche zu würdigen versucht.

Es ist nun schon eine ziemliche Weile her, daß man in unserm Deutschland versucht hat, die mysteriösen Leute, welche ohngefähr eben so wie Cagliostro bemüht gewesen sind oder noch sind, Menschen hinter das Licht zu führen, die Lenksamkeit genug haben, um nicht ohne Beschwerde einem Lichte nachzuhinken, das seinen hellsten Glanz von einem wenig Hexen-Mehl erhält, als Werkzeug der allein seligmachenden Kirche, und namentlich einer besondern noch mehr allein seligmachenden Gesellschaft in dieser Kirche darzustellen. Die Versuche sind aus sehr natürlichen Gründen nur halb oder nur kaum zur Hälfte gelungen.

Ein mißlungener Versuch ist an sich kein tadelhafter Versuch; aber er wird der Auflösung der Aufgabe nachtheilig, wenn man vergißt zu untersuchen, warum er mißlingen mußte.

Alle Gründe, welche man für die Meinung von dem geheimen Einflusse der Jesuiten beibringen konnte, beruhen auf Deutung und Ausle-

gung

gung von sehr vieldeutigen Ceremonien und Ausdrücken. Es ist unmöglich, irgend einem listigen oder überlisteten Diener geheimer Obern zu beweisen, daß diese Ceremonie oder jenes unverständliche Geschwätz dies oder jenes bedeuten müsse. Eben so unmöglich ist es, ihm, dem Betrüger oder Betrogenen ad oculum zu demonstriren, was er selbst mit einem Jargon sagen wolle, dessen Zweck Unverständlichkeit zu seyn scheint. Der Mystagoge muß also durch einen solchen Kampf gegen ihn doppelte Vortheile gewinnen. Sein Gegner kann ihn nie überführen; und eine jede noch so einfältige Lüge, wodurch er in seinem stillen Zirkel den Gegner widerlegt, ist nicht allein ein Beweis für ihn, sondern auch ein neues Geheimniß für seine Anhänger, das diese als eine höchst schätzbare Vermehrung ihrer geheimen und ausschließenden Wissenschaft zur Stärkung ihres Glaubens in einem feinen, guten Herzen sorgfältig bewahren. Und es gedeihet gewiß!

Wer einen großen Costan mit Glück spielen will, muß neben der nöthigen Unverschämtheit nur etwas mehr Geduld haben, als Cagliostro, wie es scheint, hatte. Er muß weniger thätig seyn, und seinen Schülern ihre Exerzitien mehr selbst überlassen; so gewinnt er durch ihre Fehler den natürlichen Vortheil — sie corrigiren zu können.

 Die

Die Menschen sind überhaupt um so weniger im Stande, ein Spiel aufzugeben, je mehr sie dabei verlohren haben; und der Glaube gewinnt eben sowol, wie eine mechanische Fertigkeit, Stärke durch Uebung.

Betrachtet man eine geheime Gesellschaft in ihrer Vollendung, wie der ganze Cirkel von Geästen und Aeffenden so blindlings als brüderlich einer einzigen, traurigen Beschäftigung obliegt, wie die große Angelegenheit aller nur die Eine zu seyn scheint, nicht zu wissen, was sie thun, wie alle Pflichten der Mitglieder sich in blindem Gehorsam vereinigen: so kann es einem Manne von gesunden Augen, dem nur Erfahrungen dieser Art fehlen, vielleicht scheinen, als ob ein Cagliostro, oder irgend ein solcher Betrüger gerade der geschickteste Anführer eines solchen Cirkels seyn müßte. Aber es verhält sich anders. Cagliostro hat nun durch seine kurze Freimaurer-Geschichte bewiesen, daß ein so dürftiger, so geradezu Geld suchender Abentheurer zu keinem bekannten oder unbekannten hohen Obern taugt.

Es liegt in der Natur der Sache. Was man so geradezu für Geld mittheilt, wird zur Waare, und verliert alle Würde, die eine irregeleitete Phantasie sonst so gern damit verbände, dadurch, daß es sich gegen einen gewissen Preis ausgleichen läßt.

Der

Der Cirkel-Director, der mit geheimer Weisheit inspirirte Mann, muß, was die Gewinnsucht betrift, durchaus ein unbescholtener Mann seyn. In diesem Punct wenigstens muß er sich von dem gemeinen Haufen der Menschen auszeichnen. In diesem Punct durchaus! Er muß, wenn möglich, gar keine Bedürfnisse zu haben scheinen, oder muß sich doch als ein solcher Herr über die Befriedigung der Bedürfnisse, die er nun einmal hat, seinen Gläubigen zeigen, daß diese, ohne eben ganz sinnlos zu seyn, es für eine Herablassung und Vergünstigung ansehen können, wenn sie in ihrer Pflicht-beflissenheit zur Befriedung seiner Bedürfnisse etwas beitragen.

Ein großer Mann, worin nun auch seine scheinbare oder wahre Größe bestehe, wird allemal den andern gemeinen Menschen dadurch gleich, daß er — sich ernährt. Daher wird auch bei allen Menschen, je größer sie scheinen sollen, dieser Umstand dem gemeinen Haufen desto sorgfältiger aus den Augen gerückt. Ein König scheint sich gar nicht zu nähren, und wie wol ein verständiger Mann, der sich um das Wie und die Beschaffenheit der Dinge, die um ihn her vorgehen, bekümmert, wol weiß, was an der Sache ist: so würde doch selbst die Krone den größten Theil ihres Glanzes in den Augen des Pöbels verlieren,

wenn dieser einmal auf den Gedanken käme, daß der Mann, der sie trägt, sein Brodt verdienen müsse.

Was es auch sey, Wissenschaft, Kunst, Geschicklichkeit womit einer sein Brod verdient, das muß, in so fern es diesem Zweck entspricht, nur etwas gemeines seyn. Es muß sich auf die Grenzen der allgemeinen Bedürfnisse einschränken. Andre Menschen müssen es beurtheilen können, wenigstens in sofern sie es brauchen; und je mehr es gebraucht wird, je mehr also damit zu verdienen ist, desto grösser muß ganz natürlicher Weise die Zahl der Menschen seyn, welche, wenn sie Lust haben, es auch erlernen können.

Dieser Satz ist so allgemein war, daß ein jeder Taglöhner, wenn er sich seiner auch nicht eben in dieser Formel bewußt ist, darnach urtheilt. Daß Andre mehr verdienen, als er, schreibt er nach seiner Logik ganz richtig dem Umstande zu, daß sie mehr gelernt haben, als er, und wenn er gleich für seine Person daran verzweifelt, es seinem reichen Nachbarn, der ein großes Gewerbe hat, je gleich thun zu können: so findet er die Ursache darin, daß er in seiner Jugend nicht so viel gelernt hat, als jener, und hoft wenigstens für seine Kinder, die nun mehr lernen sollen, um mehr zu verdienen.

Un-

Unter dem Geschäfte und der Geschicklichkeit seines Priesters hingegen, stellt sich der gläubige Taglöhner weder etwas vor, das man lernen kann, noch womit man sich nährt. Je näher er diese heilige Thätigkeit von einer so gemeinen Seite betrachtet, desto schwächer wird sein Glaube werden. Die offenbaren Widersprüche, welche selbst die Gläubigen im Koran entdeckt haben, schaden seinem göttlichen Ansehen nicht; denn — selbst diese Widersprüche sind Eingebungen. Es sind keine menschliche Irrthümer; es sind Eingebungen des Teufels, und der Prophet ist um desto unschuldiger daran, weil er nicht einmal Verstand genug hatte, sie von den göttlichen Eingebungen zu unterscheiden. Er ward inspirirt, sagen die Muslemin, manchmal auch vom Teufel; dann schrieb er die Eingebungen des Teufels nieder; an andern Stellen aber gab ihm Gott das Gegentheil ein, und so entstanden die Widersprüche.

In dieser Erklärung ist Consequenz; denn wenn gleich der Allmacht Gottes dadurch Eintracht geschieht, und Mahomet dabei seinen Verstand verliert: so gewinnt der Koran das alles wieder, indem er seine Uebernatürlichkeit behauptet. Er würde ja das Werk eines Menschen seyn, wenn ein Mensch seinen Verstand darauf gewandt hätte. Und den Gesetzen eines

Men=

Menschen blindlings zu folgen, hören andre Menschen bald auf.

Eben so ist es mit den Zwecken. Das Uebernatürliche muß lieber gar keinen Zweck haben, als daß seine Diener sich eine menschliche Absicht merken lassen. Wäre es auch nur eine Nebenabsicht, oder eine Folge, oder ein unvermeidlicher Umstand. Der gemeine Mann wird bald aufhören, an die Vergebung der Sünden zu glauben, wenn er betrachtet hat, daß der Prediger vom Beichtgelde leben muß. Noch bis diese Stunde sind in der catholischen Kirche Betteley, Schmutz und Heiligkeit vereiniget, da hingegen der protestantische Christ seine Prediger, die sich reinlich halten und ihr Auskommen erwerben, für Menschen hält, die ihm sehr gleich sind. Das Predigt-Amt ist bei uns noch ein Amt, und wird geachtet wegen seiner Nützlichkeit; aber die Heiligkeit des Priesterthums mußte es verlieren, sobald man einen Zweck darin erkannte. Ein Zweck, der durch Menschen eingesehen werden kann, muß auch durch Menschen ausgeführt werden können, und zu menschlichen Mitteln haben alle Menschen Kräfte, welch ein Unterschied auch in den Graden Statt finden mag. Wenn das Uebernatürliche anfängt begreiflich zu werden: so sind die Menschen nahe dabei, einen Widerspruch zu entdecken.

Schwer-

Schwerlich würde es im Jahr 1790 in Rom eine geistliche Inquisition gegeben haben, vor welcher Cagliostro sich über seine geheime Wunderthätigkeit zu verantworten gehabt hätte, wenn diejenigen, die vor etwas mehr, als anderthalb tausend Jahren, aus geheimen Wunderthätern öffentliche Diener der Wunder und Beherrscher der Menschen zu werden verstanden — ihre Sache mit so weniger Geschicklichkeit betrieben hätten.

Sie folgten ganz andern Grundsätzen. Sie trachteten zuerst nach einer unumschränkten Herrschaft über die Gemüther und konnten ganz sicher darauf rechnen, daß ihnen alles übrige von selbst zufallen würde. Den Haufen zusammen zu halten, war ihre erste Absicht, der alle übrigen untergeordnet wurden. So geschah die Vergrößerung des Haufens fast von selbst, wie sie immer geschehen muß, und daß sie geschehen würde, darauf konnten sich die Anführer so sicher verlassen, als ein Sandhaufen, den die Fluth einmal zusammengeschwemmt hat, unfehlbar eine Insel wird, wenn man ihn nicht vorsetzlich durch künstliche Mittel verringert.

Was waren die Verheißungen, welche die Bischöfe und Presbytern und Diaconen und Exorcisten der zuströmenden Menge von Proseliten gaben und geben konnten? Welche Wissenschaften konn-

konnten sie mitzutheilen versprechen, sie, die selbst keine Wissenschaften hatten? — Lehrten sie eine neue, gründlichere Philosophie, oder erborgten und erbettelten sie nicht vielmehr von jedem noch bestehenden oder schon halb ausgezischten System, was ihnen nur immer zu diesem oder jenem kleinen Zwecke den geringsten Dienst leisten konnte, und wodurch sie sich auf die oder jene tadelhafte oder bedauernswürdige Art Freunde mit dem ungerechten Mammon machen konnten?

Welche neue Tugenden, liebenswürdige Fertigkeiten oder nützliche Geschicklichkeiten flößten sie dem ungebildeten Haufen ein? Mit welcher Freude, mit welchem frohen Genuß haben sie das mühselige Leben bereichert? — Haben sie die Last der Sorgen erleichtert und durch holde Künste die Pilgerschaft der Sterblichen verschönert?

Ach! sie haben der keines gethan!

Haben sie frischen Muth in der Brust des Daniedergebeugten, edle Kräfte in der Seele des Sinkenden belebt? Haben sie die Freiheit befördert? Haben ihre Bemühungen den unterdrückten Unterthan zum Menschen erhoben? Hat ihr Beispiel Großmuth und Heldentugend verbreitet?

Ach! sie haben der keines gethan! — Sie thaten das Gegentheil von alle dem. Sie lehrten die Menschen die scheußliche Lehre von einer Unterwürfigkeit unter unbekannte Gewalt und von

ei-

einem Gehorsam gegen unbeurtheilte Befehle. Sie machten die Menschen zu Schafen, damit sie Hirten seyn könnten. Die höchste Tugend ihrer Unterthanen war Geduld, ihr erhabenstes Verdienst Leiden und ihre größte Kraft Glauben.

Das waren die Tugenden, die Verdienste und die Kräfte, welche ganz Europa umgekehrt haben! Dadurch ist die Liebe zum Vaterlande, zum Ruhm und zum Reichthum besiegt worden. Damit ward Wollust und Ehrgeitz bekämpft. Die Liebe zum Leben selbst griff man mit diesen Waffen an, und lehrte die Menschen sterben um nach dem Tode zu leben, eben wie sie den Tod scheuen lernten aus Furcht vor dem Leben, das darauf folgen sollte. Man lehrte sie vor allen Dingen die Welt so ansehen, wie sie nicht ist, damit sie ihnen zum Abscheu werden mögte, und nach einer andern trachten, von der sie unmöglich etwas wissen konnten, damit sie Hofnung hätten. Wer das Leben liebte, den schreckte man mit Teufeln und Hölle, damit er es aufopfern mögte, und wem es zur Last war, dem dienten eben diese Teufel zu Zuchtmeistern und Wächtern, ihn in seinem Kerker zu erhalten.

Es war eine Sitte der Alten, die Sieger in Schlachten oder die in kriegerischen Spielen den Preis davon trugen, mit Kränzen zu schmücken, die

die als ein anerkanntes Zeichen ihrer Verdienste oder ihrer Geschicklichkeit ihnen Ruhm und Beifall bei ihren Mitbürgern erwarben. Die Prediger der neuen Lehre und die Bischöfe und Aeltesten vertheilten solche Kränze in freigebigen Versprechungen an diejenigen, welche sich in irgend einem gottseligen Aufruhr todschlagen ließen, und weil man diesen Kränzen hienieden wenig Achtung erwies, nannten sie sie Kronen des ewigen Lebens.

Aber diese Kronen des ewigen Lebens würden sich nicht lange in ihrem erforderlichen Werthe erhalten haben, wenn die übermenschlichen Menschen, welche sie ihren harrenden Brüdern verhießen, sich ihre Versprechungen gradezu mit Gelde hätten bezahlen lassen. Ohne einen wirksamen und weisen Gebrauch der emphatischen Worte „daß du verdammt würdest mit deinem Gelde!“ mögten die Kronen des ewigen Lebens sammt allen Gnadengaben und Indülgenzen im ersten, zweiten und dritten Jahrhunderte in eben so großer Gefahr eines ermangelnden Beifalls gewesen seyn, als die Abläße und die coronae Christi und coronae Mariae virginis zu Zeiten Julius des Zweiten und Leo des Zehnten.

Das Verdienst mußte groß seyn, das mit einem solchen Kranze gekrönt werden sollte, der jenseits des Grabes blühete, so groß, daß es auch

auch noch in diesem Leben alle diejenigen wenigstens anerkannten, die Theil daran nahmen, und die jene Kränze im Todten-Reiche schon in dieser Welt gewissermaßen flochten, weil sie darnach trachteten und damit belohnten oder sich belohnen ließen.

Welch ein Verdienst aber konnte dies seyn? — Kein andres, als das leichteste und das wichtigste von allen, das Festhalten an der Gesellschaft. Nur dadurch, daß es Schande und Verbrechen ist, die Fahne zu verlassen, bleibt das ganze Regiment zusammen. Sobald hingegen ein Jeder seiner eigenen kalten Ueberlegung folgt, und seinen eigenen bequemen Weg geht, existirt keine Armee mehr. Die Genossen der geheimen Gesellschaft der Christianer, die Eingeweihten in die christlichen Mysterien, waren Streiter Christi, und machten durch ihr Zusammenhalten eine Armee aus, wenn gleich ihre ganze Thätigkeit im Unterlassen und ihr Heldenmuth im Leiden bestand. Es war doch ein gewisses Widersetzen in diesem Unterlassen und in diesem Leiden; ein Widersetzen, das ein jeder Einzelner sich sehr natürlich zum Verdienst anrechnen konnte, weil es alle seine Genossen, alle Mitglieder der Gesellschaft, die dadurch erhalten ward, dafür erkannten.

In der Meinung der Mitglieder unserer Verbindungen von uns besteht unsre Ehre; und diese Mei-

Meinung ist so verschieden, wie die Verbindungen sind, in denen sie gehegt wird und gilt. Eine Zigeuner-Rotte hat andre Meinungen von ihrer Verbindung, als die Nicht-Zigeuner um sie her, also auch andre Meinungen über das Verdienst ihrer Mitglieder; daher hat ein Zigeuner unter seiner Gesellschaft eine ganz andre Ehre, als unter der Nation, in deren Wäldern er sich herumtreibt. Ein Jude wird von den Christen verachtet; aber in den ausschließenden Versammlungen des auserwählten Volkes hat er seine eigne, besondere Ehre. Und um diese Ehre wieder zu erhalten, wenn er sich ihrer durch Uebertretungen des Gesetzes verlustig gemacht hat, läßt er sich peitschen, bespeien und mit Füßen treten. Warum wird er nicht lieber ein Christ? Warum verläßt er nicht diese zwängende Gesellschaft? Warum geht er hin in diese abscheuliche Schule, wo eine zerfleischende Geißel, unflätiger Geifer und aufgehobene Füße auf ihn warten?

Weil diese Menschen, die ihn peitschen, anspeien und mit Füßen treten wollen, ihm doch die nächsten sind. Die haben schon so oft gebilligt oder gemißbilligt, was er that; und wenn er auch in dem Falle, wo er darunter leidet, nicht ihrer Meinung seyn kann: so ist es doch schon Gewohnheit bei ihm, sich um ihrer, seiner Nächsten, Meinung eher zu bekümmern, als

um

um das, was die Entfernten, die, welche draußen sind, dazu sagen. Viele Menschen können ihre alltäglichen Begriffe nach und nach zum Allgemeinen erheben; aber es gibt sehr wenige, die die allgemeine Wahrheit zum Maaßstabe für die gemeinen, täglichen Bedürfnisse ihres Cirkels gebrauchen können. Hier gilt immer was die meisten Stimmen der Nächsten sagen.

Bei den Römern war es nicht weniger schimpflich, gestäupt zu werden, als bei uns; aber wenn ein Christianer den Staupenschlag bekam: so durfte er nur zu seinen Glaubensgenossen heimkehren, um unter Leute zu kommen, bei denen, was er gelitten hatte, für eine hohe Ehre galt. Daß sich eine solche Gesellschaft, bei allem, was sie Unnatürliches, Einzwängendes, Unterdrückendes und den Sinn eines freien Menschen Empörendes hatte, so bald und so weit ausbreitete, ist für Jeden, der mit offenen Augen erträglich sehen kann, nichts weniger, als ein Wunder.

Der römische Staat war schon alt geworden. Alle Mitglieder fühlten seine Lasten, und wenige genossen die Vortheile, grade wie an einem veralterten Körper nur noch wenig Glieder gelenk und kräftig sind. — Auch wahre Verdienste gelten in alten Staaten wenig; denn der Generation, welche dann lebt, wird die bloße Erhaltung ihrer Existenz, die so viel erkünstelte Bedürfnisse,

welche die Gewohnheit zu natürlichen gemacht hat, in sich begreift, schon zu mühsam, als daß einer von der Zeit, die zum sinnlichen Genuß und zur sinnlichen Erholung nöthig ist, etwas übrig behielte, um dem edlern Selbst des Menschen, das sich an der Schönheit weidet, mit der Wahrheit nährt, und am Guten ergötzet, diejenige freie Beschäftigung und den reinen Genuß zu gewähren, der ihm allein angemessen ist. Die Ehre wird dann feil, und wer keinen Mangel hat, darf auch keine Schande befürchten. Weil ein solcher Staat, der im Grunde zerfällt, keinem der Mitglieder der geringsten Mühe, die seine Erhaltung erfoderte, werth ist: so gibt es kein Verdienst um den Staat. Wer Abgaben bezahlt, weiß nicht wozu, und denkt nur darauf, wie er sie sich ersparen könne; wer sie erhebt, hat auch kein ander Interesse dabei, als was ihm dasjenige Quantum einflößt, das er mit Recht oder Unrecht in seinen Privat-Beutel einsäckeln kann. Wer in den Krieg geht, thut es nur, weil er muß; wer ihn hinschickt, nur weil er will, und Bezahlen oder Bezahltwerden ist im Grunde das einzige Verhältniß, das unter allen gilt.

In einem solchen Staate, zu einer solchen Zeit, muß eine jede neue Leidenschaft oder neue Thorheit schon durch ihre bloße Neuheit ein Gewicht erhalten, das über kurz oder lang ganz

noth-

nothwendiger Weise den Ausschlag auf ihre Seite zieht. Eine kleinere Gesellschaft in der großen, die sich geheim hält, und also ihren Mitgliedern durch die bloße Theilnahme an der Gesellschaft schon einen gewissen ausschließenden Werth gibt, der wenigstens unter ihnen gilt, eine Gesellschaft, in welcher Leute bedeutend werden können, die im Staate nichts gelten, eine Gesellschaft endlich, in der die Beschäftigungen sonderbar und die Ceremonien seltsam sind, wo die Phantasie anders beschäftigt zu werden scheint, weil sie andre Gegenstände findet, und wo auch das kleine, unbedeutende Talent schimmern kann, weil es sich hier anders ausnimmt — eine solche Gesellschaft muß sich in einem solchen Staate zu solcher Zeit ganz natürlicher Weise schnell vergrößern und weit verbreiten.

Nur müssen die Stifter, oder die Regenten derselben nie den ersten Grundsatz, wodurch sich eine Gesellschaft vergrößert, aus den Augen lassen. Dieser muß allen andern vorgehen. Wie auch die Gesellschaft selbst beschaffen sey, es muß ein Eifer sie auszubreiten in den Gemüthern der Mitglieder immer rege erhalten werden. Die Vergrößerung der Gesellschaft muß das einzige Verdienst ihrer Genossen seyn. Ein höheres müssen sie nicht kennen; und nur dieses Verdienst muß Ehre bringen in diesen Cirkeln. Dies wird

durch einige emphatische Lobreden und zu rechter Zeit angebrachte Ceremonien sehr leicht. Ein Haufe ist leicht zum Schwärmen zu bringen, wenn ein erhitzter Declamator durch seine wilde Beredsamkeit nur Leidenschaften erregt, die auf keine andre Gegenstände gerichtet sind, als welche ihnen die Gesellschaft darbietet. Er wird Beifall bei seinen Zuhörern finden, indem er sie an seinem Seile lenkt. Und Leute, die prüfen und untersuchen, Leute, die den wahren Werth einer Gesellschaft beurtheilen können, hat er nicht zu scheuen; diese werden sich unter seine Zuhörer nicht mischen. So wird es ihm bei einiger Fertigkeit im Gebrauch rhetorischer Figuren und bei ganz geringem Talent ein leichtes seyn, der Menge darzuthun, was sie begierig ist zu hören, daß sie gut, daß sie vortreflich, daß sie die beste sey. Denn was er von der Gesellschaft rühmt, das lobt er ja an allen ihren Gliedern und von diesen Gliedern ist ja Jeder, der es anhört, eins. Hier hat selbst der Bescheidene, wenn sich etwa die Bescheidenheit in solche Winkel verkriecht, Gelegenheit, sein eigenes Lob ohne Erröthen anzuhören; denn es ist in dem Vehikulum des allgemeinen Ruhms der Verbindung versteckt. Auch müßte die geheime Gesellschaft unbegreiflich schlecht seyn, an der nicht mit irgend einem Schein der Wahrheit irgend etwas zu loben wäre. Bestün-

de

auch die dürftige Schmeichelei nur in einem Tadel dessen, was in der großen Gesellschaft hin und wieder geschieht. Der Redner darf nicht besorgen, daß die unzeitig gewissenhaften Zuhörer in ihren Busen greifen und von dem Tadel der Fehler Anderer eine unerwartete Anwendung auf sich selbst machen werden. Welche schändliche Sitten werfen nicht-christliche Schriftsteller den Christianern der ersten Jahrhunderte vor! Wie elend vertheidigen sich die Christianer gegen Greuel, in deren bloßen Verdacht zu gerathen eine gesittete Gesellschaft nicht einmal Gelegenheit geben muß! Dennoch hieß es in ihren Logen: Draußen sind die Hurer, Ehebrecher! u. s. w. — Wer wird aufgetreten seyn, und gesagt haben: Sie sind auch hier?

Kurz, die Obern müssen kein Mittel verschmähen, das den Eifer für die Gesellschaft in den Mitgliedern erhöhen, beleben, und bis zu einer Schwärmerei hinauftreiben kann, die die Stelle des Patriotismus zu ersetzen vermag. Und sie müssen in der Wahl dieser Mittel nicht ekel seyn; aber vorsichtig! Vor aller Belehrung, selbst vor aller eigentlichen Mittheilung der Geheimnisse, wenn diese gleich unsinnig oder unbedeutend sind, kurz vor allem, was den Vorstellungen der Gläubigen auch nur den geringsten Grad der Bestimmtheit zu geben

 ver-

vermögte, müssen sie sich hüten, wie vor ihrem Verderben. Wenn die Gläubigen auch merken, daß sie nichts wissen, oder daß sie dumm sind, das thut der Sache nichts, und das hat Gläubigen noch nie geschadet. Nur das ist schlimm, wenn sie merken, daß sie etwas wissen. Das Wissen blähet auf! Dann fangen sie zuletzt an, sich mit der Gesellschaft zu messen, ihr Wissen mit dem Wissen der Gesellschaft zu vergleichen. Das Bewußtseyn ihres Wissens kann sie auf den gefährlichen Punkt bringen, ihren kleinen gesammleten Schatz gegen das zu halten, was die Gesellschaft überhaupt zu wissen darbietet. Und auch die vor dieser Gefahr sicher sind, haben doch von der Belehrung offenbar den Nachtheil, daß ihre Gedanken eine andre Richtung, und ihre Beschäftigungen einen andern Gegenstand bekommen. Anstatt auf den Nutzen der Gesellschaft zu denken, beschäftigen sie sich nun zuerst mit ihrer eigenen Vervollkommnung. Wenn sie diese Beschäftigung auch auf eine verkehrte Weise treiben, oder den unrechten Weg einschlagen, oder alles, was sie wünschen, von der Loge erwarten: so ist das doch dem Zweck der Gesellschaft zuwider, und die Obern müssen es ihre angelegenste Sorge seyn lassen, dem entgegen zu arbeiten. Denn, wenn auch nicht die Erfahrung gelehrt hätte, daß alle geheimen Gesellschaften von solchen wißbegie-

gierigen Leuten, die anstatt Mitglieder, nur Schüler abgeben, nie Vortheil gehabt haben: so ließe sich dies ohne alle Erfahrung einsehen. Die Tauglichkeit oder Nützlichkeit der Glieder einer geheimen Gesellschaft bestehet eigentlich darin, daß sie der Gesellschaft Vortheil bringen, indem sie sie vergrößern und ausbreiten, und überall den Willen der Obern thun; nicht darin, daß die Gesellschaft ihnen Vortheile gewähre, welches durch die Befriedigung ihrer Wißbegierde und die Erweiterung ihrer Erkenntniß, sey sie auch noch so unbedeutend, doch geschehen würde. Die Vortheile der einzelnen Glieder müssen nur aus den Vortheilen der Gesellschaft entspringen, und mit diesen einerlei seyn. Dann kann sie sich erhalten, erweitern und vergrößern. Daher ist es in der gemeinen Freimaurerei ein kluger Gebrauch, diejenigen, welche sich zur Aufnahme melden, vorher zu befragen, ob sie auch aus Neugierde kommen. Nur ist Neugierde nicht das rechte Wort. Dieser Ausdruck scheint schon etwas Verwerfliches und nicht Geduldetes zum Voraus anzudeuten, wodurch die Aspiranten sogleich gewarnt werden, diese Frage nicht zu bejahen. Es sollte Wißbegierde heißen: denn die Neugierde ist den geheimen Gesellschaften bei weitem nicht so gefährlich, als die Wißbegierde. Bei der Neugierde kann einer alle die Eigenschaften haben, die

ihn zu einem sehr tauglichen Mitgliede einer geheimen Gesellschaft machen, alle die Leichtgläubigkeit, Lenksamkeit, Entzündbarkeit und Eitelkeit, welche unter der Behandlung geschickter Obern sehr wirksame Triebfedern werden können. Bei der Wißbegierde ist das selten. Die Wißbegierde setzt schon eine gewisse Originalität und Sonderbarkeit voraus, und kann nicht ohne eine eigene und freiwillige Beschäftigung mit Denken, Forschen und Prüfen bestehen. Die wißbegierigen Leute grübeln gern, und was sie zum Lernen treibt, ist meistens ihre eigene Beurtheilung ihrer eigenen Gedanken, an denen sie dies oder jenes Mangelhafte entdecken. Wenn diese Leute auch viel Eitelkeit haben: so ist diese Eitelkeit im Allgemeinen nicht durch Andere allein zu befriedigen; sie müssen gewöhnlich auch hiebei sich selbst helfen, und wahlen selbst mit ihrem eigenen Urtheil die Leute aus, deren Urtheil ihnen wichtig ist. Weil die Freimaurer gegen Leute dieser Art nicht genug auf ihrer Huth gewesen sind, und überhaupt ihren Zweck nicht enge, sorgfältig und künstlich genug auf die bloße Vergrößerung und Verbreitung der Gesellschaft eingeschränkt haben, ist auch ihre ganze Verbindung bei aller Ausdehnung so wenig mächtig geworden. Eben daher hat sie vielmehr, wie ein Zwirnfaden, durch die Ausdehnung die Stärke verlohren. Denn sie hat

hat den Gelegenheiten, den Faden nach eigener Willkühr zu zerren, zu dehnen und zu spannen, nicht genug vorgebeugt. Eine geheime Gesellschaft muß sich nicht ausdehnen; dabei verliert sie unfehlbar: sie muß sich durch Anknüpfen vergrößern.

Diesen Grundsatz haben die Obern der alten Christianer viel getreuer, viel zweckmäßiger und viel klüger befolgt, und ihr Verfahren in diesem Punct sollte allen geheimen Gesellschaften zum Muster dienen.

Sie erklärten die Liebe für die erste und höchste Tugend; aber die Liebe der Christianer zu Christianern. Wenn einer diese Liebe, diese enthusiastische, leidenschaftliche Anhänglichkeit an der Gesellschaft, die Liebe zu Christo hatte: so war er auf dem graden Wege zur Vollkommenheit, er konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß diese eine Grundeigenschaft, diese leidenschaftliche Schwärmerei für die Existenz, Vergrößerung und Erhöhung der Gesellschaft, die dem Ganzen alle die Dienste leistete, welche irgend ein heidnischer Staat je dem Patriotismus verdankt hatte, ihm den höchsten Ruhm in der Gesellschaft, wie das höchste Verdienst um dieselbe erwerben würde. Er konnte mit Zuverläßigkeit hoffen, daß diese Liebe zu Christo und zu seinen Brüdern, die alle Glieder desselbigen Leibes

des waren, alle sonstigen Mängel ersetzen, alle Schwachheiten verbergen und alle Fehler zudecken würde.

Hingegen wenn einer auch große Talente und Geschicklichkeiten, selbst solche Talente besaß, die in einer noch werdenden, wachsenden, geheimen Gesellschaft die wichtigsten sind, wenn er beredt war, wie der Sohn der Maja, oder, nach ihrer Sprache, mit Engelzungen redete, wenn er weissagen konnte, oder wie man den Ausdruck jezt erklärt, im Stande war, einen zusammenhängenden öffentlichen Vortrag zu thun, und er hatte die Liebe nicht, oder es fehlte ihm an dieser hinreissenden Schwärmerei für die Gesellschaft: so war für ihn mit allen seinen Talenten und Geschicklichkeiten bei den Christianern keine Ehre, kein Beifall und kein Verdienst zu erwerben. Man brauchte ihn zum Redenhalten und Weissagen und Wunderthun, wenn man ihn nöthig hatte; aber wie man eine Schelle zum Klingeln braucht, der es niemand als ein Verdienst anrechnet, daß sie einen Klang von sich gibt. Weit wichtiger als ein Gelehrter, Dichter oder Redner, war für die Ausbreitung der Gesellschaft ein gemeiner Mensch ohne alle Vorzüge des Kopfs oder des Herzens, der jenen tollen Enthusiasmus besaß, wodurch einer hingerissen wird, sich ohne Untersuchung, Nachdenken, oder Ueberlegung für ei-

eine Sache, der er nun einmal anhängt, aufzuopfern. Diese Wärme des Kopfs, die den Verstand selbst zu einem nützlichen Dampf macht, um die Maschiene zu treiben, und dieser Ungestüm des Herzens, der gegen alles unbändig ist, außer gegen den Befehl der Obern, ist überhaupt das, was einer geheimen Gesellschaft die eigentlichen ersprießlichen Dienste leistet; da hingegen alles, was lau ist, nicht bald genug ausgespieen werden kann.

Aber die alten Christianer hatten einen ganz vorzüglichen Kunstgrif, diese blindlings zufahrenden Menschen, die den eigentlichen Stoff zu Märtyrern in sich enthalten, auf eine gedoppelte Weise für die Gesellschaft nützlich zu machen, worin meines Wissens die Obern der geheimen Cirkel in neuern Zeiten weit hinter ihnen zurück geblieben sind.

Das größte Verbrechen war bei ihnen, wenn jemand an irgend anderen, als ihren, heiligen Ceremonien Theil nahm, oder Briefe, die von einem Vorsteher an den andern oder von einer Versammlung an die andre geschrieben waren, oder sonstige Schriften Nicht-Christianern mittheilte. Beides war Verrath, und dem Vortheil der Gesellschaft wesentlich zuwider. Wer sich dessen schuldig machte, ward aus der Gemeine ausgeschlossen. Es waren aber von Zeit zu

Zeit

Zeit viele solcher Schuldigen, die sie in ihrer Sprache Gefallene nannten, und die Christianer würden ein immer kleineres Häuflein geworden seyn, wenn sie sich auf lauter solche Leute hätten einschränken wollen, die die seltnen Eigenschaften der Märtyrer besaßen. Das thaten sie keinesweges; vielmehr waren sie klug genug, ein Mittel auszufinden, wodurch jene seltnen Glieder doppelt nützlich wurden. Wer einmal seines Christianismus wegen vor Gericht gefodert, in eine Geldstrafe verdammt, des Landes verwiesen, oder gar gestäupt worden war, gewann, außer dem Ruhm, der ein solches Verdienst um die Gesellschaft natürlicher Weise begleitete, den wichtigen Einfluß, daß er jenen Ausgeschlossenen durch seine Empfehlung die Aufnahme in die Gesellschaft wieder verschaffen konnte.

Nichts konnte zweckmäßiger seyn, als diese Einrichtung, durch welche die Ehre und das Ansehen der Bekenner und der Märtyrer zugleich ein Mittel zur Vergrößerung der Gesellschaft ward. Sie war so wirksam, als einfach. Verrath blieb dabei Verrath, und die Wiederannahme der Gefallenen blieb eine Gnade und Wohlthat, aber eine Wohlthat, die ihnen nur von dem Uebermaße des Verdienstes der Bekenner gleichsam, wie ein Allmosen zufloß. Die Gesellschaft wucherte gewissermaßen mit dem Verdien-

dienste ihrer Glieder, indem sie sich die Ehre selbst, womit sie es belohnte, einträglich zu machen wußte; das Vorurtheil kam dem Vorurtheil zu Hülfe, und die Schwäche hatte nicht allein Vortheil von der Stärke, sondern die Stärke ward selbst durch die Schwäche unterstützt.

Denn nichts ist natürlicher, als daß der Zuwachs des Ansehens und Einflußes, den die Bekenner durch die Kleingläubigkeit der Gefallenen, denen ihre Empfehlung zu Gute kam, erhalten mußten, auch wiederum ihre Zahl vermehrte und mehreren Muth machte. Nichts ist natürlicher, als daß, wenn in einer trübseligen Periode der Versuchung, wo es hundert Christianern aus hundert Umständen gerathen schien, diese Parthei zu verlassen und mitzumachen, was Andre thaten, deren Thun und Lassen, Beifall oder Mißfallen ihnen wichtig war — nichts ist natürlicher, als daß, wenn zu solchen Zeiten, die man die Zeiten der Verfolgung nennt, die Zahl der Gefallenen sehr groß geworden war, die Empfehlung der Bekenner, nachher, wann die Wiedervereinigung mit der Gesellschaft wiederum wünschenswürdig ward, um so eifriger, angelegentlicher und unterwürfiger gesucht werden mußte.

Auch

Auch ist es in hohem Grade wahrscheinlich daß die Bekennerschaft in besonders blühenden Zeiten der Kirche — wie z. E. damals, als ein praefectus Romae, der kein Mann von unbedeutenden Einkünften seyn konnte, dem Bischof, Damasus, (im vierten Jahrhunderte) versicherte, „er wäre bereit, den Augenblick ein Christianer zu werden, wenn man ihn zum Bischof von Rom machen wollte“ — für jene glorreichen Männer mittelst der besagten Empfehlungen der Gefallenen ein Weg zu allerlei Segen an leiblichen Gütern durch Christum geworden seyn mag. Warum sollten aber sie allein ihr Pfund im Schweißtuche sündlicher Weise vergraben, und nicht vielmehr, der Vorschrift des Evangelii gemäß, damit wuchern? Es war ja ihr einziges Pfund, dieses ihr Leiden! Ihnen war ja keine höhere Gabe (χαρις) verliehen, als die Gabe, um des Evangelii willen gefangen gesetzt, beschimpft, gestäupet und des Landes verwiesen zu werden! Und diese ihre Schmach vor der Welt war ja so hohe Ehre in ihrer Versammlung, (εκκλησια) war ja der ganzen Gesellschaft so nützlich und den Gefallenen so unentbehrlich! Wenn jene sich vorher Freunde gemacht hatten mit dem ungerechten Mammon, um aufgenommen zu werden in ewige Hütten, warum sollten denn sie nun auch gar keinen Seitenblick auf diese Freundschaft und auf die-

diesen Mammon werfen, sie, die ihnen den wichtigsten Dienst unter allen leisteten, die ihnen halfen, wie es in der Kunst-sprache hieß, „den Frieden zu erlangen?" Zumal da die Christioner nie eigentliche festgesetzte Receptions-Gebühren erlegten!

Doch, daß ich mich nicht zu weit verliere! — Ich wollte nur zeigen, wie durch dieses einfache Mittel, die Schwärmerei eines Theils der Mitglieder gewissermaßen auf die andern, denen es daran fehlte, hinüberzutragen, alle Leidenschaften, die bei den Menschen die mächtigsten sind, zum Behuf der Gesellschaft benutzt werden konnten. Und an einem solchen Mittel fehlt es den jetzigen geheimen Gesellschaften durchaus. Zwar ist das Mittel da, sie dürften nur dies alte gebrauchen; aber die Einrichtung fehlt, wodurch es wirksam werden müßte. Und doch ist diese Einrichtung einer geheimen Gesellschaft, welche sich ansehnlich verbreiten will, so nothwendig, als die Beichte.

Ueberhaupt sollten alle große Kosten vor allen Dingen die Kirchen-geschichte etwas tiefer studiren. Da ist die eigentliche Schule für sie. Ein großer Koste, der nur etwas Kopf hat, oder nur ein wenig mehr, als schlau ist, würde da viel wichtigere Dinge zu lernen finden, als die kleinen, armseligen Ketzereien, und Gebeter und

und Märchen, womit sich diese Leute gewöhnlich ein so vorübergehendes Ansehn zu geben suchen, und die sie aus wahrer Noth verbergen müssen, um nicht von dem ersten besten Gelehrten, er sey nun orthodox oder ein Ketzer, beschämt zu werden.

Oder sollten nicht vielmehr vernünftige Leute zum Besten des menschlichen Geschlechts die Kirchen-geschichte studiren? — Nicht um nachzumachen, was sie da, leider! vorgemacht finden, sondern um das ganze häßliche System der Hierarchie mit treuen Zügen den Unkundigen vor Augen zu stellen, und betrügerischen Schwärmern einen abschreckenden Spiegel vorzuhalten, damit der Verführung weniger werden müsse?

Das ist keine Frage. Aber wenn davon gesprochen wird, wie viel wir jetzt schon zu besorgen haben: so dürfte das sehr wenig seyn, so lange die großen Kosten keine andre Leute sind, als Cagliostro, Schröpfer, u. s. w.

Allgemein kann die Sklaverei und die Herrschaft der Finsterniß nun nicht wieder werden, so lange die Buchdrucker-pressen noch gehen. Es werden immer nur einzelne arme Leute seyn, die unter den schlechten Streichen solcher Menschen leiden. Ganze Länder sind sicher davor.

Denn

Denn wir stehen doch schon auf der Stufe der Cultur, daß es den geheimen Obern zur Nothwendigkeit geworden ist, sich zu verbergen. Diese Nothwendigkeit erstreckt sich auch auf ihre Zirkel und bringt ihnen einen unersetzlichen Nachtheil, da die kleinen Vortheile, die sie dann und wann aus ihrer erzwungenen Verstecktheit auch gewinnen mögen, doch sehr vorübergehend und sehr ungewiß sind.

Es wird ihnen unter diesen Umständen zu schwer, aus ihren Gläubigen Bekenner zu machen. Und so lange sie das nicht können, fehlt es ganz an Mitteln, die Gefallenen zu ersetzen.

Zwar hat die Phantasie der Menschen jetzt noch so gut, wie ehedem, die mißliche Fähigkeit, den Geschöpfen ihrer eigenen Macht, ein äußeres Daseyn zu leihen, und sich, je nachdem die Gestalten sind, die sie selbst gebildet hat, daran zu freuen, oder darüber zu quälen. Aber durch den leichten freundschaftlichen Tausch der Gedanken und die allgemeine wechselseitige Mittheilung der Begriffe ist es dahin gekommen, daß auch diese Lieblings-kinder der Einbildungskraft, so gut, wie die furchtbaren Wesen, die als Ungeheuer oder Mißgeburten ihrem Schooße widernatürlich entrissen werden, ohne Unbescheidenheit von mehreren Seiten betrachtet werden können. Man

unterhält sich über seine Götter und seine Teufel mit mehr Mäßigung und Kälte.

So wenig die Grazien die allgemein verehrten Göttinnen des Jahrhunderts sind, so hat sich doch ihr sanfter Einfluß zu weit verbreitet, als daß Furien oder Teufel und Besessene irgendwo einen weiten Tummelplatz für die wilden und ausschweifenden Leidenschaften, die einst in so vielen Mysterien wütheten, zu finden vermögten. Unsre Priester müssen sich schämen zu rasen; Propheten und Exorcisten werden verlachet oder bemitleidet, und die Andacht wird immer mehr gewöhnt, sich nicht anders, als in Begleitung der Anständigkeit zu zeigen. Dies sichert uns hinlänglich vor der Gewalt jener superstitionis pravae et immodicae, *) die nur ein Volk beherrschen kann, dessen größter Theil aus ganz rohen Menschen besteht.

Wie viel Fähigkeit zum Aberglauben ein Volk auch haben mag, diese Fähigkeit zum Aberglauben ist nicht mehr, als der allgemeine Antheil an Schwachheit der menschlichen Natur. Dabei ist keine Gefahr, als die ein feindseliges Schicksal durch überwiegende nachtheilige Umstände herbeiführt. Selbst der Aberglaube der Einzel-

*) Ein bekannter Ausdruck in einem bekannten Briefe, den man dem jüngern Plinius zuschreibt.

zelnen ist sehr unschädlich, so lange er vor der größern Zahl schimpflich ist und sich wenigstens nicht ohne Feigenblätter zeigen darf. Nur wo gute Sitten nicht mehr sind, oder noch nie geherrscht haben, wird er es wagen, sich zu entblößen. Der Teufel kann nur dann Menschen beherrschen, wenn es keine Schande ist, teuflisch zu handeln, und Besessene gibt es nur da, wo Ungeheuer Beifall finden.

Freilich ist dies der Fall in der catholischen Kirche, aber auch nur da, wo noch eine catholische Kirche existirt. Wo sie nur geduldet wird, und vom Mitleiden abhängt, haben alle die elenden Kunstgriffe, die entmenschte Menschen mit Scorpionen züchtigen können, gar zu schlimmes Spiel. Sie müssen sich verbergen; denn sobald nur einer lacht, lachen mehr; und die Wunder und Helden-thaten, die man einmal lächerlich gefunden hat, bleiben ewig unbrauchbar.

Eine Mehrheit der Stimmen muß da seyn; dann kommt es freilich nicht darauf an, wie unvernünftig die Köpfe sind; es bedarf nur der schreienden Kehlen. Aber ohne diese helfen auch alle Wunder nicht. Der Prophet, dem nichts beisteht, als seine eigene Stimme, wird nicht weit, und auch in der Nähe nur kalt-

sinnig gehört. Das Wunder, das für sich selbst sprechen soll, bleibt unbekannt.

Es muß eine gewisse allgemeine Disposition zur Heftigkeit, Bedachtlosigkeit und Unvernunft im Volke seyn, die nur einer Richtung bedarf, und die nicht bald vorübergehet, wie verschieden und mannigfaltig auch die Richtung seyn mag, die ihr gegeben wird, wenn solche Gesellschaften, als die sind, welche von großen Kosten ausgeführt werden, die Oberhand behalten, oder nur festen Fuß fassen sollen. Mit den kleinen winzigen Mirakeln, die bei verschlossenen Thüren geschehen, wird wenig ausgerichtet, und wir können ganz ruhig schlafen, wenn auch alle Abend in irgend einem Logenhause kleine Jungen heilige Engel spielen. So lange keine große Pfingstwunder geschehen, welche Parther und Meder und Elamiter zu Zuschauern haben, und die da wohnen in Mesopotamia und in Judäa, Cappadocien, Ponto und Asia, Phrygia, Pamphilia, Egypten und an den Enden der Lybien, so lange nicht das Staunen und Starren des ganzen großen Haufens von vermischtem Volk öffentlich erregt wird, und die Köpfe der Menge nicht unter einer gewissen dreisten Autorität von einem Schwindel verdrehet werden, dessen sich bei der allgemeinen Infection Niemand vor dem Andern zu schämen hat, so lange sind wir noch völlig

sicher

sicher und können uns der erfreulichen Aussicht getrösten, daß die Vernunft, bei dem glücklichen Vorsprunge, den sie der Wildheit einmal abgewonnen hat, sich nicht durch eine elende Zauberlaterne von ihrer Bahn verscheuchen lassen wird.

Freilich, wenn es einmal wieder dahin käme, daß dergleichen Wunder = thaten sich ungescheut am hellen Tage sehen lassen dürften, wenn Furcht und Angst und jede Leidenschaft, die den Menschen erniedriget, die Menge zu so scheußlichen Schauspielen genug vorbereitet hätte, daß sie Geschmack daran gewönnen und begierig darauf wären, dann — freilich dann wäre es wiederum zu spät; die Vernunft wäre schon in eine mehr als kindische Ohnmacht versunken, und könnte sich selbst nicht helfen. Dann wären Jahrhunderte der Dummheit, der Unterdrückung und Tyrannei mit Gewißheit zu erwarten.

Aber laßt uns nur nicht vergessen, daß zu einer so tiefen Versunkenheit des menschlichen Geschlechts auch nicht minder erforderlich sey, als die fast unglaublich unglückliche Disposition zur Verkehrtheit und zum Unsinn, welche sich unter den alten Christianern, da sie einmal da war, Jahrhunderte lang erhielt, und allen Sinn für das Wahre, Gute und Schöne freilich sehr natürlicher Weise immer mehr und mehr erstickte,

 die

die Disposition zum Unnatürlichen und Häßlichen, vermöge welcher Kranke durch den Geruch verweseter Leichname und die Berührung von Todtenknochen gesund wurden, und Gesunde nach dem — Misthaufen wallfahrteten, auf welchem sich zu undenklicher Zeit einst der aussätzige Hiob gekratzt hatte.

Nichts geringeres, als diese unflätige Verdorbenheit der Sinne, wie der Sitten, würde nothwendig seyn, wenn es einst dahin kommen sollte, daß Schröpferianer, Cagliostertaner, oder Kleriker oder Rosenkreuzer die Welt regieren könnten. Es gibt eine Reinlichkeit der Seele, wie eine Reinlichkeit des Leibes und einen geistigen Ekel, wie einen körperlichen. Und Schmutz und Unsinn sind auf eine gewisse Art mit einander verwandt.

Das ist nur ein versteckter, verfeinerter Unsinn, der es wagt, mit Feierkleidern angethan, in guter Gesellschaft, unter gesitteten Leuten, deren Sinne leicht beleidigt werden können, zu erscheinen. Und wenn der Unsinn sich vor seiner natürlichen Grobheit und Unflätherei scheuen muß: so wird ihm seine beste Kraft unbrauchbar.

Seitdem die schönen goldenen Zeiten der Unschuld verschwunden sind, ist die Schaam die mächtigste Beschützerin der zarten Humanität.

Sie

Sie kommt der Tugend und Wahrheit unmittelbar zu Hülfe und erhält die Reinigkeit des Herzens durch den verhüllenden Schleier, den sie zwischen die häßliche Gestalt und das unbeleidigte Auge der Seele zieht. Mißbilligen und die Blicke von dem noch entfernten Scheusal abwenden ist viel ersprießlicher, als es mit einer abgehärteten Geduld, worüber alle Empfindsamkeit verloren gegangen ist, untersuchen.

So lange die Wunderthätereien, Begeisterungen und andre Verunstaltungen der menschlichen Natur noch das hinweggewandte Gesicht der Schaam zu scheuen haben, können sie nur wenig Platz gewinnen. Und so lange unsere Weiber und Mädchen noch nicht dahin gerathen, die verzerrten Züge einer Bachantin oder die rohe Unweiblichkeit jener Agapeten unter den alten Christianern liebenswürdig zu finden, bleibt wenigstens eine Hälfte des menschlichen Geschlechts von der Ansteckung frei. Und eine wichtige Hälfte! Denn ohne Hülfe des weiblichen Geschlechts ward nie eine Schwärmer-Rotte mächtig, so wenig sich je eine Räuber-bande ohne solchen Beistand weit verbreitet hat.

Cagliostro hat freilich Versuche auf Personen des andern Geschlechts gemacht. Aber selbst seine Versuche bestättigen alle Gründe, welche wir von dieser Seite zu einer unverküm-

merten Sicherheit haben. Daß es einem Abentheurer von dieser Gattung einmal gelingt, bei einem ehrbaren Frauenzimmer in einer vorübergehenden Periode von Schwäche, wo sie aufgelegt ist, seine Geister zu sehen, Zugang zu gewinnen, ist sehr unbedeutend, und müßte im Grunde dem Zwecke eines geschickten großen Kosten zuwider seyn. Solche kleine Gelegenheiten, ein kümmerliches Tagelohn zu verdienen, müßte er eigentlich selbst von der Hand weisen, wenn seine Absichten wirklich ins Große gehen. Denn welche Gelegenheit hat er da, sich der Leidenschaften seiner Schülerin ganz zu bemächtigen? Wie will er sich zu ihrem Meister machen, wie will er sie seinem Willen und Winken unterwerfen, wenn sie nur durch eine vorübergehende Stimmung des Gemüths, die etwa aus Traurigkeit, Bekümmerniß, oder aus einer zärtlichen Schwärmerei entstanden ist, seinen Beistand mehr annimmt, als sucht? — So bald sie genesen ist, hört alles auf, und in eben dem Grade, in welchem sie beruhiget wird, oder die leidende Natur sich nur erholt, entfernt sie sich, ohne nur eines Entschlußes, einer Thätigkeit des Willens oder Bewußtseyns dazu zu bedürfen, aus dem Zauberkreise seiner Macht und seines Einflusses. In solchen Fällen ist der Magier abhängig vom Zauber und nichts weniger, als Herr der

der Geister. Durch so leicht vereitelte Mittel lassen sich keine Agapeten und Diakonissen bilden. Und die weiblichen Logen sind gar lauter Spielwerk. Hier muß der Meister oder die Meisterin für die Unterhaltung der Aufgenommenen sorgen, mit deren Ende die ganze Farce ausgezischt wird.

Ueberhaupt ist diese Abhängigkeit von der Schwäche oder dem Unverstande einzelner Menschen, so vortheilhaft sie auch diesem oder jenem geheimen Obern unter besondern Umständen eine Zeitlang scheinen mag, keinesweges mit der Ausbreitung einer Sekte und der dauerhaften Vergrößerung der Gewalt eines großen Kosten so verträglich, daß gesunde, vernünftige und ehrliche Leute bevor zu zittern hätten.

Das sehen wir ja deutlich genug an den Rosenkreuzern. Die Verfassung diese Gesellschaft ist häßlich genug, um, fürchterlich zu werden, so bald die Stifter sich ohne Schaam öffentlich sehen lassen könnten. Aber so lange die Schaam vor dem großen Haufen, nicht allein vor dem Vernünftigern, sie noch in ihren Winkeln verborgen hält, so lange ein Rosenkreuzer nur lächerlich ist, und die Leute sich selbst schämen würden, so ein Wesen zu fürchten, bleibt den hocherleuchteten Obern, um den Stab Aarons zu gebrauchen, nichts weiter übrig, als die Zauber=

vermacht, die ihnen selbst nicht verliehen ist, von ihren gläubigen Schülern zu leihen.

Nun ist freilich kein Kunstgriff gemeiner, alltäglicher, leichter und gegenwärtiger bei Jedem, dem eigene Kraft fehlt, als sich an Leute zu hängen, die Macht haben, und deren Gewalt seiner Ohnmacht zum Schirm dienen kann. Aber was gewinnen sie dabei, als eine elende, kärgliche Unterhaltung, die sie sich durch Dienstbarkeit erkaufen müssen?

Setzen wir auch, es sey ein König, den diese Geister genug geräumig und gereiniget, und mit Besemen gekehret und geschmücket fänden, um in ihn zu fahren und Wohnung bei ihm zu machen, wie kleine Insekten ihre Eier in die Haut großer Thiere legen: was wird das der ganzen Brut helfen?

Auch von dieser Art erzählt uns die Geschichte der alten Christianer ein Beispiel, das nicht weniger beruhigend, als merkwürdig ist.

Ein gewisser Aufseher, oder Meister vom Stuhl (επισκοπος) in einer Loge von Christianern, Maruthas, ward zu Arcadius Zeiten in einer Gesandschaft unter andern mit an den König von Persien, Isdegard, abgeschickt. Er ließ diese Gelegenheit, seine Gesellschaft in einem fremden Lan-

Lande zu verbreiten, indem er den mächtigen und einfältigen König, Isdegard, bekehrete, nicht entschlüpfen. Isdegard hatte Kopfweh. Maruthas heilte ihn davon, und gewann durch diese Kur, wiewol die Geschichte nicht sagt, wie schwierig sie gewesen sey, und bei aller Herablassung und Gnade Sr. Majestät gegen Dero Leib-Sklavinnen, doch nicht zu vermuthen ist, daß die Krankheit gar in einem gewissen Knochenschmerze bestanden haben mögte, der seit den neuesten Jahrhunderten oft eine Folge von gar zu großer Herablassung einer gewissen Art zu seyn pflegt: so wurden doch die Magier, die höchstbestallten Hof-zauberer des Königs und uralten Ober-priester des Volks neidisch auf den Fremden, der, ohne Hof-zauberer und Priester zu seyn, das königliche Kopfweh hinweg gebannt hatte. Wie also Isdegard einst in den Tempel des heiligen Feuers ging, um seine Andacht zu verrichten, ließen sie von unten aus der Erde herauf eine Stimme erschallen, welche dem Könige die Gottlosigkeit verwies, sein Kopfweh von einem Christianer bannen zu lassen. Aber Maruthas, der die Gabe des Gebets besaß, machte von dieser Gabe auf der Stelle Gebrauch, und entdeckte, daß die menschliche Stimme unter der Erde von einem Menschen herrühr-

rührte, der unter der Erde versteckt war. Der König Isdegard in seiner Weisheit faßte sogleich den Entschluß, den Fußboden aufbrechen zu lassen, und so ward der Mensch entdeckt, der nun natürlicher Weise das Majestäts-verbrechen, einem großen Monarchen einen Schreck in die Glieder zu jagen, mit dem Leben bezahlen mußte. Maruthas aber, der Meister der Christianer erhielt, theils zur Entschädigung wegen seines geringen Antheils an dem Schrecken des großen Monarchen, theils als eine königliche Erkenntlichkeit für die Kraft der Gabe des Gebets, die er so zu rechter Zeit und zu Sr. Majestät Beruhigung angewandt hatte, die Erlaubniß, Logen von Christianern im persischen Lande anzulegen, wann, wo und wie er wollte. Man kann denken, daß er gehorsam war.

Allein den Hof-zauberern waren die Mittel, einen in übeln Geruch zu bringen, zu wohl bekannt, als daß sie den Maruthas sogleich aufgegeben hätten. Wie er das nächste Mal vor Sr. Majestät erschien, wußten sie durch ihre Schwarz-künsteleien einen so abscheulichen Gestank im Audienz-Zimmer zu verbreiten, daß der König sich die Nase zuhielt, und dem unschuldigen Maruthas den Rücken

zu-

zukehrte, dem indessen hier die Gabe des Gebets zum zweiten Mal aushalf. Durch ein paar fromme Ejaculationen nach den geheimsten Formeln der Christianer entdeckte er bald, unter welchen Röcken die Quelle der beleidigenden Ausdünstung zu suchen sey. Er theilte seine Entdeckung dem Könige mit, und die boßhaften Hof-zauberer, bei denen man noch das corpus delicti fand, mußten mit dem Kopfe für das büßen, was der Kopf nicht verbrochen hatte.

Nun war Isdegard der große Nachfolger der immer großen Könige von Persien, Isdegard, dem nur noch diese Kleinigkeit fehlte, um alles, was seine großen Vorfahren je Großes oder Ungeheures gethan hatten, zu vollenden, nahe daran, sich in einer Loge der Christianer aufnehmen zu lassen. Aber doch kam es nicht dazu. Vielmehr ward, noch ehe er seine glorreiche Regierung geendet hatte, wie der fromme Mönch Cyrillus erzählt, den Christianern verboten im persischen Reiche Aspiranten aufzunehmen, und ihre Logen zu verbreiten.

Gesetzt, Cagliostro hätte dem gutmüthigen, ehrlichen, und sehr empfänglichen Könige von Frankreich, der jetziger Zeit in eine ganz andre Gesellschaft aufgenommen ist, auch eben so wichtige, wunderbare, und unbegreifliche Dienste geleistet, als Maruthas dem Könige von Persien, Jsdegard, dem Wollender, leistete: würde wol darum die National-versammlung nicht zusammen gekommen seyn?

Druckfehler im 10ten Stück,

die man zu entschuldigen und zu verbessern bittet.

S. 133. Z. 9. v. u. st. oder l. der. S. 136 Z. 3. st. professa l. professo. S. 157. Z. 3. st. Unächtheit l. Aechtheit. S. 166. Z. 8. st. Pußbohne l. Puffbohne. S. 167. Z. 8. st. traurige l. trauliche. S. 171. Z. 15. st. maussisses l. mansisses. S. 177. Z. 12. st. Weltweisen l. Weltwesen. S. 177. Z. 11. v. u. st. Jdeatismus l. Jdealismus. S. 232. Z. 4. v. u. nach muß l. ia. S. 240. Z. 16 st. nichts bezeugen l. nicht begnügen. S. 253. Z. 11. st. sonairt l. sancionirt.

Ankündigung.

Ich kündige hiedurch ein periodisches Werk an, das unter dem Titel

Minerva

mit Anfang des künftigen Jahres erscheinen wird, und zwar zweimal des Monats in Heften von sechs Bogen. Der Inhalt wird größtentheils auf die neueste Geschichte und auf Völkerkunde Bezug haben, so wie auch auf neue allgemein interessante Begebenheiten im Reiche der Sitten, der Wissenschaften und der Künste. Es wird sich über die vornehmsten Europäischen Nationen, so wie auch über die vorzüglichsten Völker in andern Welttheilen erstrecken, wozu wegen Correspondenz und zweckmäßiger Materiallen Anstalten getroffen sind, die in Ansehung der Kosten allein schon den gewöhnlichen Ertrag eines Journals vom zweiten Range übersteigen. Da der Ort zu einer solchen Unternehmung gewiß nicht gleichgültig ist, so habe ich Paris gewählt, ohne auf das angenommene Vorurtheil zu achten, daß ein im Auslande lebender Schriftsteller nicht füglich für Deutschland schreiben könne. So viel auch die Politik Antheil an diesem Werke haben wird, so ist doch von einem Manne, der nicht ohne Welterfahrung ist, zu erwarten, daß er die nöthigen, wenn gleich nicht von dem Genius der Zeit, doch von dem Genius der Klugheit, bezeichneten Schranken nicht überschreiten werde.

Da eine große Regelmäßigkeit der Erscheinung der Hefte kein unbedeutender Umstand bei Journalen ist, und ich fünftehalb Jahr lang den nunmehr auch geendigten British Mercury alle Woche mit Tag und Stun-

de ausgegeben habe, ohne auch nur ein einzigesmal zurück zu bleiben, so werden auch diese Hefte, besondere Unfälle ausgenommen, unausgesetzt den 1sten und 15ten eines jeden Monats in Berlin erscheinen.

Zugleich gebe ich dem Publicum Nachricht, daß die Brittischen Annalen, von denen kürzlich der 5te Band erschienen ist, so wie sonst fortgesetzt werden, und daß ich mir schmeichle, von den nächsten Bänden an, durch Benutzung einer großen Menge Materialien das Interesse dieses Instituts noch sehr zu erhöhen.

von Archenholtz.

Herr Hauptmann von Archenholtz hat mir dies Journal zum Verlag überlassen, und mit dem Ersten Januar 1792 wird das Erste Stück in einem farbigen Umschlage, den 15ten das Zweite, und so regelmäßig alle Monate fort, hier in Berlin ausgegeben. Daher können die auswärtigen Interessenten genau berechnen, wann jedesmal ein Stück in ihren Händen seyn wird.

Jedes Heft dieser Minerva kostet 8 Gr. Der halbe Jahrgang also 4 Thlr., und man adreßirt sich deshalb an das nächste Postamt oder an die nächste Buchhandlung. Es soll feines Schreibpapier dazu genommen, die Kupfer aber auf Schweitzerpapier gedruckt werden. Sechs Stükke machen einen Band aus, zu welchem jedesmal, folglich alle drei Monate, ein wohlgestochenes Kupfer geliefert wird, theils Bildnisse berühmter Männer, die itzt auf dem Schauplatze der Welt glänzen, theils interessante Geschichts scenen der neuesten Zeit.

Die Interessenten machen sich auf ein halbes Jahr anheischig, und die Aufkündigung muß drei Monat vorher geschehen. Ist dies verabsäumt, so wird man sich gefallen lassen, den folgenden halben Jahrgang mitzuhalten.

An Akkuratesse der Versendung wird es nie fehlen; und sollten einige Interessenten ihre Hefte nicht zur gehörigen Zeit erhalten, so bitte ich es mir zu melden, wo ich dann andere Anstalten zu besserer Besorgung dieses Journals treffen werde. Berlin, den 26sten Sept. 1791.

Joh. Friedrich Unger.

Braunschweigisches Journal

Herausgegeben
von
E. Chr. Trapp.



Zwölftes Stück. December 1791.

Im Verlage der Schulbuchhandlung.

Nachricht.

Dieses Journal wird mit Anfang jedes Monats nach allen Haupt-orten Deutschlands versandt, wo es in den ansehnlichsten Buchhandlungen und auf allen Postämtern, durch Besorgung des hiesigen Hochf. Hofpostamts für 8 ggr. zu haben ist. Vier Hefte machen einen Band aus.

Inhalt.

Nach-

Nachricht.

Bei der seit einigen Jahren so sehr angewachsenen Menge von Zeit-schriften, war die unterschriebene Handlung gesonnen, das Braunschweigische Journal mit dem Schlusse dieses Jahrs aufhören zu lassen. Da aber jetzt verlauten will, daß um eben diese Zeit mehrere periodische Schriften geschlossen werden sollen oder müssen: so fällt dieser Grund weg, und wir glauben nunmehr, etwas nicht ganz unnützes zu thun, wenn wir obgedachtes Journal fortdauern lassen. Seiner innern Einrichtung nach wird es im Wesentlichen bleiben, wie bisher; es wird sich des Nützlichen vor allen Dingen befleissigen ohne das Angenehme auszuschließen, und wird dabei mehrere Klassen von Lesern vor Augen haben. Ausserlich wird es, statt der ehemaligen beinahe Berliner-blauen Uniform, künftig in der Farbe der Hofnung, dem Braunschweigergrün, erscheinen. Der Titel wird, zur Bequemlichkeit derer, die diese Zeitschrift erst von jetzt an mitzuhalten sich entschließen dürften, neues

Braun

Braunschweigisches Journal lauten. Herr Professor Trapp bleibt Herausgeber derselben. Von den bisherigen vier Jahrgängen dieses Journals sind noch complete Exemplare bei uns zu haben.

Die Braunschweigische Schulbuchhandlung.

In Verlage eben dieser Handlung sind fertig geworden und versandt:

1) Anmerkungen (erklärende) zu der Encyclopaedie der lat. Klassiker (Horaz) herausgegeben von J. H. J. Köppen, 4 Thle. 1. Band. 8.

2) Denkmal weiland Fr. W. Richter, Generalsuperintendenten in Braunschweig. 8.

3) Liebhaber, (E. D. von) Einleitung in das Braunschweig. Lüneburgische Land-recht, 2 Thle. 8.

Braunschweigisches Journal.

Zwölftes Stück.

December 1791.

I.

Einige Bemerkungen über Herrn Hofrath Meiners Schilderung von Appenzell Außer Rhodem, von J. Stuve.

Bei meinem bisherigen Aufenthalt in der Schweitz habe ich von allen verständigen und sachkundigen Personen, mit denen ich mich über diesen Gegenstand unterhalten habe, das einstimmige Urtheil gehört, daß der Herr Hofrath Meiners in seinen Briefen über die Schweitz den Appenzellern zu nahe gethan und sie nicht gerecht und billig genug beurtheilt habe. Da ich mich meiner Gesundheit wegen in Gais in Appenzell Außer Rhodem drei Wochen aufhielt, hatte ich mannichfache Gelegenheit mich bei Einheimischen und Ausländern d. h. Nicht-Appenzellern nach dem, was die Verfas-

sung und den Zustand dieses Landes anbetrift, zu erkundigen, und außerdem sahe und beobachtete ich mit eignen Augen, so viel sich nur immer thun ließ. Ein Mann von so redlichen Absichten und so reinem Eifer für die Wahrheit, wie Herr Hofrath Meiners, wird es mir gewiß nicht übel auslegen, daß ich unter diesen Umständen einige Bemerkungen über seine Nachrichten und Urtheile zu machen mir erlaube. Käme es bloß auf unbedeutende historische Dinge an, die gar keine weitre praktische Folgen haben, so würde ich, der ich das Schreiben und das Widersprechen überhaupt, vorzüglich aber unter meinen jetzigen Gesundheits-Umständen scheue, wahrlich nicht die Feder ergriffen haben. Aber die Sache betrift nicht nur die Denkart, den Karakter und die Sitten eines ganzen nicht unbeträchtlichen und uninteressanten Volks, — sondern auch im Allgemeinen gewisse Regierungs-verfassungen und den Geist und Karakter des bei weitem größern Theils unsers Geschlechts.

Zuförderst muß ich gestehen, daß es meiner Einsicht nach ungemein schwer ist, selbst bei einem so scharfen und glücklichen Betrachtungsgeist, wie Hr. Meiners bekantlich hat, in einem Zeitraum von einen oder anderthalb Tagen ein Land und ein Volk, die zumal so viel eigenthümlichs haben, wie der Kanton Appenzell und seine Bewohner, ge-

genau genug beobachten zu können und darüber ein entscheidendes und absprechendes Urtheil zu fällen. Die Schwürigkeiten dabei sind in der That so groß und so einleuchtend, daß ich auch nicht ein Wort weiter verlieren mag um meine Behauptung zu rechtfertigen.

Eine zweite Bemerkung, die ich voran schicke, ist: daß es eine ungemein mißliche und trügerische Art ist, einen einzelnen Menschen und noch mehr ein ganzes Volk zu beurtheilen, wenn man zur Grundlage seiner Beurtheilung gewisse einzelne Erscheinungen oder wol gar Histörchen und Anekdoten annimmt. Man kann auf diese Art beinahe von jedem Menschen, wenigstens von jedem Volke behaupten und beweisen, was man nur irgend Lust hat, oder was einem im Traume einfällt.

Was nun die Beurtheilung des Appenzeller Landes und seiner Bewohner oder eigentlich nur den reformirten Theil dieses Kantons betrift, so wird jeder aufmerksame Leser finden, daß Hr. Meiners mit schriftstellerischer Kunst zuerst sehr vortheilhafte und angenehme Eindrücke auf die Gemüther zu machen gesucht hat, um alle das Nachtheilige, was er in der Folge sagt, desto auffallender zu machen. Allein man wird auch bei etwas sorgfältiger Erwägung und Vergleichung dessen, was Hr. Hofr. zu Anfang und in

der Folge seines vierten Briefes sagt, finden, daß beides unmöglich zusammen bestehen und zu gleicher Zeit wahr seyn kann. Ein Land, welches der stiefmütterlichen Behandlung der Natur in Ansehung seines Bodens und seiner Lage ungeachtet zu den betriebsamsten und volkreichsten in ganz Europa gehört, das alle Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens im größten Ueberfluß von seinen Nachbaren erhält oder leicht erhalten kann, in dem Männer, Weiber und Kinder reinlich und gut gekleidet sind, und einen Ausdruck von Munterkeit und Zuversicht haben, wie ihn nur glückliche und freie Menschen haben können — ein solches Land, wie nach Hr. Meiners buchstäblicher Beschreibung Appenzell Außer Rhodem ist, kann ohnmöglich so schlecht eingerichtet und regiert seyn, wie derselbe Mann uns in der Folge überreden will.

Meiner Meinung nach ist es ein untrügliches Zeichen, daß ein Land im Ganzen unmöglich eine schlechte Verfassung haben kann, wenn es verhältnißmäßig eine große Anzahl Bewohner hat, und diese den Ausdruck des Frohsinns, der Freiheit, Zufriedenheit und Glückseligkeit sichtbarlich an der Stirne tragen. Gesetzt auch, es fehlten einem solchen Lande mancherlei Einrichtungen und Anstalten, die wir der Theorie nach für wesentlich zur Vollkommenheit eines Staats halten, und

und die es vielleicht für Staaten gewisser Art auch seyn mögen, ohnerachtet sie leider nur gar zu oft sehr durchsichtige Scheine einer größern Unvollkommenheit, oder ein trauriger schattenartiger Ersatz des wahren Glücks der Einwohner sind — gesetzt sage ich, es fehlten solche Anstalten in einem Lande, so ist es deswegen noch kein schlecht eingerichtetes und regiertes Land zu nennen.

Ich würde zu weitläuftig, und für meine Leser wenig unterhaltend werden, wenn ich jede Verschiedenheit der Betrachtungen, Nachrichten und Urheile des Hrn. Meiners von den meinigen umständlich angeben wollte, ich werde mich daher nur auf einige der wichtigsten einlassen.

Es war zuförderst bei mir nicht wie bei Hrn. Hofr. der Fall, daß die meisten angenehmen Eindrücke, insonderheit in moralischer und politischer Hinsicht, die man beim Eintritt in das Appenzeller Land erhält, bei genauerer und fortgesetzter Untersuchung verschwänden oder wenigstens sehr geschwächt würden. Ich hatte aber auch nicht wie er erwartet, daß in Appenzell alle Hügel und Gründe grünen und blühen sollten. Daß das Land äußerst einförmig und nackt, ohne Weinberge, Gärten und Fluren u. s. w. seyn würde, wenn nicht alle Gründe und Berge mit zahllosen Hütten übersäet wären, ist höchst natür-

 lich,

lich, und man kann solches wissen, ehe man ins Land kommt. Aber ich muß gestehen, daß diese Bemerkung die angenehmen Eindücke die das Land auf mich gemacht hat, keinesweges verminderte sondern vielmehr erhöhte. Ist es nicht unendlich angenehm, zu sehen, daß beim Genuß der Freiheit der aller nackteste unfruchtbarste Boden mehrere und glücklichere Bewohner hat, als das von der Natur gesegnete Erdreich, in welchem die ganze sogenannte Staats-kunst vergebens arbeitet, um das zu ersetzen, was die goldene Freiheit so leicht hervorbringt.

Die netten Hütten der Appenzeller haben mir nicht so enge geschienen, als Hrn. Meiners, denn von den Senn-hütten kann hier nicht die Rede seyn. Auch die Webekeller sind in den zerstreuten Häusern dieses hochgelegnen Landes nicht so trübe, feucht und ungesund, als ich sie in den engen Straßen niedrig-gelegner Städte in unserm Vaterlande antraf.

Daß die Appenzeller als eigentlich schöne Menschen von Jemand sind gepriesen worden, ist mir nicht bekannt. Daß Hr. Meiners aber unter vielen Hunderten, die er in so kurzer Zeit gesehen haben will, keinen einzigen so schön gebildeten Mann angetroffen hat, dergleichen sich unter unsern deutschen Regimentern so viele finden, mag wohl, das Unpassende der Vergleichung überhaupt nicht

nicht gerechnet, daher mit rühren, daß es den Appenzellern an dem knappen Anzuge und einer durch Zwang bewirkten Gewohnheit den Körper grade zu halten gebricht.

Daß beßre Kleidung und leckerhaftre Speisen, Spinnen und Weben, den ganzen Ueberschuß nehmen, den sie von ihren Vorfahren erwerben, ohne etwas für Weib und Kinder oder für Zeiten der Noth zu erübrigen oder erübrigen zu können, ist als allgemeine Bemerkung meinen Beobachtungen und Nachrichten, ja selbst Hrn. Meiners anderweitigen Auesagen zuwider. Ich habe gefunden, daß verhältnißmäßig die Frugalität der Appenzeller sehr groß und ihr Kleideraufwand insonderheit sehr geringe ist. In den meisten mir bekannten deutschen Städten machen Handwerker und Krämer, die nichts weiter im Vermögen haben, als was sie von einem Tage zum andern erwerben, größern Aufwand in Essen und Kleidern, als ichs von Appenzellern bemerkt, die 30, 40, 50 bis 200000 Gulden im Vermögen haben. Herr Meiners redet selbst von so vielen neuen Häusern, die man allenthalben baut, welches doch wol nicht geschehen könnte, wenn es so allgemein wäre, daß der bei weiten größte Theil der Einwohner nicht daran dächte, etwas zurück zu legen.

Was der Hr. Hofrath S. 139. von den nachtheiligen Folgen der Fabriken in Appenzell auf

eine solche Art sagt, daß man nicht mehr weiß, ob er von gegenwärtigen oder künftigen Uebeln spricht, ist auf jeden Fall sehr übertrieben, wenigstens nach dem zu urtheilen, was ich habe erfahren und beobachten können. So viel mir bekannt geworden ist, kenne ich vielmehr kein Volk, wo bei einem gleichen Grade von Wohlhabenheit weniger Lekerhaftigkeit, Völlerei, Ueppigkeit, Zügellosigkeit der Jugend u. s. w. herrschen. Auf die Erziehung der Jugend wendet man seit einiger Zeit vielmehr Fleiß und Kosten als ehedem.

Ueber die Nachricht von dem Schminken der Appenzeller Bauermädchen erkundigte ich mich bei verständigen Eingebohrnen und erhielt zur Antwort: es sei wol möglich, daß einmal ein solches Beispiel existirt habe, allein es sey doch ungerecht, deswegen ein ganzes Volk zu beschimpfen. Wenn einmal ein reisender Appenzeller nach ähnlichen einzelnen Anekdoten den Zustand unsrer Musensitze in Deutschland schildern wollte, was für ein Gemählde würde das geben?

Die Erzählung S. 142 von dem Reis-sonntag in Appenzell soll nach der Versichrung mehrerer unparteiischer verständiger Männer äußerst übertrieben und also falsch seyn.

Von S. 147 an ereifert sich Hr. Meiners gegen die Demokratien. Es würde mich zu weit füh-

führen und überhaupt vielleicht nicht rathsam seyn, hier meine Meinung über die verschiednen Regierungs-formen und derselben besondre Vorzüge und Mängel auseinander zu setzen; ich schränke mich daher bloß darauf ein, über die Vorwürfe, die Hr. Meiners der Demokratischen, und insonderheit Appenzellschen Regierungs-form macht, eines und das andre zu bemerken.

Nochmals muß ich es hier zuvörderst wiederholen, daß es doch in der That äußerst merkwürdig ist, daß dieses von der Natur vergeblich so vernachläßigte, schlechtgelegne, unwegsame Land bei den schrecklichen Fehlern und Gebrechen in seiner Regierungs-Verfassung, die ihm Hr. Meiners vorwirft, eines der bevölkertsten Länder in ganz Europa ist, so viele sehr reiche und wohlhabende Bürger hat, und was noch mehr sagen will, daß der allgemein auszeichende Karakter seiner Bewohner Munterkeit, Zuversicht, Erfindsamkeit, Fröhlichkeit und Witz sind. Man kann es nicht leugnen, daß es eine schöne Sache ist, wenn in einem Lande viele und vorzüglich glückliche Menschen sind, und es gibt Leute, die dieses sogar als den Maaßstab und die Regel angeben, nach denen man die Vollkommenheit einer Regierungs- und Staats-Verfassung zu beurtheilen habe. Es wird einem sonderbar zu Muthe, wenn man bedenkt, daß in dem genannten kleinen Staate

die Einwohner sogar nichts von ihrer Glückselig- keit und Freiheit aufopfern, um glücklich zu werden, daß sie niemand zwingt, sich glücklich zu machen, daß sie keine Zehnten, kein Kopfgeld, keine Zölle, keine Accise zum gemeinen Besten zahlen, keine Frohndienste thun u. s. w. Es wird einem, sage ich, sonderbar zu Muthe, wenn man dieses bedenkt, und dann auf der andern Seite sieht, daß die Bewohner der von der Natur gesegnetsten Länder, die zu jeder Art von Indüstrie und Handel die glücklichste Lage haben, Kopfgeld, Zehnten, Steuern, Zölle, Weggeld zahlen und weiß Gott was alles thun und leiden, um eine gute Staats-Verfassung zu haben, und eine Schaar hochgebohrner, vornehmer, gelehrter weiser Männer, die ihren Wohlstand und ihr Glück besorgen sollen zu besolden — und daß bei alledem die Volksmenge in diesem vortreflich von der Natur begabten und weislich eingerichteten Staaten unverhältnißmäßig gering ist, und die Einwohner bei ihrer Armseligkeit und dem Mangel an so vielen, was zum Frohseyn gehört, es nur den Philosophen und Politikern, die es ihnen a priori beweisen, aufs Wort glauben müssen, daß sie glückliche Menschen sind.

Auffallend ist es auch, daß es in jenen kleinen von der Natur unbegünstigten, schlecht regierten, aber volkreichen Staaten äußerst schwer oder gar

oft

oft unmöglich ist, das Bürgerrecht zu erlangen, hingegen in diesem ganz anders beschaffenen, es nicht nur sehr leicht ist, Bürger zu werden, sondern fast jeder Ausländer, der kein Bettler ist, mit Freuden und mit Bewilligung von Vorrechten vor den Eingebohrnen ins Land aufgenommen und herein gelockt wird.

Es ließen sich noch mehrere ähnliche auffallende Bemerkungen machen, es sey aber an diesem genug, und ich wende mich zu Hrn. Meiners.

Er verurtheilt die Demokratien und namentlich und besonders die von Appenzell, schlechtweg aus Erfahrungs = und Geschichts = gründen und aus allgemeinen Gründen der Vernunft. Da er in Rücksicht auf die ersten bloß behauptet, ohne sich in einen wirklichen Beweis einzulassen, so läßt sich darauf nichts weiter antworten, als daß es doch nach seinem Geständnisse Demokratien gibt, in denen die Menschen gar wohl und glücklich leben.

Die allgemeinen Vernunft = gründe, mit denen Hr. Meiners die Demokratie angreift, sind folgende — doch ich muß um der Leser willen, die die Briefe nicht bei der Hand haben, die Stelle wirklich hersetzen. Es heißt: „Sie meine Wehrtesten, werden eben so wenig als ich, eine Verfassung bewundern können, in welcher nicht nur 16 jährige Knaben und und unwissende und gü=

güterlose Menschen Gesetze geben und abschaffen, und alle Magistrats-Personen wählen und entsetzen, sondern in welcher auch unwissende oder wenig begüterte Männer zu solchen Aemtern erhoben werden können, die einen gebildeten Geist, mannigfaltige Kenntniß und besonders Unbestechlichkeit und Uneigennützigkeit erfodern. Ich kann ferner unmöglich eine Verfassung lieben, in welcher der Arme über den Reichen, der Unwissende über den Einsichtsvollen, der Untergeordnete über seine Obrigkeit herrscht, oder wenigstens von dieser vielmehr Achtung und Aufmerksamkeit verlangt, als er ihr zu erweisen geneigt ist: in welcher die Obrigkeit nicht Macht genug hat, die verderblichsten Mißbräuche abzuschaffen, und die nützlichsten Anordnungen zur Erfüllung zu bringen, in welcher endlich keine hinlängliche Fonds zur Belohnung von Verdiensten und zur Errichtung der unentberlichsten gemeinnützigsten Anstalten vorhanden sind." So weit Hr. Meiners.

Ich bemerkte zuerst, daß das Wort bewundern hier nicht eben das passendste Wort ist; es ist davon gar nicht die Rede, sondern es ist die Frage: ob die Demokratie verhältnißmäßig gegen andre vorhandne Regierungs-formen so durchaus schlecht und verwerflich sey, und nicht vielmehr unter gewissen Umständen ihrem Zweck sehr wohl angemessen seyn könne.

Wenn

Wenn man diese Stelle liest und die Sache nicht besser weiß, so könnte man glauben, 16 jährige Knaben wären die eigentlichen und alleinigen Gesetzgeber im Appenzeller Lande; Hr. Meiners hat aber nur sagen wollen, daß vom sechszehnten Jahre an die jungen Mannspersonen ein Recht haben auf der Landes-gemeinde zu erscheinen.

Hätte er so gesprochen, wie die Sache ist, und wie ers meinte, so würde solches einem ganz andern Eindruck auf das Gemüth der Leser machen, als jetzt. Die 16 jährigen Knaben machen etwa den 20ten oder 50ten Theil der Landes-gemeinde aus, und demnach kann ich von denselben nicht sagen, daß sie die Gesetze machen. Außerdem kann man wohl mit Zuversicht behaupten, das in der Regel der 16 jährige Knabe eben so wie sein Vater stimmen wird, und so verliert das Auffallende bei der Sache noch mehr. Ferner werden auf der Landes-gemeinde nur die aller allgemeinsten von der Obrigkeit vorbereiteten und eingeleiteten Dinge verhandelt, die selten sehr verwickelt sind und die bloß gesunden Menschenverstand erfodern. Auf jeden Fall aber scheint mir doch die Unvollkommenheit nicht so groß, wenn 16 jährige Knaben einen unbedeutenden Theil des gesetzgebenden Korps ausmachen, als wenn ein 18 jähriger oder auch 14 jähriger

Knabe

Knabe jeder eine 16 bis 17 jährige Mätresse ganz allein Gesetze geben, und die Obrigkeiten ein- und absetzen können.

Der Vorwurf daß unwissende und güterlose Menschen Theil an der Gesetzgebung haben, läßt sich auf eine ähnliche Art beantworten. Wer soll und kann denn im Allgemeinen und in jedem bestimmten Falle den Grad der Unwissenheit festsetzen und entscheiden, wobei Jemand der Theilnehmung an der Gesetzgebung unfähig wird oder nicht? Warum die Reichen allein das Vorrecht haben sollen, Gesetze zu geben und die Obrigkeiten zu wählen, sehe ich in der That gar nicht ein. Sollte das wirklich für das Wohl des Landes und das gemeine Beste zuträglich seyn?

Wo ist der Staat, in welchem nicht auch unwissende oder wenig begüterte Männer zu solchen Aemtern erhoben werden können, die einen gebildetern Geist u. s. w. erfodern? Sind etwa alle regierende Herren und deren Lieblinge, Minister, Räthe und Sekretairen Lichter der Welt?

Warum sollten wenig-begüterte Männer nicht zu Aemtern, die Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit erfodern, erhoben werden? Sind etwa alle reiche Leute ausgemacht ehrlich und dabei einsichtsvoll und geschickt, und die wenig Begüterten das Gegentheil? Lehrt vielleicht Erfahrung

und

und Geschichte, daß wenig-begüterte Leute sich nicht Verdienste um ihr Vaterland durch Talente, Fleiß und Redlichkeit erworben oder erwerben können?

Wenn der Hr. Hofrath ferner in Beziehung auf Appenzell Außer Rhodem sagt: ich kann unmöglich eine Verfassung lieben, in welcher der Arme über den Reichen, der Unwissende über den Einsichtsvollen, der Untergeordnete über seine Obrigkeit herrscht, oder wenigstens von dieser viel mehr Achtung und Aufmerksamkeit verlangt, als er ihr zu erweisen geneigt ist: so muß ich nach allen meinen Beobachtungen und nach allen einstimmigen Nachrichten gestehen, daß ich nie eine so ungegründete und ungerechte Beurtheilung eines ganzen Volks gehört oder gelesen habe. Obendrein behaupte ich noch, daß dieses Urtheil an und für sich selbst die offenbarsten Widersprüche enthält, und daß es ganz undenkbar ist, daß ein Staat, von dem dieses Urtheil nur zur Hälfte wahr ist, Jahrhunderte lang bestehen und an Volksmenge, Wohlstand und Kultur von Jahr zu Jahr zunehmen könne.

Ein sehr verständiger Mann schreibt mir: „der Landmann bei uns fühlt, daß er frei gebohren worden; daß bei uns keiner grösser werden kann als es das gemeine Wohl erlaubt oder erfodert, und daß der Beamte bei dieser Erhebung

ei-

einer unsers gleichen bleibt. Bei diesem Bewußtseyn fodert der Landmann, daß auch die ersten Regenten leutselig, freundlich seyen, und Stolz, Hochmuth, ja jede verächtliche Miene beleidiget den freien Landmann. Aber ganz unwahr ist es, was Meiners sagt, daß der Bauer von der Obrigkeit mehr Achtung verlangt, als er ihr zu erweisen geneigt ist. Kein Mensch kann unsere Landsleute eines groben, trozigen, unehrerbietigen Wesens oder Betragens gegen ihre Obern beschuldigen. Aber viele unpartheiische Fremde haben die Subordination des Volks und den Einfluß der Regenten an Landes-gemeinden bewundert" u. s. w.

Ich selbst muß meinen Betrachtungen und Erfahrungen zu Folge gestehen, daß ich nirgends einen höhern Grad von Bescheidenheit und Höflichkeit, verbunden mit einem recht anständigen, freimüthigen offenem Zutrauen bei dem gemeinen Manne bemerkt habe, als im Appenzell Außer Rhodem. Während meines Aufenthalts in Gais hatte ich ein auffallendes Beispiel, wie hart ein Respect-widriges Betragen gegen die Vorgesetzten in diesem Lande bestraft wird, und wie sehr das Volk eine solche Strafe billigt und für rechtmäßig hält. Ein alter wohlhabender Mann hatte gegen eine Frau ouf eine sehr unanständige Art auf die Landes-obrigkeit geschimpft, ein dritter hört

hört zufällig dieses mit an, und macht davon eine Anzeige. Der Angeklagte wird vor Gericht gefodert ohne zu erscheinen; er wird bei seinem Eide citirt und erscheint nicht. Darauf wurde er verurtheilt von dem Henker an den Schandpfahl gestellt zu werden und es wurde auf ein Jahr im ganzen Lande verboten ihm Wein und Most in Wirthshäusern zu reichen. So viel ich habe erfahren können, ist dieses Urtheil im ganzen Lande völlig gebilligt worden.

Ich ließ mich mit einem Appenzeller in eine Unterredung über diesen Vorfall ein und äußerte, daß ich dieses Urtheil sehr hart fände. Er fand es aber zu gelinde und glaubte, der Verbrecher habe noch größre Strafe, insonderheit deswegen verdient, weil er bei seinem Eide citirt und nicht erschienen sey. Ich führte ihm darauf an, wie der vorige König von Preußen alle dergleichen unanständige Reden, seine Person betreffend, verachtet und nicht bestraft habe, erhielt aber gleich zur Antwort: die Fälle seyen sehr verschieden, bei einem Könige von Preußen, zumal bei Friedrich II. sey dergleichen ohne Folgen, aber nicht so bei einer Landes-obrigkeit in Appenzell.

Man behauptet auch allgemein in der Schweiz, daß die Regierung nirgends strenger und schärfer sey, als in den demokratischen Kantons.

Herr Meiners sagt weiter: er könne unmöglich eine Verfassung lieben, in welcher die Obrigkeit nicht Macht genug habe, die verderblichsten Mißbräuche abzuschaffen und die nützlichsten Anordnungen zur Erfüllung zu bringen u. s. w.

Wo ist denn das Land, in welchem die Obrigkeit hinlängliche Macht zu dem allen hat? Ist die Regierung Josephs II. nicht ein auffallender Beweis, daß auch der größte Monarch, ohne von den Einsichten und dem guten Willen seiner Unterthanen unterstützt zu seyn, eine solche Macht nicht besitzt? Ist es überall rathsam, daß die Obrigkeit eine unbeschränkte Gewalt in dieser Hinsicht besitze? Was sind das für Mißbräuche, die eine Obrigkeit muß abschaffen, was sind das für Anordnungen, die sie muß machen können? Die Sache ist in der That zu wichtig und zu mißlich, als daß man im Allgemeinen und ohne weitre Bestimmung darüber absprechen kann?

Hr. Meiners liebt eine Verfassung nicht, in welcher keine hinlängliche Fonds zur Belohnung von Verdiensten vorhanden sind. Mit dem Belohnen der Verdienste, welches sich der Staat anmaßt, ist es allgemeiner Erfahrung zufolge eine äußerst mißliche und gar eigne Sache. Meiner geringen Einsicht nach belohnt sich überall, insonderheit aber in freien Staaten, das wahre Verdienst selbst auf mannichfache Art und wird

ob-

ohne Zuthun des Staats belohnt. Gibt es in irgend einem Lande Privat-gesellschaften, die Verdienste gewisser Art belohnen wollen: recht gut! Jeder kann mit dem Seinigen thun, was er will, und je edler der Gebrauch desselben ist, desto rühmlicher. Aber nimmermehr kann ich es billigen, wenn ein Regent seinen Unterthanen Lasten auflegt, um das belohnen zu können, was ihm beliebt Verdienste zu nennen. Von Besoldung der öffentlichen Beamten ist hier nicht die Rede, und wäre sie es auch, so ist sehr leicht einzusehen, daß ansehnliche Besoldungen derselben in einem freien demokratischen Staate weder nöthig noch nützlich sind, im Gegentheil aber eine sehr gefährliche Klippe der Freiheit werden könnten. Auch gibt es in einem freien Staate eine ganz eigne Art der Belohnung des Verdienstes, die süßer ist, als alle Ordensbänder, goldne Dosen und selbst Jahrgehalte der Monarchen, ich meine, der Dank, die Achtung, die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger — das hohe belohnende Bewußtseyn, welches das Verdienst gewährt, und das um desto süßer ist, je reiner es ist — gar nicht zu rechnen.

Was die Einrichtung der unentbehrlichsten gemeinnützigen Anstalten betrift, so habe ich zum Theil oben schon darauf geantwortet. Ich merke nur noch an, daß ich mich nicht zu irren glau-

 be,

de, wenn ich überzeugt bin und behaupte, daß sehr viele der sogenannten gemeinnützigen Anstalten in vielen Europäischen Ländern, wenn man die Kosten, die sie dem Lande verursachen, und die Art ihrer Verwaltung nebst dem wirklichen Nutzen, den sie leisten, erwägt, im Ganzen bisher mehr nachtheilig als vortheilhaft gewesen sind. Ueberdem fehlt dem Lande Appenzell Außer Rhoden an manchen nützlichen Anstalten mit nichten. Es hat z. E. drei Waisenhäuser, ein Dutzend Frei-schulen, eine Lese-bibliothek, jede Gemeinde versorgt ihre Armen u. s. w.

Alle diese und ähnliche Anstalten verliehren, denke ich, nichts dadurch, daß sie aus ganz freiwilligen Vermächtnissen und Beisteuern entstanden sind und erhalten werden. Manche andre sogenannte gemeinnützige Anstalten sind hier gar nicht nöthig, z. B. Brandkassen. Wenn in Appenzell Außer Rhoden Feuer-schaden entsteht, so müssen vereidigte Männer denselben schätzen und hierauf erhalten die Verunglückten die Erlaubniß von der Obrigkeit zu einer Kollekte, die vor den Kirchthüren an einem Sonntage eingesammelt wird. Gewöhnlich findet sich, daß etwa $\frac{2}{3}$ des Verlustes auf diese Art ersetzt wird. Ich denke, dieses ist eben so gut, wie die beste Brand-Assekurazion. Ja es scheint mir noch weit besser; denn die Wirkung der Sitten ist etwas viel Achtungswürdigeres, als

als die Wirkung der besten Anstalt, sobald das Gesetz der Nothwendigkeit und des Zwanges damit verbunden ist. Ueberhaupt glaube ich, ist es gefährlich, durch zu vielerlei Anstalten die moralische Freiheit zu beschränken, und ihre Ausbildung zu verhindern. Kommt ferner auch wirklich in freien Staaten diese oder jene gute Einrichtung etwas später zu Stande, als in despotischen, so kann ich wenigstens diese deshalb nicht mehr lieben, als jene. Denn in jenen ist das einmal eingeführte Gute dafür auch mehr bleibend und dauerhaft, artet nicht so leicht aus in etwas ganz Entgegengesetztes, und es ist nicht die in dem Betracht immer traurige Frucht des Zwangs und des mit Gewalt erpreßten Schweißes der Unterthanen. Fehlt es endlich auch den freien Staaten an dieser oder jener guten Einrichtung: so sind sie dafür auch frei von so mancher verderblichen. Sie wissen nichts von unverhältnißmäßig großen stehenden Armeen, und allem dem Uebel, welches damit verbunden ist; sie kennen kein enrollement, keine Parforce-jagden, keine Monopole, keine Kontrebande, keine Regißeurs und Visitatoren, keine Accise, keine Grund-steuer, ja nicht einmal die allergnädigst privilegirten Lottos.

Hr. Meiners sagt in der Folge: „Wenn es überhaupt wahr ist, daß keiner über wichtige

Sachen entscheiden soll, die er nicht beurtheilen kann, so ist es eben so richtig, daß die Landes-gemeinden in den demokratischen Kantons auf die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in sehr vielen Fällen keine natürliche oder hinlängliche Ansprüche haben.“

Aber du lieber Gott, wenn der in der Theorie in gewisser Hinsicht wahre Vordersatz sogar strenge in der Ausübung genommen werden sollte, wie unendlich viel blieb alsdann unterm Monde nicht ungethan, ungesagt und insonderheit ungeschrieben. Und dann läßt sich das so schön sagen: nur die Weisen, die Verständigen, die Edlen müssen Gesetze geben, u. s. w. Wer sind denn aber diese Menschen? Was haben sie für äußre Merkmale, woran man sie untrüglich erkennt? Wer soll sie auswählen? Auf welche Art und durch wem sollen sie ergänzt werden, wenn einer oder der andre abgeht? u. s. w. Ist es nicht gefährlich, wenn ein ganzes Volk seine Freiheit, seine Rechte, sein Glück und sein Alles unbedingt aus den Händen gibt.? *) Demnächst sind, wie schon gesagt, die Dinge, die auf den Landes-gemeinden vorkommen, von der Art, daß sie nur einen nicht ganz ungebildeten Menschen-Ver-

*) Vergleiche Meiners Urtheil über Genf, Th. 4 Br. 8. S. 165. ff.

Verstand erfodern und der Appenzeller Bauer ist weder von Natur dumm, noch in dem, was sein Vaterland anbetrift, ununterrichtet.

Ueberhaupt ist der gemeine Mann insonderheit in freien und in protestantischen Ländern wahrlich so roh und unwissend nicht, als manche Philosophen und theoritische Politiker sich ihn zu denken belieben. Dann hängt es auch immer von der Obrigkeit ab, das Volk, wenn eine wichtige Sache auf der Landes-gemeinde verhandelt werden soll, vorläufig darüber von den Kanzeln und auf andre Art belehren zu lassen. Verständige Eingebohrne haben mich versichert, daß wenn das Volk auf eine solche Art gehörig in den Stand gesetzt wird, zu urtheilen, es keine solche Fehlgriffe macht, als Hr. Meiners ihm als unvermeidlich aufbürdet. Ja einer der größten Kenner der Geschichte und der Staats-Verfassung der Schweitz hat mich versichert, daß alles Ueble, was in den demokratischen Kantons geschehe, auf Rechnung geistlicher und weltlicher Vorgesetzten, die nicht Patrioten sind, und nicht auf die Rechnung des Volks geschrieben werden müsse.

Was den besondern Fall, den der Hr. Hofrath S. 150 in Ansehung der Konkurs-sache mit Frankreich anführt, anbetrift, so gibt es, so wie auch bei dem folgenden facto, besondre Umstände, die das Volk entschuldigen, wo nicht gar recht-

 fer-

fertigen. In Ansehung des ersten soll insonderheit die innre Uneinigkeit und die Verschiedenheit der Meinungen und Absichten der Obrigkeit das Volk verwirrt haben. Und so gehet es gar oft, daß dem Volk das zur Last gelegt wird, was nicht seine Schuld war. Außerdem läßt sich wirklich noch ein und der andre nicht unwichtige Grund für die Beibehaltung des alten Gebrauchs anführen. Die Herzählung und Auseinandersetzung derselben würde zu umständlich und für wenige Leser anziehend seyn. Unverzeiblich aber war es freilich, daß die Appenzeller Landleute in die edlen Absichten eines so weltbürgerlich gesinnten Ministeriums, wie ehemals das französische bekanntlich war, unbedingtes Vertrauen zu setzen einen Augenblick anstanden.

Herr Meiners behauptet weiter, daß sich von einem Haufen unwissender und mit Vorurtheilen angefüllter Menschen, die größtentheils nicht fähig oder geneigt sind, die offenbarste Nützlichkeit neuer Gesetze und Vorschläge einzusehen, auch nicht erwarten lasse, daß er die Ehrenämter gewöhnlich den würdigsten Bewerbern ertheilen werde. Dieses Urtheil über ein ganzes Volk ist sehr hart, und einem Philosophen, der zumal nicht bloß in den lüftigen Gegenden der Abstraktion schwebt, fast unverzeihlich. Ein würdiger Mann schreibt mir hierüber: „Bei Besetzung

der

der Ehrenämter (um die es bei uns keine Bewerber gibt) ist unser Volk vorsichtiger und glücklicher, als die meisten Monarchen."

Ich muß auch gestehen, daß ich gar nichts davon gehört habe, daß man in Appenzell Außer Rhoden so unwissende unfähige Bauern zu den höchsten Würden erhebt. Man hat zwar vor verschiedenen Jahren einen Land-Amman, Namens Zürfer, gehabt, der ein Zimmermann war und als Land-Amman auch blieb. Allein dieser Mann ist nach allem, was man von ihm erzählt, nichts weniger als ein unwissender unfähiger Mensch gewesen; er hat vielmehr groze Geisteskräfte, einen ungemein richtigen Verstand, genaue Kenntniß der Landes-geschichte und Gesetze, sehr viel Würde, und Gabe die Gemüther zu beherrschen besessen, und ist von einem äußerst rechtschafnen Karakter gewesen. Ueberhaupt aber ist die Unwissenheit im Appenzeller Lande nicht so groß und die Vielwisserei zum Regieren nicht so nöthig, als Hr. Meiners meint.

Herr Meiners sagt, daß da die Appenzeller ihre Freiheit vorzüglich darein setzen, daß sie keine öffentliche Abgaben zahlen, und die Landes-kasse sehr arm sey, so fehle es durchaus an Mitteln, die Lage der Prediger und Schulmeister zu verbessern, die nicht leicht in einem Lande trauriger seyn könne. Die Prediger, fährt er fort, ha-

 ben

den außer etwas Holz und unbedeutenden Vortheilen höchstens 300 Gulden Besoldung und die Schulmeister nicht einmal die Hälfte. Daß es in den meisten Ländern Deutschlands im Ganzen mit der Besoldung der Landgeistlichen und Schullehrer nicht viel besser stehe, wird der Hr. Hofrath unstreitig so gut als ich wissen. Es gibt, glaube ich, keine Provinz in ganz Deutschland, in welcher die Land-Schulmeister im Durchschritt 100 Gulden Besoldung haben. Doch das thut eigentlich zur Sache nichts. Allein ein würdiger Geistlicher in Appenzell Außer Rhoden schreibt mir über diese Stelle folgendes. „Die Lage der Geistlichen ist nicht traurig. Die meisten Gemeinden haben durch freiwillige Beiträge die Einkünfte der Prediger verbessert. Die meisten Geistlichen beziehen, Behausung und Holz nicht mitgerechnet, 6, 7, 8 bis 1200 Gulden und darüber, und keine einzige Gemeinde hat eine Pfründe-Verbesserung abgeschlagen, weil es die Gemeinde nicht ertragen möge.“ Ich merke nur noch an, daß ich in keinem Lande schönere Dorf-Kirchen und beßres Geläut gefunden habe, als in Appenzell Außer Rhoden; und die Hälfte, das heißt, 10 dieser Kirchen sind in diesem Jahrhundert ganz neu gebaut und einige andre sind renovirt worden — alles auf Kosten der Gemeinden und aus freiwilligen Beisteuern.

Herr

Herr Hofrath Meiners scheint es den Appenzellern gar nicht vergeben zu können, daß sie sich keine festgesetzte und bleibende Auflagen wollen aufbürden lassen, und immer lieber freiwillig handeln und geben wollen, wo es die Noth erfodert. Ich für mein Theil kann es ihnen wirklich so sehr übel nicht nehmen. Man weiß ja aus einer der Allgemeinheit sich ziemlich nahenden Erfahrung, wie es mit den öffentlichen Fonds und den durch Auflagen zusammengebrachten Geldern häufig zu gehen pflegt. In freien Staaten sieht es oft mit der Verwaltung derselben nicht weniger mißlich aus, als in despotischen, und sie können in erstern oft Ursach und Veranlassung werden, daß das Volk nach und nach um seine Rechte und Freiheiten gebracht wird.

Ich kann mich gar nicht in das strenge vormundschaftliche Regierungs-System finden, dem zu Folge die Regenten die Unterthanen auf alle Weise, aber immer bloß zum allgemeinen Besten, versteht sich, das Geld abnehmen und hernach aus landesväterlicher Huld zu lauter gemeinnützigen Zwecken, versteht sich, nach Belieben, wieder verwenden. Die Sache hat so viele, so mannigfache üble Seiten und Folgen, gesetzt auch, die Regenten wären wirklich so weise und so wohlwollend, wie man nicht grade mit Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß sie immer und überall

sind

sind und seyn werden. Warum will man es z. B. nun nicht jeder Gemeinde überlassen, daß sie für ihre Kirche, ihren Prediger und Schullehrer selbst sorgt? in einem Lande nämlich, wo sie das bisher that, und wo die Regierung sich nicht schon allerlei Auflagen zu diesem Behuf zahlen läßt.

Man erlaube mir hier, ein paar Nachrichten einzuschalten, die dieser ganzen Sache und dem, was ich eigentlich sagen will, vielleicht einiges Licht geben.

Vor einigen Jahren besuchte ich in einem Lande, in welchem sich verschiedne Männer die Miene gaben, als habe sich die Staats-weisheit und Gerechtigkeit häuslich unter ihnen niedergelassen, den Rektor einer ehemals sehr berühmten und blühenden gelehrten Schule. Ich erkundigte mich nach dem gegenwärtigen Zustande dieser Anstalt und erhielt von dem braven Manne die Antwort, daß sie in schlechter Verfassung sey, und zwar aus dem Grunde, weil die untern Lehrstellen so wenig einträglich wären, daß kein brauchbarer Mann sie annehmen wollte. Aber, sagte ich, ist denn gar kein Fonds zur Verbeßrung dieser Stellen da? Ein ansehnlicherer, war die Antwort, als ihn vielleicht irgend eine Schule in Deutschland hat. Kirchen und Schul-fonds ist für unsern Ort ein und eben derselbe, und die-

dieser belåuft sich weit über 100000 Thaler, und wird jährlich mit einigen Tausenden vermehrt. Und warum kann denn aus diesem Fonds nichts zur Verbeßrung der Schul-stellen verwandt werden? Weil der erste Vorgesetzte des Ortes, der zugleich beim ökonomischen die Aufsicht über Kirchen und Schulen führt, keinen andern Plan hat, als das Kapital zu vergrößern. Können Sie sich denn aber über ein so unzweckmäßiges Verfahren nicht beschweren? Der gute Mann lächelte und sagte: ich sehe wohl, mein Herr, daß sie den Zustand und die Verfassung unsers Landes nicht kennen. Wehe dem bei uns, der sich über seinen unmittelbar nächsten Vorgesetzten beschwert! — Ich kam aus einem Lande, in dem weder Festungs- noch irgend eine andre Strafe darauf stand, sich mündlich oder schriftlich an den obersten Regenten unmittelbar zu wenden, und dachte daher bei mir selbst, der Mann sey hypochondrisch und übertreibe in seiner Beschreibung; aber ich irrte mich, da ich so dachte.

In demselben Lande sprach ich vor ein paar Jahren einen allgemein, auch nach seinem zu frühen Tode noch verehrten und geliebten Mann, der sich durch Bildung beßrer Landschul-lehrer ein unendlich wichtiges Verdienst erwarb. Ich fand ihn sehr niedergeschlagen, weil er eben die Nachricht erhalten hatte daß ein Plan, an dem

er mit der größten Ueberlegung und Klugheit lange gearbeitet hatte, und der darin bestand, diesen besser gebildeten Schul-lehrern ein etwas erhöhteres Einkommen (als welches in diesem Lande noch schlechter als in Appenzell ist) zu verschaffen, gescheitert sey. Wenn man nun solche und ähnliche Fälle weiß, kann man es denn den Appenzellern wol verdenken, daß sie lieber ihre Geistlichen und Schul-lehrer selbst bezahlen und tausend andre Dinge lieber freiwillig und Gemeindenweise veranstalten und machen wollen, als sich Kopfgeld, Accise u. s. w. gefallen lassen und sich selbst außer Stand setzen für das gemeine Beste ihres Orts zu sorgen?

Herr Meiners sagt S. 154 „Mit der vernachläßigten Bildung der Geistlichen (die er als eine nothwendige Folge der vorgegebnen traurigen Lage derselben ansieht) wird nothwendig das Ansehn der Religion, so wie der Unterricht des Volks und der Jugend noch immer mehr verlieren, als sie bisher schon verlohren haben, und wahrscheinlich wird in gleichem Verhältniß die Zahl der Personen wachsen, die gar keinen Gottesdienst besuchen, und die jetzo schon in so großer Menge in Appenzell vorhanden sind, daß man sie mit dem Namen der Sonderlinge und der Tannbetter belegt hat.“ Außerdem daß ich selbst eine große Achtung für den öffentlichen Gottesdienst und eine

klei-

fleißige Besuchung desselben nebst einer feierlichen Andacht und Stille, und großen Vertrauen zu den Geistlichen in Appenzell beobachtet habe, bemerke ich, daß meiner Einsicht nach der Schimpfname, womit man in diesem Lande diejenigen belegt, die den Gottesdienst nicht besuchen, grade das Gegentheil von dem beweist, was Hr. Meiners daraus beweisen will. In den großen Städten Deutschlands kennt man keinen Spott- oder Schimpfnamen für diejenigen, welche die Kirchen nicht besuchen.

Auch das ist ein Beweis, daß die Geringschätzung des öffentlichen Gottesdiensts nicht so groß seyn kann, wie Hr. Meiners behauptet, daß seit wenigen Jahren auf Kosten der Gemeinde drei neue schöne Kirchen und einige Pfarr-häuser erbaut und andre renovirt sind. Ein würdiger Geistlicher des Landes schreibt mir: „Ueber Abnahme und Geringachtung des öffentlichen Gottesdienstes hat man gewiß nirgends weniger Ursach zu klagen als bei uns. Einzelne wenige, die keinen Gottesdienst besuchen, werden mit allgemeinem Tadel, ja mit Verachtung bestraft. Oeffentlicher Religions-unterricht des Volks und der Jugend nehmen in ihrem rechtmäßigen Ansehn ehr zu als ab.

Den

Den Vorwurf über den Mangel an öffentlichen Korn-magazinen beantwortet eben derselbe Mann folgendermaßen: „Statt der Kornhäuser haben wir kluge und wohldenkende Privat-personen, die sich mit Korn-vorrath versehen.“

Allein ich gestehe gern, daß es mir zur völligen Sicherheit doch rathsamer scheint, wenn jede Gemeinde ein eignes öffentliches Magazin errichtete, und es läßt sich hoffen, daß bei der großen Anzahl wohlhabender, braver und gutgesinnter Menschen in Appenzell diese für das gemeine Wohl so wichtige Einrichtung mit nächstem wird zu Stande kommen.

In Ansehung der Anlegung und Verbeßrung der Land-straßen bemerke ich, daß schon im Jahr 1783 eine schöne Straße zwischen Trogen und Speicher angelegt worden und das jezt an zwei andern neuen Straßen gearbeitet wird. Aber das geschieht freilich alles ohne Zwang und ganz aus freiem Willen der Gemeinden.

Von einer solchen Unverschämtheit der Bettler, wie sie Hr. Meiners beschreibt, habe ich während meines ganzen Aufenthalts nichts ähnliches gefunden und die Appenzeller behaupten, Hr. Meiners allein müsse so unverschämte Bettler angetroffen haben. Es ist wahr, in Appenzell Inner Rhoden oder dem katholischen Theil des Kantons, der von Appenzell Außer Rhoden

oder

oder dem protestantischen Theil in vielfacher Rücksicht himmelweit verschieden und von dem auch hier gar nicht die Rede gewesen ist, geht die Bettelei weit bis zum Entsetzen und Ekel.

In Appenzell Außer Rhoden wendet man alles an, ihr zu steuern, aber die blödsinnige fanatische Gutmüthigkeit der Nachbarn, die es für Sünde hält, die Bettler zur Arbeit und zur Ordnung anzuhalten, legt diesen guten Anstalten, insonderheit an den Gränz-Orten große Hindernisse in den Weg. Auch muß ich bei dieser Gelegenheit anmerken, daß viele Kurgäste in Gais zum wahren Verdruß und Aerger der verständigen Einwohner des Orts die unverzeihliche Schwachheit oder den gutmüthigen Leichtsinn haben, die Jugend der Gegend zum Betteln gewissermaßen zu verführen und zu reitzen. Die Kurgäste dürften sich nur vereinigen, die Summe, die sie zur Unterstützung der nothleidenden Armuth bestimmt haben, in die öffentliche Armen-kasse des Orts zu geben; sie würden dabei das befriedigende Bewußtseyn haben, etwas wirklich Gutes zu thun, und der Ueberlauf der Bettler würde bald aufhören.

Nach dem, was ich von der Gerechtigkeitspflege in und außer dem Lande gehört habe, ist dieselbe nicht so schlecht und so abscheulich, wie Hr. Meiners sie schildert. Es thut mir leid, daß

ich mir nicht eine völlig genaue Kenntniß über diesen Punkt im Lande selbst erworben habe. Vergleichungen mit andern Ländern anzustellen bin ich müde, und ich mögte wol gar bitter werden, wenn ich an die sogenannte Justiz in vielen unsrer deutschen Staaten ein wenig lebhaft dächte. Von der Tortur wird, wie man mich versichert hat, in neuern Zeiten höchst selten Gebrauch gemacht. Freilich sollte gar keiner davon gemacht werden, ob man sie gleich in andern Ländern, in denen sie durchs Gesetz abgeschaft ist, nicht völlig unterläßt und allenfalls nur den harten Namen nicht gebraucht.

Von der Anekdote S. 158, von der man nicht einmal sagen kann: se non e vero, e ben trovato, und bei der Hr. Meiners jeden Deutschen zur Freude auffordert, daß er nicht in Appenzell lebt, weiß man meiner Erkundigung zu Folge in diesem Lande nichts, und ich muß gestehen, daß in diesem Punkte mein Sinn fürs Wahrscheinliche mit dem des Hrn. Meiners nicht übereinstimmt. Die Hinrichtungen sind ebenfalls nicht so häufig, als man nach des Hrn. Hofr. Beschreibung vermuthen sollte. Man kann im Durchschnitt des Jahrs nicht Einen rechnen. Das ist freilich für etwa 40000 Menschen schon viel, aber wol nicht so viel als in England und manchen deutschen Staaten.

Herr

Herr Hofrath Meiners fürchtet am Schluß seiner politischen Betrachtungen über Appenzell seinen Freund dadurch ermüdet zu haben. Ich fürchte dieselbe Wirkung noch mehr von diesen Bemerkungen über das, was Hr. Meiners gesagt hat, ich bitte daher um Verzeihung und zugleich um Erlaubniß nur noch ein paar Worte zu meiner Rechtfertigung zu sagen, daß ich das Publikum mit diesem Aufsatze behelliget habe.

Es scheint mir einmal eben so sehr Pflicht, den nachtheiligen und ungegründeten Urtheilen und Nachrichten von einem ganzen Volke zu widersprechen, als es Pflicht ist, die Ehre einer unschuldig gekränkten und verrufenen Privat-person zu retten.

Es scheint mir ferner sehr diensam dem Publikum an einem auffallenden Beispiel zu zeigen, wie vorsichtig man in seinem Vertrauen zu den Nachrichten der Reisenden zu seyn Ursach hat; und es war mir sehr angenehm, daß ich in dieser Hinsicht auf einen Mann stieß, der Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit genug hat, um einen öffentlichen Widerspruch gut aufzunehmen, und sich zu genauerer Untersuchung seiner Nachrichten und Urtheile dadurch bestimmen zu lassen.

Ein noch wichtiger Bestimmungs-grund für mich, als diese beiden, um die Feder zu ergreifen,

 war

war aber folgender: Ich glaube zuweilen in der Geschichte und Erfahrung bemerkt zu haben, daß manche von den sogenannten vornehmen Leuten, vorzüglich auch von denen, die auf höhern oder niedern Posten als Regenten oder Obrigkeiten stehen, gegen das, was sie Volk nennen, gewisse Gesinnungen hegen, wobei sie weder selbst glücklich seyn, noch ihre hohe Pflicht treu und würdig erfüllen können.

Der Gemüths-Zustand, von dem ich rede, ist ein unseliges Gemisch von Verachtung, Haß und Furcht. Man beliebt sich das Volk wie eine wilde reissende Bestie vorzustellen, die man nicht anders regieren könne, als daß man sie verblende, betäube und durch den Stecken maschienenmäßig vorwärts treibe. Diese Vorstellungsart ist freilich dem Grade ihrer Härte nach bei verschiedenen Personen sehr verschieden, so wie auch die Mischung der drei genannten Ingredienzen mancherlei Verschiedenheit zuläßt. Daß ich aber in dieser Bemerkung, die sich allenfalls auch ohne alle wirkliche Beobachtung und Erfahrung aus dem Verhältniß der Dinge herleiten läßt, nicht so ganz unrecht habe — und das um so weniger, da ich meine Bemerkung bei weitem nicht für allgemein ausgebe — wird mir hoffentlich jeder theoretische und praktische Menschen-kenner zugeben.

Man

Man wird auch wol das nicht unrecht finden, daß ich einen großen Theil jener vornehmen Menschen und Großen wegen jenes traurigen Gemüths-Zustandes entschuldige und mehr bedaure als anklage. Es haben in der That zu wenige dieser Personen Verstand Menschenkenntniß und reines Wohlwollen genug, um nicht durch ihre Lage, Verhältnisse und einseitige Erfahrungen in einen solchen Gemüths-Zustand versetzt zu werden. Aber bei dem allen ist es ein sehr trauriges Loos an Kopf und Herzen auf eine solche Art verwildert und gleichsam entmenscht zu seyn, und es ist ein trauriges Loos für die Völker, solche Anführer zu haben und als ihre Gesetzgeber, Väter, Vormünder u. s. w. verehren zu müssen. Es scheint mir daher unendlich wichtig auf alle mögliche Art jene unglückliche Verstimmung wegzuschaffen und auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Wohlwollen sich gründende Ueberzeugungen und Gesinnungen statt derselben zu bewirken. Selbst die Zeitläufte erfodern, nicht nur das Volk zum Gehorsam gegen die Gesetze und seine rechtmäßigen Obern, sondern auch die Regenten zur Gerechtigkeit, zur Achtung und Liebe des Volks zu ermahnen. Vor allen Dingen muß man insonderheit allen hohen und niedern Regenten und denen, die dazu bestimmt sind, begreiflich zu machen suchen, daß der Mensch von Natur kein so bösartiges, al-

ler Ordnung und Gesetzmäßigkeit widerstrebendes Wesen ist, sondern daß er nur böse und verderbt wird durch unverschuldete Lagen und Verhältnisse, die mit seiner Natur und Würde im Widerspruch stehen, vorzüglich aber durch Zwang und Druck, politische, religiöse und moralische Sklaverei.

Die Beherzigung dieser großen göttlichen Wahrheit kann zur Ehre des Schöpfers und zur Ehre und zum Glück der Menschheit nicht genug empfohlen werden. Es wäre ein sehr trauriges Beispiel, welches gegen diese Wahrheit Zweifel erregen könnte, wenn ein kleines Völkchen, das seit Jahrhunderten von dem Joche der Sklaverei befreiet gewesen ist, in einem hohen Grade verderbt seyn sollte. Das wolle Gott nicht. In manchen sogenannten freien Staaten und Republiken mag das der Fall seyn; aber man wird bei sorgfältiger Untersuchung der Verfassung und der Geschichte derselben finden, daß nicht die Freiheit, sondern der Mangel an derselben, die Ursache des Uebels war und ist.

Appenzell Außer Rhoden ist einer der musterhaftesten kleinen demokratischen Freistaaten, die je vorhanden gewesen sind oder noch sind. Das ist also der Gesichts-punkt und der Grund, die mich zum Schreiben bestimmten.

Der

Der Philosoph muß zwar unbeschränkte Freiheit im Philosophiren haben; aber ich halte es doch sehr für seine Pflicht, daß er in seinen Behauptungen und Hypothesen der Würde und dem Glück der Menschheit nichts vergebe, und daß er, wenigstens in Ansehung von Thatsachen, zur Bestätigung solcher Behauptungen und Hypothesen äußerst gewissenhaft zu Werke gehe und der historischen Wahrheit nicht zu nahe trete.

2.

Ueber den Hannöverschen Katechismus.

Die Herausgabe und schnelle, sehr allgemeine Verbreitung des Hannöv. Katechismus der christlichen Lehre ist in doppelter Rücksicht eine merkwürdige Erscheinung. Sie beweist erstlich:

> daß wir seit den 1800 Jahren, da wir die liebenswürdige Christus-lehre haben, doch noch kein brauchbares Lehrbuch derselben besitzen: wenigstens keins, das von dem größern christlichen Publiko dafür anerkannt wäre.

Was sie ferner beweist, will ich weiter unten anzeigen.

Der Unterricht der Jugend ist von der größten Bedeutung, denn in der jugendlichen Geistesbildung liegt ohnstreitig eins der allerwichtigsten Beförderungsmittel der menschlichen Glückseligkeit. Da nun der Religions-unterricht den allgemeinsten Theil *) des Jugend-unterrichts ausmacht, und wir noch kein taugliches Lehrbuch darüber haben: so freuete ich mich nicht wenig über die Erscheinung dieses Buchs, das uns von allen Seiten in den literarischen Blättern als etwas Vorzügliches angekündigt wurde. Diese Ankündigung bewirkte einen so schnellen Absatz des Katechismus, daß wiederholte Auflagen davon veranstaltet werden mußten, und daß er eine geraume Zeit im Auslande gar nicht zu haben war. Auch ich mußte lange darauf warten; endlich bekam ich ihn, und las, und las — bis zu Ende: aber, wie sehr erfuhr ich, was Gellert sagt:

— Du eilst, und kaufst, und liest,
Was denn? — daß du betrogen bist!

Ich

*) Denn Religions-unterricht (d. i., nach hergebrachter Sitte, den Katechismus) lernen unsre Schul-kinder alle; Lesen — lernen schon wenigere; Schreiben und Rechnen — noch wenigere; und Denken — fast gar keine!

Ich legte das Buch aus den Händen, mit dem unmuthigen Gefühl einer getäuschten Hofnung, und mit dem noch schmerzhaftern Gedanken an den Schaden, wenigstens an das Hinderniß des Guten, welches dasselbe veranlassen wird, weil es in der Hauptsache weder besser noch schlechter ist, als die untauglichen Religions-bücher, welche wir schon zu Tausenden haben. Ich bin schuldig den Beweis von dieser Behauptung zu führen, und lege denselben hiermit den denkenden Lesern, besonders denen, die bei der Sache etwas bessern können, zur sorgfältigen Beherzigung vor.

Unsre Katechismen haben bekanntlich zwei Hauptingredienzien, nämlich dogmatische und moralische Lehren. Beide wurden von Alters her christlich genannt; aber beide waren durch Menschensatzungen nach und nach so sehr entstellt, daß sie ihrer ursprüglichen Gestalt kaum noch ähnlich sahen, ihre Absicht aber größtentheils verfehlten. Dies erkannte man endlich, und leistete der Moral den wichtigen Dienst, sie zu reinigen und dem Menschen wieder brauchbar zu machen; mit der Dogmatik aber blieb es — in den Katechismen wenigstens — wie es war. Also nicht die Moral, sondern die Dogmatik ist es, woran wir laboriren; und nicht jene, sondern diese ist es, welche den Menschen (durch die Satzungen, worunter sie sei-

seinen Geist gefangen hält) unglücklich macht. Wer sich also das Verdienst erwerben will, einen brauchbaren Katechismus zu schreiben, (und dies Verdienst wäre wahrlich nicht klein), der reinige und bessre den dogmatischen Theil, und richte ihn so ein: daß er die Menschen wirklich nützlich belehrt, sie weiser *) und besser macht, und dadurch die menschliche Wohlfahrt zu dem Grade befördert, welcher mit unsrer Erden-bestimmung vereinbar ist.

Offenbar ist dies die Hauptsache; und grade hierin fehlt es dem Hannöv. Katechismus am meisten. Denn er enthält die bekannte, zu dem eben erwähnten Zweck untaugliche alte Dogmatik, von der Erb-sünde an bis zu den ewigen Höllen-strafen. Man höre, und urtheile selbst aus Stellen wie folgende, denen ich kürzlich einige Bemerkungen beigefügt habe.

Hei-

*) Es bedarf wol kaum der Erinnerung, daß hier nicht scientivische Philosophie gemeint sey, welche man haben kann ohne weise zu seyn. Weise ist der, welcher den Zweck seines Lebens und die Mittel zur möglichsten Erreichung desselben richtig erkennt, und die leztern sorgfältig anwendet.

Heilige Schrift, Wunder und Weissagungen.

Seite 7, 2c. *) Frage 10. Aber die heil. Schrift ist ja von Menschen aufgesetzt?

Antwort. „Die Menschen redeten und schrie„ben unter einem außerordentlichen Beistande „Gottes. 2 Tim. 3, 16."

Fr. 12. Worinn hat man man abnehmen können, daß sie unter dieser außerordentlichen Leitung des Geistes Gottes standen?

Antw. „Gott hat durch sie Wunder verrichtet, „und zukünftige Dinge lange vorher verkündigt. „Hebr. 2, 4. Gott hat der Predigt von Christo „Zeugniß gegeben, 2c." 2 Petr. 1, 21. Es ist „noch nie keine Weissagung aus menschlichem Wil„len hervorgebracht, 2c."

Hier ist der ganz gewöhnliche Zirkel im Beweise; erst beweist man die Göttlichkeit der heil. Schrift aus den Wundern und Weissagungen, und dann wieder die Wunder und Weissagungen — aus der heil. Schrift! Aber solche Beweise sind schlechter als gar keine, denn der Nachdenkende merkt den Trugschluß gar wohl, und läßt sich so nicht abweisen. Ist aber die Autorität der Schrift nicht besser begründet: wie will hernach DAS bestehen, was man auf diesen Grund bauet?

Drei

*) Nach der 2ten Auflage, Lüneburg, 1791.

Dreieinigkeit.

S. 18/20. Fr. 62. Wie hat sich aber dieser Einige Gott in der heil. Schrift zu unserm Heile näher geoffenbaret?

Antw. „Als Vater, Sohn und heil. Geist. Matth. „28, 19. Gehet hin, rc.“

Nachdem nun von Fr. 63 bis 68 die Gottheit jeder dieser 3 Personen auf gewöhnliche Weise aus ihren Namen, Werken und göttlicher Verehrung erwiesen worden, heißt es, Fr. 69: Was bezeugt jedoch die heil. Schrift bei Allem, was sie uns von Gott, Vater, Sohn und heil. Geist lehret, unwidersprechlich?

Antw. „Daß Vater, Sohn und heil. Geist „nur ein einiger Gott sey. Joh. 10, 30. rc.“ — Sodann folgt diese Anmerkung: „die in dieser „Lehre gebräuchlichen Worte Person und Dreieinigkeit haben zur Absicht, jenes erstere: den „(man merke!) wirklichen Unterschied zwischen „Vater, Sohn und heil. Geist, wie er zufolge „der Fragen 63 u. 64 in der heil. Schrift gegründet ist, anzuzeigen, damit man nicht bloße Eigenschaften oder Wirkungen, oder gar bloße Namen dabei gedenke; — dieses letztere aber: „zu verhüten, daß man nicht Vater, Sohn und „heil. Geist sich, wie drei menschliche Personen „(man merke!) von einander getrennt vor-

„stel-

„stelle.“ — Das heißt doch, über einen dunkeln Gegenstand Auskunft geben! Und nun Frage 70: Wozu verpflichtet und ermuntert uns das Unbegreifliche in dieser Lehre?

Antw. „Daß wir bei unserm Nachdenken über „Gott demüthig unsre Schwäche erkennen, und „uns der Ewigkeit freuen, wo wir hellere und hö„here Kenntnisse von Gott erhalten sollen.“ — Wahrlich, nach diesem Grundsatz kann man uns die unbegreiflichsten und widersprechendsten Dinge zu glauben aufbürden, um uns zur Freude über die Ewigkeit zu verpflichten, wo uns höhere Aufschlüsse bevorstehn.

Ursprünglicher Zustand der Menschen, Sündenfall, Erbsünde.

Seite 27. Fr. 6. Mit was für Vorzügen hat Gott die ersten Menschen besonders begnadigt?

Antw. „Sie waren am Verstande und Willen „rein und unverdorben, und ihrer ganzen Natur „nach unsterblich.“ — Womit will man das beweisen? Gesagt ist so etwas bald; und ein paar Sprüche, die einen ganz andern Sinn haben, sind leicht citirt: aber beweisen kann man Keins von beiden! Die ersten Menschen hatten zwar vermuthlich eine sehr gute Anlage; aber ihr Verstand und Wille mußte, so gut wie der unsrige,

frige, erst gebildet werden: — und unsterbliche Menschen wird vollends niemand glauben, so gläubig er übrigens auch seyn mag!

Von Fr. 10 bis 15 das Gewöhnliche vom Sündenfall, Strafe, und sündlichen Verderben. In Fr. 16 heißt es: Was nennt man Erbsünde?

Antw. „Die Verdorbenheit der menschlichen „Natur, womit wir geboren werden.“ — Man kann sich, wenn es mit dieser Verdorbenheit seine Richtigkeit haben soll, eines doppelten Gefühls nicht erwehren: 1. daß alsdann Gotte sein vorzüglichstes Werk auf dieser Erden-welt, der Mensch, so ganz misrathen sey; und 2. daß Adams Nachkommenschaft bei der ihr, ohne ihr Verschulden, angebohrnen Verdorbenheit — unmöglich so in Anspruch genommen werden könne, wie wir in der Folge gelehrt werden. Und dies doppelte Gefühl ist weder dem erhabnen Begriff von Gott, noch unsrer moralischen Bildung günstig. Auch steht der Katechismus in diesem Punkt in einem auffallenden Widerspruch mit sich selbst, wie weiter unten bemerkt werden soll.

Christus; Erlösung. S. 32 ꝛc.

Hier wird zuerst bemerkt, daß der Mensch für sich selbst zu verderbt und zu unvermögend sey, sich aus dem unglücklichen Zustande, worin ihn

ihn die Sünde stürzt, heraus zu helfen; sodann wird die Gottheit Christi nochmals besonders erörtert, (Fr. 3), und darauf die Frage aufgeworfen: Wovon sind wir durch Christum erlöset?

Antw. „Von der Schuld und den Strafen der „Sünde, wie auch von der Unwissenheit in gött„lichen Dingen, und von dem Unvermögen, die „sündlichen Neigungen zu besiegen." — Fürwahr, drei Punkte von der größten Wichtigkeit! Nur aber frägt sichs: wie ist diese Erlösung gemeint? — Ist sie den Christen nun etwa so angebohren, wie sonst das allgemeine Verderben allen Menschen angebohren war? Das kann wol nicht seyn; denn 1. sehen wir nicht alle Tage, daß christliche Sünder, z. B. Lügner, Verschwender, Säufer, Betrüger, Diebe — eben sowol die Schuld und Strafen ihrer Sünden tragen müssen, als andre Sünder aller Zeiten und Nationen? Und 2. gibt es in der Christen-welt nicht eine so unglaubliche Unwissenheit und Aberglauben in göttlichen Dingen, daß die Klagen darüber ganz laut und allgemein sind? — Von dem dritten Punkt mögte man lieber gar schweigen. Denn wenn die Christen von dem Unvermögen die sündlichen Neigungen zu besiegen — erlöst sind: so müssen diejenigen, welche sich für recht gute Christen halten, und dabei der Heuchelei, der Verläumdung, dem Geiz, dem Neide, dem Stolz,

der

der Verfolgungssucht, dem Trunk, und andern sinnlichen Lüsten — mit aller Behaglichkeit ergeben sind, doch wahrlich gar keinen guten Willen haben sich von diesen Lastern zu entwöhnen, ob sie gleich vermögend dazu sind. — Aber so ist die erwähnte Erlösung auch nicht gemeint; sondern wir können, wie man uns weiter lehrt, derselben nur durch die größte Sorgfalt von unserer Seite theilhaftig werden, und z. B. der Schuld und Strafe der Sünde nur durch Vermeidung der Sünde selbst vorbeugen, — der Unwissenheit in göttlichen Dingen nur durch fleißig erlernte richtige Einsichten abhelfen, — und das Unvermögen zum Guten nur durch fortgesetzte Uebung in die glückliche Fertigkeit, Gutes zu thun, verwandeln. Aber sollte ein so sorgfältiges Bestreben nicht zu allen Zeiten, und bei allen Menschen die nämliche Wirkung hervorgebracht haben? Sollten in den 4000 Jahren vor dem Christenthum, und bei den Völkern, die keine Christen sind, gar keine richtigen Begriffe von Gott und göttlichen Dingen, gar keine Besiegung der Laster, gar keine Ausübung der Tugend Statt gefunden haben? — O, der Anmaaßung! Vermuthlich aber hat der Katechismus das auch nicht behaupten wollen? So muß er auch nichts sagen, worin jene Behauptung so klar enthalten ist, als

irgend eine Schlußfolge in einem Vordersatz nur immer enthalten seyn kann.

In den folgenden Fragen wird nun noch über Christi Leiden, Sterben, Stellvertretung, unsre Versöhnung mit Gott, ꝛc. das Gewöhnliche beigebracht, und reichlich mit unverstandnen biblischen Sprüchen belegt, ohne auch nur einen einzigen derselben gehörig zu erläutern.

Hölle.

S. 52. Fr. 4. Wie mancherlei wird der Zustand der abgeschiedenen Seelen seyn?

Antw. „Zweierlei: ein seliger für die Frommen, und ein unseliger für die Gottlosen."

S. 56. Fr. 26. Welches wird der künftige Ort und Zustand der Verdammten seyn?

Antw. „Eine Hölle."

Fr. 27. Was versteht man darunter?

Antw. Einen höchst unseligen Aufenthalt und „Zustand der Verdammten."

Fr. 30. Wie lange wird jene Seligkeit der Frommen, und diese Unseligkeit der Gottlosen dauren?

Antw. „Beide werden ewig dauern." — Wußte denn der Verfasser des Katechismus gar keine andre Antwort auf diese Frage zu geben? so hätte er sie doch lieber ganz weglassen sollen. Wenigstens werden alle Katechumenen sie ihm gern, mit

sammt seiner kaltherzigen, von der einen Seite so empörenden Antwort, schenken.

So weit von den dogmatischen Mängeln dieses Buchs; Jeder Leser, welcher den Katechismus selbst zur Hand nimmt, wird ohne Mühe noch weit mehrere darin entdecken; aber ich wollte sie auch nicht alle, sondern nur einige anführen, die mit der Veredlung und Beruhigung des Menschen schlechterdings nicht vereinbar sind.

Jetzt muß ich noch mancher andern Fehler erwähnen, die zwar an und für sich bei einem Buch, welches ein guter Katechismus seyn soll, immer groß genug, obgleich mit jenen dogmatischen Gebrechen nicht zu vergleichen sind. Sie laufen sämmtlich darauf hinaus, daß weder die Anordnung noch Ausführung dieses Buchs wohl gerathen sey, welches aus dem Mangel an einem bestimmten Zweck, der Anordnung und Art des Vortrags, den halb wahren und halb falschen Sätzen, den schiefen Behauptungen und überladnen Begriffen, und den Widersprüchen, die sich darin zeigen, sattsam erhellen wird. — Also zuförderst

Mangel an einem bestimmten Zweck. Diesen scheint den Verfasser des Katechismus gar nicht vor Augen gehabt zu haben; wenigstens ist er nirgends angezeigt, nirgends auch nur ein Fingerzeig darüber

über gegeben; und aus dem Buche selbst läßt er sich auch nicht abnehmen. Indeß muß es doch, als Leitfaden beim christlichen Religions-unterricht, entweder für die Jugend, oder für den Lehrer, oder für beide zugleich bestimmt seyn. Aber in dem ersten Fall ist es wahrlich eine schwere Anforderung an die Jugend, sich durch einen Katechismus durchzuarbeiten, welcher aus 146, enge ineinander gedruckten, großen Octav-seiten besteht, und mit der ganzen, sogenannten, orthodoxen Theologie belastet ist, von der sie großentheils nie, nie Gebrauch machen kann! Wozu also dieser Unrath? — Und für den Lehrer ist das Buch eben so wenig brauchbar, vielmehr verwickelt es ihn, wenn er den Religions-unterricht wirklich lehrreich und nützlich einrichten soll, in Schwierigkeiten, wovon die Verfertiger der Katechismen vielleicht wenig, — er selbst aber desto mehr fühlt, da er fast täglich mit ihnen zu kämpfen hat. Denn er muß z. B., wenn er den gesunden Verstand und das moralische Gefühl seiner Lehrlinge nicht kompromittiren, und sich dadurch den Eingang zu beiden verschließen will, — er muß, sage ich, bei dem Religions-unterricht nach diesem Buch die dogmatischen Mängel heben, das Unnütze von dem Nützlichen absondern, die einseitigen, überladnen Sätze und Begriffe berichtigen, die Widersprüche ausgleichen, ꝛc. und das alles, ohne den Katechismus mei-

stern zu sollen. Welche Arbeit! Wahrlich, einem Lehrer, der dazu Geschicklichkeit und Klugheit genug besitzt, sollte man nicht mit einem solchen Katechismus ein so grosses Hinderniß in den Weg legen; er würde sich bei dem simplen kleinen Katechismus Lutheri und dem Gebrauch des neuen Testaments ungleich besser befinden. Genug von der Zwecklosigkeit des Buchs.

Anordnung desselben, und **Art des Vortrags.** Beide sind deswegen fehlerhaft, weil der Katechismus von dem bei weitem schwerern und unverständlichern Theil (der Dogmatik) anfängt, und zu dem leichtern und verständlichern (der Moral) übergeht, statt daß es billig umgekehrt seyn sollte: und dann, daß der Vortrag selbst grossentheils ebenfalls schwerfällig, und nichts weniger als popular ist. Von beiden Beispiele. Was die Anordnung betrift, so fängt gleich die erste Seite der Erklärung mit dem Begriff von dem Urheber der sichtbaren Welt an; auf der 2ten Seite folgt die Lehre von der Eingebung der heil. Schrift; auf der 3ten die Wunder und Weissagungen, ꝛc. ꝛc. Aber ich frage: für wen soll dieser so geordnete Unterricht seyn? Für Kinder von 6 Jahren? oder von 10 Jahren? — Aber der wohlbelehrte 12jährige Knabe hat ja kaum für die **leichtern** dieser Materien Sinn und Fassungs-kraft: was sollen

denn

denn Kinder mit allen diesen Sätzen machen? Und so geht nun der dogmatische Theil fort, bis S. 57, wo der moralische anfängt; dem ganzen Buch aber fehlt eine solche Anordnung, wo das Leichtere dem Schwerern voranginge, und alles so auf einander folgte, wie es der zunehmenden Fassungs-kraft angemessen wäre.

In Ansehung des Vortrags, welcher in Frage und Antwort abgefaßt ist, sind die Fragen großentheils zu lang und zu schwer. Z. B. gleich die erste Frage: Wenn du die Welt, und alles, was darinnen ist, vernünftig betrachtest, denkst du alsdann, daß sie von ohngefähr entstanden sey? oder daß sie einen Urheber haben müsse? — Dies ist der Anfang eines Katechismus für Kinder! Aber wer soll diese Frage beantworten? Doch wol nicht ein Kind? Es ist ja eine Frage, die nur ein vernünftig denkender Mann beantworten, und auf deren Betrachtung man sich höchstens mit einem wohl belehrten Jüngling einlassen kann. Und solche weitläuftige, schwere Fragen findet man auf jeder Seite.

Die Antworten sind nicht minder schwer, und so beschaffen, daß sie nur von welterfahrnen, und der theologischen Gelahrheit kundigen Männern gegeben werden können. Z. B. auf die 20. Frage, S. 9: Sind die göttlichen Bücher eine große Wohlthat für die Menschen? — wird geantwortet: „Ja, sie

„haben diejenigen Völker, welche sie angenommen „und befolgt haben, besser und glücklicher gemacht, „als alle Bücher der bloßen Vernunft der Ge„lehrten." — Und auf die 21. Frage: Welche Uebel haben sie unter vielen Völkern theils ganz vertilgt, theils wenigstens vermindert? — wird geantwortet: „Den thörigten und lästigen Gottesdienst, „die Menschenopfer, die Grausamkeit im Kriege, „die Härte gegen Niedrige und Leibeigne." Sind dies Antworten von Kindern, oder von weltkundigen Männern? Und was werden die Leser zu der Behandlungsart sehr vieler Materien sagen, wo schwierige Fragen bloß mit schwierigen biblischen Sprüchen beantwortet werden, ohne weitere Erläuterung darüber zu geben? Z. B. Fr. 29. S. 11. Wozu nützt dir diese Erkenntniß: daß Gott ein ewiger Gott ist?

Antw. „Er bleibt meine Zuflucht für und für, „wenn gleich alles mit mir hinstirbt, und auch ich „selbst sterbe."

Fr. 32. S. 12. Wessen getröstet sich der Fromme bei diesem Glauben an Gottes Allgegenwart, in Gefahren, im Leiden, und im Tode?

Antw. „Ob ich schon wandre im finstern Thale, „fürchte ich doch kein Unglück, denn du, Gott, bist „bei mir."

Fr.

Fr. 44. S. 14. Können wir aber wol immer die Weisheit Gottes überall ergründen?

Antw. „Nein, Gottes Gedanken sind nicht un„sre Gedanken, und unsre Wege sind nicht seine „Wege."

Fr. 13, S. 35. Wie ist die Versöhnung geschehen?

Antw. „Gott hat den, der von keiner Sünde „wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß „wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor „Gott gilt."

Fr. 25, S. 37. Wozu soll uns ein öfteres Andenken an die selige Auferstehung unsers gekreuzigten Heilandes erwecken?

Antw. „Gleichwie Christus ist auferwecket von „den Todten, durch die Herrlichkeit des Vaters, al„so sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln."

Fr. 29, S. 38. Was lehrt die heil. Schrift von den fortdaurenden Wirkungen des erhöheten Heilandes zum Heile seiner Erlösten?

Antw. „Er kann selig machen immerdar, die „durch ihn zu Gott kommen, und lebet immerdar, „und bittet für sie."

Fr. 32, S. 39. Was verlangt Gott von uns, als seinen Erlösten?

Antw. „Daß wir ihm dienen, ohne Furcht un„ser Lebenlang in Heiligkeit und Gerechtigkeit, „die ihm gefällig ist."

Solche und ähnliche Stellen, welche einen gewandten Exegeten erfordern, kommen in dem Katechismus von Anfang bis zu Ende in Menge vor.

Halb wahre und halb falsche Sätze, schiefe Behauptungen, überladne Begriffe. Nur einige Beyspiele davon. Fr. 35, S. 12. Was heißt: Gott ist allmächtig?

Antw. „Gott kann thun, was er will; ihm ist „nichts unmöglich." Zu dieser Erklärung gehört offenbar die Einschränkung: außer, was sich entweder selbst widerspricht, oder was mit seiner Weisheit nicht bestehen kann.

Fr. 34, S. 31 wird behauptet: „Gott könne die Sünde nicht herrschen lassen;" und doch hat man von Anbeginn der Welt bis jetzt nicht aufgehört über das herrschende sündliche Verderben zu klagen!

Fr. 35, S. 31 heißt es: „Gott zeige dies „(vergleiche Fr. 34) durch die zeitlichen und ewigen „Strafen, welche er auf die Sünde folgen lasse." Und doch geht es, wie niemand leugnen kann, gar vielen und großen Sündern, bis an ihr Ende, im Zeitlichen recht wohl.

Die sehr einseitige Behauptung von der Erlösung (Fr. 7, S. 33) habe ich vorher schon erörtert. Eben so einseitig ist der Grund von unserm, Gott schuldigen, Gehorsam (Fr. 26, S. 63) mit den

Wor-

Worten angegeben: „Weil er unser höchster Oberherr ist.“ Es gäbe also keinen bessern Grund unsers Gehorsams gegen göttliche Vorschriften, als den angeführten? Gellert hat ihn ja längst eben so wahr als rührend vorgetragen:

Gott will, wir sollen glücklich seyn,
Drum gab er uns Gesetze.
Sie sind es, die das Herz erfreun;
Sie sind des Lebens Schätze.
Er redt in uns durch den Verstand
Und spricht durch das Gewissen
Was wir, Geschöpfe seiner Hand,
Fliehn oder wählen müssen.

Von überladnen Begriffen endlich will ich nur zwei anführen: den vom Glauben (welchen ich aber S. 44 Fr. 15, nebst allem, was bis S. 50 darauf gepfropft ist, selbst nachzulesen bitte); und den vom Gottesdienst. Dieser besteht, nach Fr. 120, S. 80, „in allem, was wir nach Gottes „Willen und zu seiner Ehre denken, reden, thun „und dulden.“ Also unser Gottesdienst sollte, gleich einem Herrendienst, nur auf Gott und seine Ehre, und nicht auf die Beförderung unsrer menschlichen Wohlfahrt Beziehung haben? — Jakobus wußte das besser: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst, sagt er, vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, (also wohlthätige Nächstenliebe) und sich von der Welt unbefleckt behalten.

Widersprüche. Dies ist, nächst der Unbegreiflichkeit, die schwächste Seite der dogmatischen Theologie, wovon auch in unserm Katechismus Beispiele genug vorhanden sind. So wird von ein und eben demselben Gott, S. 16, Fr. 51. gesagt: „daß er (nach seiner Barmherzigkeit) „nicht mit uns nach unsern Sünden handle und „uns nicht nach unsrer Missethat vergelte" — und gleich gegenüber, S. 17, Fr. 56. wird behauptet: „daß er das Gute belohne und das Böse „bestrafe, und einem Jeglichen nach seinen Wer„ken gebe." — Welches von beiden ist nun wahr?

Ferner wird, S. 22. ꝛc. Fr. 13. 14. ganz recht gelehrt: „Gott achte auf Alles, ordn Alles, „was in der Welt vorgeht, nach den weisesten „Gesetzen, und ohne seinen Willen geschehe nichts, „weder Böses noch Gutes; Gott achte auch auf „das Geringste seiner Geschöpfe, und keinem der„selben könne ohne seinen Willen auch nicht das „mindeste wiederfahren" — und S. 24. Fr. 18. „wird behauptet: daß sich gläubige Kinder Got„tes dieser göttlichen Fürsorge vorzüglich zu er„freuen haben." — Aber wie in aller Welt ist das nach der angeführten richtigen Voraussetzung, nur möglich? Wenn Gott ohne Ausnahme alles — auch das allergeringste besorgt: kann es dann

dann — noch eine vorzügliche Fürsorge Gottes geben? Man bedenke doch, was man sagt!

Ferner wird Fr. 56, S. 17. gelehrt: „der „gerechte Gott belohne das Gute und bestrafe das „Böse, und gebe (dadurch) einem Jeden nach „seinen Werken“ — nach S. 35, F. 14. „aber hat eben dieser Gott die Strafen der „Menschen auf Christum gelegt, der nie gesün„digt hat:“ — und in dieser Handlung soll Gott zugleich „seine Gnade und Gerechtigkeit of„fenbaren, damit erstere die Sünder zur Buße „leite!“ Welche Verwirrung von Begriffen!

Endlich (und dies mag das letzte Beispiel seyn) wird die menschliche Natur der „Verdorbenheit „beschuldigt, welche, nach S. 28, Fr. 17. sich „durch Trägheit zur Erkenntniß der Wahrheit und „zur Ausübung des Guten, und durch eine über„wiegende Geneigtheit zum Bösen äußert“ — und S. 92. Fr. 150. werden die „vorzüg„lichsten Triebe hergezählt, welche Gott in un„sre Natur gelegt hat, und welche gewöhnlich auch „ohne unsre Entschließung fortdauren. Diese „sind: der Trieb zum Leben, zur Ehre, zur Nach„eiferung, zur Gesellschaft, zur Thätigkeit, der „Trieb des Mitleids, der Mitfreude, des Zorns.“ Hierauf wird gefragt: Wozu sind uns diese Triebe verliehen? Antwort: „Zu unsrer und Andrer Wohlfahrt.“ Und dabei wird die treffliche Anmerkung

kung hinzugefügt: „So der Trieb zum Leben, „um dasselbe, auch wenn es uns übel geht, zu „erhalten; — der Trieb zur Ehre, um gute, „löbliche Thaten zu verrichten; — der Trieb zur „Nacheiferung, um durch das Beispiel Andrer „immer verständiger und tugendhafter zu werden; „— der Trieb zur Gesellschaft, um im Umgange „mit Andern Freude zu genießen, und zu verbrei„ten; — der Trieb zur Thätigkeit, um recht „viel Gutes in der Welt zu bewirken; — der „Trieb des Mitleids, um auch mit eignem Ver„lust, und bei eigner Gefahr, Andern zu helfen; — der Trieb der Mitfreude, um durch Theil„nahme an Andrer Freuden uns selbst Freude zu „machen, und Andrer Freude zu erhöhen; — der „Trieb des Zorns, um das Böse mit Nachdruck „zu hindern."

Schön! Aber das heißt doch wohl ein Widerspruch zum Vortheil der menschlichen Natur, wenn man sie erst der Verdorbenheit und einer übermiegenden Geneigtheit zum Bösen beschuldigt, — und ihr hinterher wieder die wohlthätigsten Triebe zugesteht, welche Gott so tief in ihr Wesen gelegt hat, daß sie sogar ohne unsern Entschluß fortdauren! Und wahrlich, Gott hat auch die Natur seiner Menschen so gut eingerichtet, daß, wenn wir sie auch durch die Dogmatik austreiben — naturam expellas furca — sie

sie doch wieder zurückkehet — tamen usque recurrit — und selbst in dem Dogmatiker laut wird, sobald er nur seines Systems einmal vergißt.

Ich kenne alle die Hülfssätze, deren man sich bedient, um die bisher erwähnten Mängel und Widersprüche der Dogmatik zu heben; aber ich kenne auch ihre wichtige Wirkung. Sie gleichen gefärbten Pflastern, womit man die Schäden des dogmatischen Körpers — zwar bedecken, aber ihm wahrlich weder Gesundheit noch Stärke geben kann: das Uebel bleibt, und der ungesunde Körper nähert sich almälig seiner Verwesung.

Soweit von den Datis zur Beurtheilung dieses Katechismus. Mußte denn aber aufs neue ein solcher Katechismus geschrieben werden, da wir dergleichen leider! schon zu viele haben? Und mußten sich Recensenten finden, die uns diesen neuen als einen bessern anpriesen? — Es würde indeß ungerecht seyn, wenn ich nicht auch bemerken wollte, daß ich, besonders in dem moralischen Theil desselben, mit unter recht gute Stellen gefunden hätte. Wirklich habe ich mehrere dergleichen angetroffen, die in jedem Katechismus zu stehn verdienten; aber der Werth, den das Buch von dieser Seite hat, kommt mit seinem anderweitigen Unwerth — wegen der Wirkung dieses letztern — in keine Vergleichung. Denn ein solcher Katechismus — o, beachtet es doch, ihr

Men=

Menschenfreunde! — ist nicht fähig den Menschen zu würdigen Begriffen von Gott, und zu richtiger Kenntniß seiner eignen erhabnen Bestimmung zu führen; nicht fähig, sein Herz zu dem beseligenden Gefühl einer kindlichen Liebe zu Gott, und einer wohlthätigen Nächstenliebe zu erwärmen; nicht fähig, das Streben unsrer gesammten Kräfte auf Einen Punkt — unsre und unsrer Mitmenschen Wohlfahrt — zu vereinigen; nicht fähig, uns auf den trübern Wegen durch das Erdenleben zu beruhigen und unsern Muth aufrecht zu halten: — aber fähig ist er, dem Menschen einen knechtischen Sinn gegen Gott, und einen niedrigen gegen sich selbst zu geben; fähig, sein Herz mit seinem Kopf auf immer zu entzweien, indem er diesen mit dogmatischen Irrsalen anfüllt, die heiligern Gefühle des Herzens aber in sich selbst zurückschreckt; fähig, den Sektengeist und Sektenverfolgung unsterblich auf der Erde zu erhalten; fähig, uns die Tugend zu nehmen, und dafür den Heuchelschein derselben zu geben; fähig, die Menschheit unter ein schmähliges Joch zu beugen, ihren edlern Sinn zu ertödten, und sie an ihrem innersten Nerven, an der Selbständigkeit — dem Quell aller Mannheit, aller Tugend und alles Glücks — zu lähmen.

Daher — o, beachtet es doch, ihr weisern Menschenfreunde! — wendet auch die Jugend den Blick,

Blick, und das Herz von der Lehre eines solchen Katechismus unmuthig hinweg, und lernt ihn, oder scheint ihn vielmehr nur so lange zu lernen, als sie ihn, der Konvenienz gemäß, lernen muß. Froh, der Schule endlich entwachsen zu seyn, vergißt nun der Jüngling seinen Katechismus, und tritt den Weg durch das Leben an, ohne an haltbaren Grundsätzen einen sichern Führer zu haben; sondern mit einem Kopf voller Unwissenheit, falscher Meinungen und Widersprüche über Gott und die Absicht seines Erdenlebens, — und mit einem Herzen, dem der Tugendsinn Jesu fremd ist. Religion, Tugend und praktisches Leben sind dem so gestimmten Menschen getrennte Dinge. Die erste übt er in der Kirche, und allenfalls in seinem Gebetbuch zu Hause; die zweite hat wenig Reize für ihn, da sie weder Ehre noch Geld bringt, und er nöthigen Falls mit dem Tugendschein eben so weit zu kommen weiß; und das dritte bringt er in dumpfer — wie's trift — Behaglichkeit oder Unbehaglichkeit seines Sinnes — dahin, so gut er kann. Dies sind die Grundzüge der Lebensgeschichte vieler sogenannten Christen! Und wenn auch Andre sowohl in Ansehung des Kopfs und des Herzens besser bestellt sind, so sind dies erstlich verhältnißmäßig nur wenige; und dann sind diese Wenigen wahrlich nicht durch den Katechismus dahin gekommen, sondern der göttliche Funken des

Den-

Denkens ist durch anderweitige Anreizungen in ihnen aufgeregt worden, und hat sie auf den Weg geleitet, worauf es ihnen gelang, der Wahrheit und Glückseligkeit näher zu kommen.

Wessen Geist und Herz aber ein für allemal von einem gewöhnlichen Katechismus umgrenzt wird, (wie dies der Fall bei dem grossen Haufen ist): dessen Auge kann unmöglich die trüben Nebel desselben durchdringen; der kann nie das wohlthätige Licht der Welt erblicken, welches uns Jesus anzündete; und, ach! er kann nicht zu der Freiheit der Kinder Gottes gelangen, daß er mit völligem — fruchtlosen Einverständniß seines Verstandes und Herzens ausriefe: Abba, lieber Vater!

Ich bin noch den zweiten Punkt anzuzeigen schuldig, den die Erscheinung und plötzliche Verbreitung des Hannöverschen Katechismus beweist; und dieser besteht darin: daß,

> wenn das Publikum denselben mit Beifall aufnimt, wir sobald noch keinen guten Katechismus zu erwarten haben; wenn es ihn aber misbilligt, so haben wir Hoffnung uns bald eines bessern zu erfreuen.

Die

Die Sache ist klar; denn der erste Fall wäre ein Zeichen, daß das Publikum für ein besseres Buch dieser Art noch nicht reif wäre: der zweite aber bewiese das Gegentheil, und, daß man sich darnach sehnte. Gern will ich diesen letzten, als den bessern Fall annehmen, welcher auch dadurch bestätigt zu werden scheint, daß man überall neue Katechismen verfertigt, und daß sich selbst Regenten auf diesen, so wie auf andre religiöse Gegenstände, einlassen. Mögte dies nur immer auf die beste Art geschehn!

Aber wie gelangen wir zu einem guten Katechismus? Ich will dieser Frage eine andre entgegen setzen: Warum haben wir bisher noch keinen? Antwort: weil wir noch keinen schreiben durften, und weil wir uns noch nicht über die Beschaffenheit desselben verständigt haben. Um also einen guten Katechismus zu erhalten, müssen wir

1. die Freiheit haben, einen zu schreiben, und
2. wissen, wie derselbe beschaffen seyn müsse.

Bisher wurden alle Katechismen mit Rücksicht auf irgend ein Kirchenthum geschrieben; so lange das aber geschieht, können und dürfen sie nicht gut werden, wie alle neuere Versuche dieser Art beweisen. Wenn aber ein Regent, eine Akademie,

 oder

oder ein begüterter Menschenfreund auf die beste Beantwortung der Frage:

> Wie muß ein guter Katechismus der christlichen Lehre, (ohne Rücksicht auf irgend eine der christlichen Parteien) eingerichtet seyn?

den Preis von 100 Louisd'or setzte: so würden uns sachkundige Männer bald die Grundlinien eines solchen Buchs vorzeichnen; und das Buch selbst würde, für einen kleinern Preis die glückliche Folge davon seyn. Und diesem Katechismus brauchte man, um auf die Menschen im Großen zu wirken, weiter nichts als die bürgerliche Freiheit, (wohl verstanden, keinen Zwang!) beizufügen: daß er öffentlich gelesen, und öffentlich in jeder Schule gelehrt werden dürfte *). — Wie würden dann Vorurtheile und Wahn-glaube, gleich Schuppen, von unsern Augen fal-

*) Ohne diese Ausstattung würde auch der beste Katechismus nur einen kleinen Wirkungskreis bekommen. So wird z. B. Dietrichs Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu, bisher vielleicht das beste Buch seiner Art, zwar in einzelnen Familien, auch wohl in einigen Privatanstalten, gebraucht; aber, wie viele sind wohl der öffentlichen Schulen, wo es als Lehrbuch eingeführt wäre?

fallen! Wie würde uns dann der wahre Sinn der Lehre Jesu entgegen strahlen! Wie würde uns diese Lehre erlösen von allen falschen Meinungen über Gott, und von der Unwissenheit in Ansehung unsrer wahren Wohlfahrt! Und wie würde die Menschheit einer Veredlung entgegen reifen, von welcher zwar einzge christliche Brüderschaften einen äußerlichen Schein — aber wovon wir im Ganzen jetzt noch keine Idee haben! *)

Möchten wir doch, denkende Zeitgenossen, noch die Morgenröthe dieses lieblichen Tages erblicken!

C * * L

Zusatz des Herausgebers.

Amen, sage ich, Amen! — Bis aber die Regenten oder Akademien für gut finden, auf obige höchstnöthige Frage jenen Preis zu setzen, bis die

*) Diese Wirkungen würden nicht, eben so wenig wie die Einführung des Katechismus, in kurzer Zeit erfolgen; denn das können sie nicht, weil sie eine Folge besserer Einsichten sind, die sich nur langsam verbreiten: eher erfolgen würden und — werden sie gewiß, wenn wir es auch nicht erleben.

begüterten Menschenfreunde den Wunsch des Verfassers erfahren, und sich von der Wichtigkeit seines Gegenstandes überzeugen, bis mancher Begüterter menschenfreundlich genug zu Aussetzung jenes Preises, oder mancher Menschenfreund begütert genug dazu seyn wird, bis dahin biete ich einstweilen denen, die sich mit dieser Frage beschäftigen wollen, zu vorläufiger Bekanntmachung ihrer Untersuchungen das Braunschweigsche Journal an, das nach seinem geringen Vermögen ihre Aufsätze honoriren wird. So werden die sämtlichen Leser dieser Zeitschrift Mitprüfer und Mitrichter über die einlaufenden Antworten, so veranlassen diese Antworten neue Untersuchungen, Einwürfe, Zweifel, und diese neue Antworten u. s. w. die ebenfalls hier öffentlich erscheinen. So arbeitet auch keiner, dessen Aufsätze das Journal aufnimt, ganz umsonst, wie sonst mit mehrern der Fall ist, die gemeinschaftlich um einen Preis ringen. Und sollte je ein bestimmter Preis entweder auf die beste Beantwortung dieser Frage, oder auch auf den besten Katechismus gesetzt werden: so sind die zu ernennenden Kampfrichter durch diese vorläufigen Debatten viel besser in Stand gesetzt, ein richtiges Urtheil zu fällen, als wenn sie blos die einlaufenden Wettschriften, wären dieser auch noch so viel, gelesen haben. Debatten, öffentliche Debatten scheinen mir bei solchen

chen Aufgaben unentbehrlich, sie erhellen das Auge der Zuschauer, der Kämpfer und der Kampfrichter.

Sollte ich diesen und jenen Aufsatz nicht abdrucken lassen, so bitte ich seinen Verfasser mir nicht böse zu werden, daß ich nicht mit seinen, seiner Partei, seiner Freunde, sondern mit meinen Augen sehe, die sich freilich eben so gut versehen können, als andere Augen, die aber doch den Ausspruch thun müssen, ob etwas ins Braunschw. Journal aufgenommen zu werden verdiene oder nicht, weil nicht abzusehn ist, wer hierüber mehr befugter Richter wäre, als meine Wenigkeit.

2.

Parallele zwischen dem historischen Glauben und Vernunftglauben, besonders in Hinsicht auf Religion,

veranlaßt durch das Schreiben eines jungen Selbstdenkers und den Aufsatz über Vernunft-glauben und historischen Glauben im Februar und April 1791 des Br. Journals.

Der historische Glaube hat es mit Thatsätzen und Zeugnissen zu thun; der Vernunftglaube mit Vernunftsätzen und Vernunftgründen.

Thatsätze liegen entweder außer unsrer Erfahrung, oder stimmen damit überein. Im erstern Falle müssen die Thatsachen, worauf sie sich stüzzen, an sich möglich seyn, ob sie gleich der Erfahrung der meisten Menschen widersprechen können: weil man sonst nichts glauben müßte, als was man sieht und hört, indem keine einzige Begebenheit der andern völlig gleich ist.

Vernunftsätze sind entweder völlig faßlich, oder nicht ganz begreiflich; aber dann müssen sie wenigstens keinen Widerspruch enthalten, wenn sie gleich oft nichts als einen negativen Begriff geben. Z. B. die Seele ist ein Geist.

Zeugnisse sind entweder glaubwürdig oder nicht; sind sie's, so müssen sie von Zeugen herrühren, welche die Wahrheit sagen konnten und wollten: sind sie's nicht, so fehlt ihnen eines oder das andre dieser Erforderniße.

Vernunftgründe sind entweder hinlänglich oder nicht, je nachdem sie die Wahrscheinlichkeit des Gegentheils mehr oder weniger aufheben.

Die Vernunft muß hierüber entscheiden.

Man kann sich der Leichtgläubigkeit, Zweifelsucht und des Unglaubens sowol bei Thatsätzen, als Vernunftsätzen schuldig machen.

Es gibt aber auch in Hinsicht auf Beide vernünftiges Zweifeln, Annehmen oder Verwerfen.

Mithin auch eine vernünftige, historische und moralische Gewisheit.

Historische Gewisheit wirkt Glauben an Autorität um vernünftiger Gründe willen *); moralische Gewisheit, Glauben an Vernunftsätze aus Einsicht hinlänglicher Vernunftgründe.

 His-

*) Möchten die Gegner des historischen Beweises für die Göttlichkeit und Wahrheit des Christenthums sich es endlich merken, daß die Vertheidiger desselben aus den Wundern nur zunächst die göttliche Autorität derer herleiten, denen sie zugeschrieben werden; so würde man den abgenutzten Einwurf, daß Thatsachen nie die Wahrheit einer Lehre beweisen kennen, doch wohl nicht mehr hören. Jadoch! Thatsachen können und sollen nur Thatsätze, also Wunder nur beweisen, daß Jemand unter besondrer göttlicher Autorität lehre, woraus denn freilich die Wahrheit der Lehre überhaupt folgt — Glaube an die Wahrheit einer Lehre wegen der göttlichen Autorität dessen, der sie vorträgt, die aus Wundern hervorleuchtet, ist zwar keine Erkenntniß, aber doch auch kein blinder Glaube zu nennen, weil ich erst nach vernünftigen Gründen entscheiden muß, ob Jemandem besondre göttliche Autorität zukomme, oder nicht?. —

Historischer Glaube in Hinsicht auf Vernunftsätze ist Vorbereitung zum Vernunftglauben, weil unsre erste Erkenntniß von abstrakten Dingen meist historisch ist, und der menschlichen Natur nach, seyn muß.

Aber auch bei Menschen überhaupt ist Glaube an Autorität zur Verbreitung von Vernunftwahrheiten wirksamer, als Einsicht aus Vernunftgründen. Diese folgt erst Jenem.

Das beweiset der historische Gang der Ausbildung des Menschengeschlechts von jeher bis auf unsre Zeiten.

Menschen haben immer Panima's, die ihnen als nützlich empfohlen wurden, auf Autorität angenommen, und haben sich gut dabei gestanden. Denn durch Glauben an solche Panima's ist der Vernunftglaube desto eher angeregt worden — den rohen, schon an die egyptische Abgötterei gewöhnten Israeliten war die Mosaische Einheit Gottes ein Panima; sonst hätte das Volk nicht so oft wieder zum Götzendienst übergehen können. Weil ihm aber dies Panima immer wieder vorgetragen, und durch seine Schicksale gleichsam eingebläuet wurde; so zeichnete es sich denn auch Jahrhunderte durch unüberwindlichen Abscheu am Götzendienst unter lauter Götzendienern aus — die erhabene Philosophie des Christenthums war

bei ihrer ersten Verbreitung unter dem großen Haufen von Juden und Heiden ein Panima, das die meisten auf Autorität annahmen; aber wohl uns, daß dies Panima festgesetzt wurde! Ihm haben christliche Völker das Mehr oder Weniger des religiösen Vernunftglaubens zu danken, woran sie die aufgeklärtesten Völker des Alterthums übertreffen.

Wenn man nun den Gang der göttlichen Vorsehung in der Ausbildung des Menschengeschlechts die Erziehung desselben mit Lessing nennt, so wäre es wohl keine Sünde gegen die von derselben abstrahirten Pädagogik, wenn man Kindern und Menschen überhaupt manche Panimas (gewisse Resultate von Ideen, wovon sie noch keine Erkenntniß haben können), als nützlich vorstellt, und von ihnen so lange auf Glauben-annehmen läßt, bis sie im Stande sind, die Gründe dazu mehr oder weniger zu entwickeln.

Freunde und Beförderer einer vernünftigen Erziehung, seht doch auf das Beispiel des Erziehers des ganzen Menschengeschlechts, und hütet euch, den historischen Glauben in Ansehung der Religion ins Lächerliche zu stellen, der doch, ungeachtet seiner subjektiven Evidenz, Vorbereitungs- und Beförderungsmittel, so wie die Stütze des religiösen

sen Vernunftglaubens immer gewesen ist, noch ist, und wahrscheinlich immer bleiben wird!

J. Chr. Weland.

3.

Beweis der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre aus den Wundern des Lehrers.

Ein Gespräch zwischen einem Mahomedaner, einem Israeliten, einem päbstlichen Christianer, zweien protestantischen Christianern, von welchem der eine ein Athanasianer, der andere ein Nicht-Athanasianer und einem Ungenannten, den jeder von den übrigen zu seinem Glauben bekehren will.

Der Mah. (zu dem Ungen.) Es ist nur ein Gott und Mahomed ist sein höchster Prophet.

Der Isr. Nein, Moses ist sein höchster Prophet.

Die drei Chr. Nein, Jesus ist sein höchster Prophet.

Der Ung. Macht erst die Sache unter euch aus, wer das Feld behauptet, dem ergebe ich mich.

Der

Der Mah. Mahomed bewies seine göttliche Sendung durch unleugbare Wunder.

Der Isr. und die Chr. Nein, seine Wunder sind erlogen.

Der Isr. allein. Nur Moses Wunder sind wahre Wunder und historisch wahr.

Die Christ. Auch Jesu Wunder sind wahre Wunder und historisch wahr.

Der Ung. Gebt mir eine Pfeife Taback, ich sehe, euer Streit wird sich in die Länge ziehn.

Die übrigen alle. Hilf uns ihn abkürzen, wenn du kannst.

Der Ung. Was versteht ihr denn unter wahren Wundern?

Alle ohne den Nicht-Ath. Was übernatürlich zugeht.

Der Ung. Und woran erkenne ich, daß etwas übernatürlich zugeht?

Die Vorigen. Wenn es nicht natürlich zugehen kann.

Der Ung. Und woran erkenne ich das nun wieder?

Die Vorigen. Wenn es alle Kräfte der Natur übersteigt.

Der Ung. Kennt ihr alle Kräfte der Natur?

Die

Die Vorigen. Wir nicht.

Der Ung. Woher wißt ihr denn, daß die Wunder, auf deren historische Wahrheit ihr die Wahrheit und Göttlichkeit eurer Lehre baut, wahre Wunder sind?

Die Vorigen. Das versichern untrügliche Zeugen.

Der Ung. Wer sind die?

Die Vorigen. Die Verfasser unserer heiligen Bücher.

Der Ung. Aber jeder von euch hat seine eigenen heiligen Bücher und hält folglich die Verfasser der übrigen für trüglich oder wol gar für Betrüger. Nicht wahr, Israelit, Mahomed und Konsorten, so wie die Evangelisten sind keine untrügliche Zeugen.

Der Isr. Bewahre!

Der Ung. Und dem Mahomed und seinen Helfern behauptet ihr Christianer dasselbe, nicht so?

Die Chr. Allerdings.

Der Ung. Und du, Mahomedaner, denkst eben so von den untrüglichen Zeugen der Israeliten und Christianer, nicht wahr?

Der Mah. Versteht sich.

Der Ung. Gebt mir die Pfeife, und macht es unter euch aus, wessen untrügliche Zeugen die ächten

ächten untrüglichen Zeugen sind, damit ich weis, wem ich glauben soll.

Der Nicht-Athan. Wäre es nicht Unverstand, glaubwürdigen Zeugen nicht glauben zu wollen. Hieße das nicht sich eines Widerspruchs schuldig machen?

Der Ung. Es hieße toll seyn einen für einen glaubwürdigen Zeugen in einer Sache halten und ihm doch diese Sache nicht glauben. Aber was soll das hier? Du schiebst mir da glaubwürdige Zeugen den untrüglichen unter.

Der Nicht-Ath. Der Untrüglichkeit der Zeugen für die historische Wahrheit der Wunder bedarf ich nicht, sondern bloß ihrer Glaubwürdigkeit.

Der Ung. Bedenke was du thust. Die Rede ist von Wundern. Uebernatürliche Begebenheiten kann man nur untrüglichen Zeugen glauben, wenn man sie überall glauben kann.

Der Nicht-Ath. Ich halte die Wunder nicht für übernatürlich.

Der Ung. Das wäre! und bauest doch dasselbe darauf, was die Andern auf ihre übernatürlichen Wunder bauen, die Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre?

Der Nicht-Ath. Ja, nur beweise ich aus der historischen Wahrheit der Wunder zunächst nur die beson-

besondere göttliche Autorität der Wunderthäter; woraus denn freilich die Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre überhaupt folgt.

Der Ung. So! So! Aber warum beweist du die Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre nicht geradezu aus den Wundern?

Der Nicht-Ath. Wunder sind That-sachen, und That-sachen können nicht die Wahrheit einer Lehre beweisen.

Der Ung. Die besondere göttliche Autorität der Wunderthäter ist dir aber doch auch eine That-sache?

Der Nicht-Ath. Allerdings.

Der Ung. Und aus dieser Autorität, sagtest du, folge die Wahrheit der Lehre überhaupt. Nun so beweisest du ja doch aus einer That-sache die Wahrheit der Lehre.

Der Nicht-Ath. Ja der Lehre überhaupt. (Er geht ab)

Der Ung. Der Lehre überhaupt? Was mag er damit sagen wollen? Was mag er dabei für einen Gegensatz in Gedanken haben? Etwa jede einzelne Lehre besonders genommen? Unmöglich! Was von der Lehre überhaupt gilt, muß ja von jeder Lehre besonders gelten, so wie was von der Farbe überhaupt gilt, von jeder besondern

Far-

Farbe gelten muß, sonst hätte ja eine besondere Farbe nicht das Wesen der Farbe überhaupt, und eine besondere Lehre nicht das Wesen der Lehre überhaupt, welches eben so viel wäre, als behaupten, eine Farbe sey nicht Farbe, und eine Lehre nicht Lehre. Was kann er aber sonst meinen?

Der Ath. Ich bekümmere mich viel darum, was er meint! Er ist ein Vernunft-mensch, und ich nehme meine Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen.

Der päbstl. Chr. Schlag ein, Bruder, das thue ich auch, wir wandeln auf einem Wege.

Der Ath. Ich mit dir, der du den Irrthümern des Pabstthums anhängst?

Der päbstl. Christ. Den Irrthümern?

Der Ath. Ja, dafür erklärt sie Gottes Wort.

Der päbstl. Chr. Und wer erklärt dir Gottes Wort?

Der Ath. Eine gesunde Auslegungs-kunst.

Der päbstl. Chr. So! So! Du bist mir ein sauberer Wächter deiner gefangenen Vernunft! läßest ihr die Freiheit Gottes Wort auszulegen. Das ist der gerade Weg, Schiffbruch am Glauben zu leiden. Nein, da lobe ich mir meine unfehlbare Kirche, die mir alles eigene Auslegen entbehrlich macht und verbietet. Was Gott geschrieben hat, kann

Gott

Gott nur auslegen, und Gott kann doch wol nirgends auf Erden wohnen, als in der unfehlbaren Kirche, das beweist ihr Name schon. Ihr Protestanten, schafft euch eine unfehlbare Kirche, sonst seyd ihr verloren!

Der Ung. Sind schon darüber aus, wie ich höre, haben schon irgendwo ein Ober-glaubens-tribunal errichtet, und Glaubens-forscher angestellt. Wünsche viel Glück zum neuen protestantischen Pabstthum!

4.

Aergerniß.

Dies gibt der Herr von Schirach in seinem politischen Journale durch seine unbegrenzte Parteisucht gegen die französische Revolution und Constitution.

In dem Monate August, und noch mehr im September-monate ist fast kein Artikel, worin nicht die französische Revolution und Constitution auf eine verunglimpfende Art mit Haaren herbeigezogen wird.

Sogar die Bauern-unruhen in Polen läßt er von der Propaganda in Paris, die doch

doch von der Revolution, und Constitution selbst sorgfältig unterschieden werden muß, erregen: und ich will Hundert gegen Eins wetten, daß er über kurz oder lang den Versuch einiger arabischer Horden auf Mekka auch ihr Schuld gibt.

In dem Monate August stellt er die Maaßnehmungen des spanischen Hofes (das Edikt gegen die Freunde) als ein Muster für alle Regierungen vor: und gleich eine Seite nachher gesteht er, daß sie mit dem Völkerrechte nicht compatibles wären. Welcher Widerspruch! Worin ist dann eine spanische Handlung wider das Völkerrecht um ein Haar besser, als eine dergleichen französische? Und wodurch wird jene musterhaft, und diese tadelnswürdig? Man nenne doch scapham scapham von Konstantinopel, wie von Ißny!

Da die von dem Herrn von Schirach geweissagte Explosion, die schon ausgebrochen seyn sollte, ehe das Stück seines Journals vom Augustmonate in der Leser Händen wäre, sich in Seifenblasen verwandelt: so sucht er seine Weissagung durch den Satz zu retten: „Die Sachen können „in Frankreich nicht bleiben, wie sie sind: sie wer„den sich ändern. Aber binnen welcher Zeit, das „läßt sich nicht bestimmen.“ — Gerade so, wie die orthodoxen Eifrer Zions den jüngsten Tag,

 und

und die Astronomen *) den grossen Kometen herankommen lassen.

Selbst nach der französischen Constitution kann ja nach dreissig Jahren schon eine Veränderung darin gemacht werden: und wer weiß, wie viel nicht nach dreimal dreissig Jahren verändert ist! — Was soll aber nun eine pralerische Weissagung, als ob das liebe Licht der Sonne — denn daß ihn das Licht der Kabinette vorzüglich beleuchte: davon ist man eben im politischen Journal noch Nichts gewahr geworden — dem Hrn. v. Schirach heller scheine, als andern ehrlichen Leuten mit gesunden Augen!

Jedem Protestanten, und selbst jedem vernünftigen Katholiken ist die Schwächung der römischen Hierarchie wünschenswerth. Herr von Schirach dagegen scheint sich höchlich zu freuen über die aus der

*) Diese Herren haben sich aber so sehr verrechnet, als der Herr von Schirach: und wenn sie ihre Berechnungen nicht in Miskredit wollen kommen lassen, so wollte ich ihnen wohl rathen, ohne Zeit-verlust Anstalt zu machen, daß der Komet erscheine. Insonderheit rufe ich den Herrn Professor Lichtenberg zu Göttingen auf, der ihn schon am Ende des Jahrs 1789 bis in die Mitte 1790 erwarten ließ, die Ehre der astronomischen Untrüglichkeit zu retten.

der hierarchischen Rüst-kammer gegen die Franzosen hervorgesuchten verrosteten Bann-pfeile: und nach seinem Eifer gegen die Revolution, und gegen Alle, die sie nicht durchaus tadeln, und verdammen, zu urtheilen, gäbe ihm ein christ-katholisches Auto da Fe, in welchem die National-versammlung, wenigstens die linke Seite derselben bei langsamen Feuer geröstet würde, ein herzerhebendes Schauspiel.

In dem September-monate des politischen Journals ist der dritte Artikel überschrieben:

„Aktenmäßige Aussage eines französi-
„schen verschickten Meucholmörders. Nach
„dem französischen Protocolle genau übersetzt.“

Am Ende dieses Artikels heißt es:

„Zur Bestätigung der Aechtheit ist dies Proto-
„coll unterzeichnet von dem
„Chevalier du Vallier.
„Chevalier von Borin.
„Vikomte von Mirabeau.

In dem zwölften Artikel ist zwar eine Gegen-erklärung des Maire, und des Magistrats zu Strasburg eingerückt: aber nicht ein einziges Wort zu ihrer Vertheidigung.

Bei dem Worte: Aktenmäßig gedenken sich auch unjuristische Menschen Etwas glaubhaftes.

 Aber

Aber bei jener Aussage eines Vagabonden ist auch das Protocoll, welches die Aussage enthält, nicht einst glaubhaft.

Ein Vikomte de Mirabeau, ein Hauptwerkzeug der Contre-revolution, einer der thätigsten Misvergnügten; Leute, denen an der Aussprengung solcher Nachrichten gelegen ist, um sich Anhang gegen die Konstitutions-freunde zu werben, um diese verhaßt zu machen, als wenn sie zur Behauptung der Konstitution schändliche Mittel gebrauchten, die sollen sidem in eigner Sache haben? Und gesetzt, der Vagabond hätte wirklich das Alles ausgesagt: nach welcher Vernunft — geschweige nach welchem Rechte — macht diese Aussage Wahrheit gegen irgend einen Menschen in der Welt, noch mehr gegen ehrliche, unbescholtene Leute, wofür man doch einen ganzen Magistrat, und dessen Glieder so lange erkennen muß, bis das Gegentheil erwiesen ist! Wird einem Zeugen geglaubt, der seine eigene Schande aussagt? Und doch nimmt der Hr. von Schirach den Deponenten für einen ausgeschickten französischen Meuchelmörder in der Aufschrift seines Artikels *purement, et simplement* — eine Weise, die ihm bei der königlichen Annahme der französichen Konstitution sehr anstößig zu seyn scheint — ohne Bedenken an, ohne ein Wort zur Vertheidigung des verunglimpften strasburger Magistrats zu verliehren; oh-

ohne den Leser auch nur durch den entferntesten Wink auf den gänzlichen Mangel aller zur Glaubwürdigkeit jener Aussage erforderlichen Eigenschaften aufmerksam zu machen.

Bei allem Unfuge, der auf Erden vorgeht, und vorgehen könnte, wittert Herr von Schirach Franzosen. So läßt er im 10ten Artikel des September-monats unter der Rubrik: Teutschland,

> im Thüringschen eine Räuberbande aufmarschiren, die gegen 1000 Mann angewachsen ist, und deren Anführer und Mitglieder großentheils aus Franzosen bestehen sollen.

Wer emigrirt aus Frankreich? Nicht wahr: Aristokraten, Konstitutions-feinde? Diese räuberischen Franzosen, existirten sie auch, wären also Aristokraten, Konstitutions-feinde? Und von diesem Theile der Franzosen erwartet doch Hr. von Schirach die Erfüllung seiner Weissagung, das Losplatzen seiner prophezeiheten Explosion. Welche Inconsequenz!

Aber die ganze Räuberbande ist nicht wirklicher vorhanden, als das luftige Gesindel in Bürgers Lenore. Wenigstens widerspricht

> die Herzogl. Sachsen-weimarsche General-polizei-Direction unterm 14. vorigen Monats öf-

öffentlich dieser Nachricht als ungegründet, und versichert, daß in dortiger Gegend eine vollkommene Sicherheit herrsche; wie das zu lesen ist im 2ten Bande des Anzeigers Nro. 76:

Herr von Schirach, halten Sie Sich doch bessere Nachrichten, besonders, wenn Sie sie zu Belegen ihrer Weissagung gebrauchen wollen! Wiewol, wenn Sie meinem Rathe, dem Rathe eines in vielen, und mancherlei Geschäften schier schon grau gewordenen Richters und Advokaten, der in einem Zeitraume von 33 Jahren das Für und Wider einer Sache genau abzuwägen gelernt hat — wenn Sie diesem Rathe folgen wollten: so beurlaubten Sie auf einen Augenblick Ihre Selbstgefälligkeit; und dann würde ein Griff in Ihren Busen Ihnen Ihr Gewissen sagen lassen, daß Ihnen — im Vertrauen unter uns gesprochen! — die Gabe der Weissagung eben nicht in reichlicher Maaße zu Theil geworden ist.

Was alle für Unglück weissagten Sie nicht den amerikanischen vereinigten Provinzen: und jetzt erzählen Sie Selbst:

> daß Ruhe und Friede darin herrschet, und der Handel blühend ist. S. polit. Journal vom September d. J. Artikel 14.

Wenn wir diese Zeitschriften lesen: so suchen wir darin Verbesserungen der Zeitungs-nachrichten, und sichere That-sachen. Ihr Urtheil, das doch —

wir

wie Sie Sich ohne Zweifel bescheiden werden — das doch nur unmaaßgeblich seyn kann, verlangen wir nicht. Trauen Sie doch um des Himmelswillen Ihren Lesern so viel Kopf zu, beurtheilen zu können, daß Anarchie keine Ordnung, Insurektion keine Subordination, und Laternenhals-gericht keine musterhafte Justitz-pflege ist! Lassen Sie doch die Franzosen das theure Lehrgeld bezahlen, und überlassen Sie es der Zeit, das Gute und Böse in der französischen Revolution, und Konstitution zu entdecken! Geben Sie uns, ohne Partei zu nehmen, ohne hitzige, bis zum Schimpfen ausschweifende Anhänglichkeit an Aristokratismus und Despotismus, die selbst die Wahrheiten verdächtig macht, welche Sie vortragen, richtige That-sachen: so erfüllen Sie die Pflichten eines Geschicht-schreibers, für den Sie aufgetreten sind, in welcher Qualität wir ihre Zeitschrift lesen, und wofür — nicht aber für die ekelhaften Ausbrüche Ihrer ausgetretenen Kontre-revolutions-galle — wird unser gutes Geld hingegeben!

Bl. Bnr.

5.

Actenmäßiger Beweis, daß die Beschuldigung, als hätte die Rotte der Berliner Aufklärer schon Alles um sich her erleuchtet, ungegründet sey.

Der Amtmann Müller zu Rosenthal in der Mittelmark, ließ durch seinen Knecht Bartel ein junges Pferd an der Leine laufen. Der Knecht nahm sich ungeschickt dabei; das Pferd schlug ihn zu Boden, und er starb davon einige Tage darnach.

Seine Leiche sollte zur Erde bestattet werden. Allein der Pastor Loci, Nahmens Reiche, ein altgläubiger Geistlicher, fand eine theologische Bedenklichkeit dabei, die der geneigte Leser aus folgenden beiden Briefen von ihm, welche aus den Akten genommen sind, selbst ersehen, und den versprochenen Beweis darin bemerken wolle.

1. An den Herrn Amtmann Müller.

P. P.

Nach göttlichen Rechten, soll vergoßen Menschenblut auch an den Thieren gerächet werden. In wie fern unsere Landes-gesetze hierin etwas bestim-

stimmen, weiß ich nicht eigentlich zu sagen. Wenn dalero der Knecht durchs Pferd tödlich verwundet gestorben ist, so wird es darauf ankommen, ob Ew. Hochedelgeb. dieses anerkennen oder nicht. Erkennen Sie dieses an, so bitte es mir schriftlich aus, und die Beerdigung soll morgen geschehen. Ist dieses nicht, so halte mich nicht berechtigt, die Beerdigung eher vor sich gehen zu lassen, bis Verfügung vom Königl. Justiz-amte getroffen worden; denn der Richter könnte eine Obduction des Körpers verlangen, und die Gesetze könnten auf die Todschlagung des Thieres lauten; und um keine Blutschulden aufs Dorf haften zu lassen, sehen Sie selbst ein, daß es Pflicht für mich ist, es zu melden. Ich bedaure Ew. Hochedelgeboren dieses unangenehmen Vorfalls wegen; indessen wenn er mir passirt wäre, so schickte ich das Pferd mit ein paar sichern Gliedern aus der Gemeinde hin, und ließ es tödten, damit ich nicht die Schuld vergossenen Menschen-Bluts auf mich und mein Haus ladete.

In Erwartung baldiger Antwort bin

Ew. Hochedelgeb.

ganz ergebenster Diener.
B. F. Reiche.

Rosenthal,
den 17. Marz 1791.

2. An den Herrn Justiz-amtmann — — *)

Wohlgeborner Herr,
Höchstgeehrtester Herr Justiz-amtmann!

Der Zwangknecht auf dem hiesigen Vorwerke Erdmann Bartel aus Schilldow, mußte am 12. d. M. des Herrn Amtmann Müller junges Pferd an der Leine laufen lassen; dies schlug ihn ins Gesichte, und der Knecht ist gestern Abend den 16. d. M. verstorben. Herr Heiden versichert, der Tod sey eine Folge der Verwundung.

Nach den göttlichen Gesetzen soll vergossen Menschen-Blut auch an den Thieren gerächet werden; was aber hierin unsere Landes-gesetze bestimmen, ist mir völlig unbekannt. Dahero schrieb dem Herr Amtmann Müller, weil er die Beerdigung des Knechts begehrte, es käme darauf an, ob er anerkenne, daß der Knecht durch tödliche Verwundung vom Pferde gestorben sey, oder nicht; auf ersten Fall, bäte mir seine Erklärung schriftlich aus, und die Beerdigung sollte ohne Bedenken geschehen; bei letztem Fall aber, müßte der Vorfall zuvor Einem Königl. Justiz-amte gemel-

det

*) Den Nahmen desselben hat der Einsender ausgelassen.

det werden; denn: wenn Gesetze vorhanden wären, die pro satisfactione publica et privata die Tödtung dergleichen Thiers festsetzten, so könnte Dominus judex, bei seiner behaupteten Meinung, daß der Tod nicht durchs Pferd verursachet worden, auf die Obduction des todten Körpers dringen, und die Beerdigung müße also bis zu dessen beliebigen Antwort ausgesetzt bleiben.

Der Herr Amtmann Müller will ein hitziges Fieber vorschützen, so den Knecht überfallen.

Da ich aber ungerügt keine Blutschulden auf unser Dorf kommen lassen kann, und als Persona publica es für Pflicht halte, diesen Vorfall Ew. Wohlgebohren zu melden, und mir bestimmte Antwort zur Beerdigung des Knechts bei meinem Mangel an Kenntniß der Gesetze erbitten muß; so will Ew. Wohlgeb. darum hiedurch ganz ergebenst ersuchen).

Ich habe die Ehre in größter Hochachtung zu seyn

Ew. Wohlgebohrn

Rosenthal,
den 17. Marz 1791

gehorsamster Diener,
B. F. Reiche.

6.

Fortsetzung des Tagebuchs eines Vaters.

(Jahrg. 1789, Aug. N. 4; Jahrg. 1790, März N. 5)

Im Frühjahre 1790 herrschten die Pocken in der Nachbarschaft, und ich mußte drauf rechnen, nächstens meinen Wohnort auch davon angesteckt zu sehn. Nun hatte mich zwar die Erfahrung gelehrt, bei der Constitution meiner Kinder, und bei meiner Behandlungsart, die natürlichen Pokken nicht eben zu fürchten *): wegen des allgemeinen Vorzuges aber, den man den künstlichen gibt, vornehmlich aber der bequemern Jahrszeit

we-

*) Mein ältester Sohn bekam die Pocken im November 1780 als noch nicht völlig drei Jahre alt war, auf einer langen Reise. Das hielt mich aber nicht ab die Reise fortzusetzen, und täglich 7 bis 8 Meilen zu machen. In einem verdeckten Wagen zwar; aber das war zufällig. Ein offener wäre mir lieber gewesen, und ich würde die Reise nicht minder fortgesetzt haben. Manche Stunde bin ich mit dem pockigen Kinde vor dem Wagen hergegangen. Als wir an Ort und Stelle kamen, waren die Pocken größtentheils abgetrocknet: bloß in den Haaren hingen noch einige, die von einem Arzte mit Sorgfalt gesammlet wurden, um Andere damit zu inoculiren.

wegen, und um mir fernere Besorgniß vom Halse zu schaffen, wünschte ich meinen Kindern die Pocken zu inoculiren. Frischen Eiter dazu lieferte mir Doctor Herz. Die Einimpfung nahm ich mir vor selbst zu verrichten.

Durch Vorbereitungen den Körper der Kinder zu schwächen, hielt ich für unnöthig, denn sie waren gesund. Zwar hatten sie Würmer: da aber, wie ich glaube, alle Kinder dergleichen haben, ja haben müssen; so war ich deshalb unbesorgt. Nur Malchen schien deren etwas zu viel zu haben, denn sie verursachten ihr zuweilen Unbequemlichkeiten. Aber die schon eintretenden warmen Tage überwältigten auch diese Bedenklichkeit. Ich schritt also am 20. Mai 1790 zu Werke. Die Einimpfung sollte Morgens beim Frühstücke vor sich gehn; allein die Kinder wollten nicht dran; und wider ihren Willen wollte ich nichts unternehmen, weil ich heitern Muth für die erste Erfoderniß zum guten Fortgange hielt. Nachmittags aber, da wir ausgereist waren, entschlossen sie sich, auf Zureden der Mutter dazu: und Abends um 7 Uhr, als wir wieder zu Hause waren, erbot sich Karl zuerst zur Operation, und Malchen folgte ihm. Mit der Spitze einer in Pockeneiter getauchten großen Nadel kratzte ich nun jedem Kinde am Obertheile beider Arme, eine so leichte Ritze, daß das Blut nur anfing durchzuschimmern.

Hier-

Hierauf tauchte ich die Spitze der Nadel noch einmal in den Eiter, und bestrich die Oefnung damit. Verband hielt ich unnöthig.

Daß die Inoculation gehaftet hatte, zeigte sich nach einigen Tagen, an der Röthe der eingeimpften Stellen. Die Kinder änderten deshalb nichts an ihrer gewohnten Lebensart. Sie liefen herum, sprungen, badeten sich sogar; aßen und tranken wie gewöhnlich; geräuchertes und fettes Fleisch, und allzu vieles Brod ausgenommen.

Am 27sten Vormittags fand sich bei Karln das Pokenfieber ein. Nachmittags aber befand er sich wieder besser, und beiden Kindern gefiel es, sich im Freien zu baden, wovon sie zu hindern ich nicht nöthig achtete.

Am 28sten hatten beide den ganzen Tag das Fieber, und zwar Karl stärker als Malchen. Doch lagen sie nicht zu Bette, sondern auf einem Sofa.

Den 29sten Morgens, zeigten sich einige Pocken. Karl hatte aber noch immer Hitze, und war seit 48 Stunden verstopft. Es wurde daher nach einem Arzte geschickt, um ihm Oefnung zu verschaffen. Allein diese erfolgte ehe der Arz erschien, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Karl befand sich hierauf ziemlich wohl, so daß er gegen Mittag sogar Lust bekam, Malchen und seinen ältern Bruder, die Kornblumen pflücken gingen, zu begleiten. Er wurde in einen

Kin-

Kinderwagen gezogen; die andern gingen. Aber noch unterwegs ergriff ihn das Fieber wieder. Er verfiel in einen Schlummer, aus dem er gegen Abend öfters auffuhr, laut schrie, und mit den Zähnen knirschte. Ich war etwas ausgegangen. Als ich zurück kam, war mein erstes die Vorhänge seines Bettes auseinander zu schlagen, welches ihm sogleich Erleichterung schafte. Ich öfnete hierauf ein Fenster; und er fuhr noch seltener auf. Ich nahm ihn endlich aus dem Bette, und brachte ihn in ein andres Zimmer auf den Sofa. Das wirkte so sehr, daß er nun etwan alle Stunden nur einmal auffuhr, da es vorher mehreremale in einer Viertelstunde geschehen war.

Den 30sten, Morgens um 3 Uhr verließ ihn das Fieber. Er erwachte aus seinem Schlummer, und fing wieder an zu verstehn und zu sprechen. Bei beiden Kindern waren nun mehrere Pocken auf dem Gesichte und auf dem Leibe zu sehn. Karl befand sich viel besser als gestern; und Malchen war gar nicht einmal krank, sondern nur etwas träge. Karl, welcher anfing die Pocken für ein Uebel zu halten, fragte die Mutter: Warum hat mir denn Vater die Pocken gemacht? Die Ursache ward ihm gesagt, und er schien sich dabei zu beruhigen.

Den 31sten war Karl sehr unruhig, weil der enge Rock-ermel die inokulirte Stelle preßte,

und

und ihm Schmerzen verursachte. Durch Auftrennung der Ermel oder Inoculation am Beine, wäre dieser Ungemächlichkeit vorgebeugt worden.

Den 1sten Junius. Karls Pocken eiterten stark, und dabei war er außerordentlich unruhig, weil er von der Mutter verzärtelt ward. Diese sah endlich ein, daß es nöthig sey sich ihm zu entziehen. Er fing Morgens um 6 Uhr an zu schreien und zu weinen, lief von einem Zimmer ins andre und pochte an alle Thüren, wo er die Mutter zu finden dachte. Endlich nach drei Stunden, als er sah, daß er nicht zu ihr gelangen konnte, und niemand auf ihn hörte, begab er sich zur Ruhe. Das viele Weinen hatte seine Augen geschwächt, so daß er das Licht nicht ertragen konnte.

Den 2ten Jun. Karls Pocken eiterten fort, und er lag den ganzen Tag.

Den 3ten Jun. So nöthig auch das Oefnen der Pocken gewesen wäre, (Tissot avis au peuple, Tom. 1. §. 716.) so konnte ich es doch nicht erhalten. Freiwillig wollte sich Karl nicht dazu verstehn, und ihn zu zwingen hatte niemand Lust und Muth. Der Einzige, welcher ihn dazu hätte bewegen können, wäre ich vielleicht gewesen, aber er schien einen Widerwillen gegen mich gefaßt zu haben, der sich dadurch äußerte, daß er mich nicht gern um sich sah, und die Mutter fragte: Warum hat mir denn Vater so viel Pocken gemacht?

Was

Was ihn vornehmlich verdroß, war, daß er mehr Pocken hatte als seine Schwester; daß diese herumgehn konnte, und er zu liegen genöthigt war.

Den 7ten Jun. fing er an wieder Zutrauen zu mir zu fassen. Er verlangte nicht nur, daß ich bei ihm bleiben sollte, sondern er reichte mir sogar, als ich ihn genau besah, beide Hände, um ihm die Pocken zu öfnen.

Den 9ten Jun. fing er an wieder zu gehn, woran ihn bisher die Pocken unter den Fußsohlen verhindert hatte. Ich wollte seine Pocken zählen, allein es war mir nicht möglich, nicht sowol weil ihrer zu viele waren, als weil mehrere in einander flossen, welches mich irre machte. Da ich indessen an einem Arme etwa hundert, und ohngefähr eben so viele an einem Beine, am Bauche aber nur wenige fand, so machte ich daraus den Ueberschlag, daß am ganzen Leibe neun Hundert bis Tausend sitzen möchten. Malchen hatte überhaupt nur sechs und funfzig. Sie war gar nicht krank, und wenn sie zuweilen eine Stunde lag, so schien es mir mehr Wirkung der Langenweile zu seyn, weil sie keinen Spielgesellen hatte, als wahres Bedürfniß.

Da bekanntlich, wenn der Pocken viele sind, zumal wenn sie nicht geöfnet werden, viel Eiter in den Körper zurücktritt, und große Unordnungen darin anrichtet, ja nicht selten tödtlich wird; so

so wurde auf Karln sorgfältig Acht gegeben, um der Natur in Zeiten zu Hülfe zu kommen, im Fall es nöthig wäre. Es zeigte sich auch wirklich ohngefähr acht Tage nach überstandenen Pocken, ein Geschwulst an der rechten Lende innerhalb, der sich bald darauf nach aussen hin zog. Hier erwartete ich nun, daß er sich in ein Geschwüre zusammen ziehe, und aufbrechen würde; aber es erfolgte nicht. Der Geschwulst verlohr sich nach und nach wieder, ohne daß das Geringste dagegen gebraucht war. Die Natur muß die schädliche Materie durch die Ausdünstung, oder einen andern Weg abgeführt haben.

So waren denn nun die Pocken glücklich überstanden, ohne Zuziehung eines Arztes, und ohne Gebrauch von Arzeneien, weder vor noch während der Inoculation. Auch hatte ich bald Gelegenheit zu prüfen, ob meine Kinder ächte Pocken gehabt hätten, und vor Ansteckung sicher wären; weil, wie ich schon gesagt habe, die Pocken in der Gegend herschten, und auch bald an meinem Wohnorte ausbrachen, wiewol ich die Ansteckung durch meine Kinder nach Möglichkeit zu verhüten suchte. Ich verbot ihnen deshalb allen Umgang mit andern Kindern; ich warnte jeden, der die Pocken entweder selbst noch nicht gehabt hatte, oder mit welchen umging, die sie noch nicht gehabt hatten, vor dem Umgange mit ihnen; allein alle meine Vorsicht

sicht war vergeblich. Nicht bloß auf der Straße sondern sogar im Hause, gesellten sich fremde Kinder zu ihnen. Zum Glück jedoch waren es nicht diese, die zuerst angesteckt wurden, sondern andre, die mit den meinigen keinen Umgang gehabt hatten; welches mich auf die tröstliche Vermuthung brachte, daß die Ansteckung von auswärts gekommen seyn müsse. Lange ausbleiben konnten sie überdies nicht mehr, weil die ganze Gegend schon angesteckt war. Und diese Betrachtung war es, die mich auf den Entschluß brachte, meine Kinder itzt zu inoculiren. Ich hätte mir ein Gewissen daraus gemacht, die Pocken an einem Orte zu verbreiten, der, in der Regel, noch davon frei seyn muste. Denn diese Verbreitung ist, meinem Gedanken nach, der Hauptvorwurf, den man der Inoculation machen kann.

Als ich meine Kinder inoculirte, erbot ich mich auch andre zu inoculiren; allein es fand sich Keiner, der sich dazu verstehn wollte, der einzige Schmied ausgenommen; aber nicht eher, als bis er sah, wie gut meine Kinder die Pocken überstanden hatten, und wie andre dran starben. Da aber sein Kind noch zu jung, und aller Wahrscheinlichkeit nach, schon angesteckt war, so wollte ich die Inoculation desselben nicht übernehmen, um mir keinen Vorwurf und der Inoculation keinen bösen

Ruf zuzuziehn. Das Kind bekam bald darauf die natürlichen Pocken und starb.

M. A. v. Winterfeld.

7.

Ueber Köppens Tod, nebst einer Nachricht, die allgemeine Schul-encyclopädie betreffend.

Die gelehrte Welt hat durch den Tod des Herrn Rectors Köppen in Hannover, einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten, der auch für mich insonderheit, in mehr als Einer Beziehung, ungemein schmerzlich war. Jene verlor in ihm, und zwar mitten in der Blüthe seines Alters, seiner Gesundheit und seiner Kraft; einen der seltnen Männer, die eine eben so ausgebreitete als tiefe philologische Gelehrsamkeit mit einem sehr gebildeten, feinen und richtigen Gefühl und mit einer sehr gesunden und scharfen Beurtheilungskraft verbinden. Ich büßte in ihm einen sehr rechtschaffenen Freund, und zugleich einen Mitarbeiter ein, auf dessen starke Schulter ich eine meiner wichtigsten dermaligen Sorgen, die Herausgabe der Encyclo-

cyclopädie der lateinischen Klassiker, so zuversichtlich legen konnte. „Es ist“ — sagt Heyne von ihm; und der edle Mann wird es mir zu gute halten, daß ich diese, unsern vollendeten Freund mehr als alles, was ich zu seinem wohlverdienten Lobe sagen könnte, ehrenden Worte, aus einem Briefe von ihm hier hersetze — „es ist einer der thätigsten und edelsten Menschen, derjenigen Klasse von Studien und Arbeiten entrissen worden, in welcher Männer mit Kopf und Herz sich am seltesten finden. Was hätte er nicht alles noch leisten können! Lange ist mir kein Verlust so schmerzlich, immer so gegenwärtig, so gar schwer zu überwinden gewesen, als dieser.“ — Was er schon geleistet hat, das liegt in seinen, mit verdientem Beifall aufgenommenen Schriften *) der gelehrten Welt vor Augen. Und diese waren, da er spät angefangen hatte, sich den Studien zu widmen und schon in seinem sechs und dreißigsten Jahre

 starb,

*) Griechische Blumenlese; Platons Alcibiades der zweite; Vermischte Aufsätze, ein Lesebuch für Schulen; Erklärende Anmerkungen zum Homer; Einleitung in diese erklärenden Anmerkungen oder Homers Leben und Gesänge; Sophoclis Philoctetes; Lectiones historicorum latinorum; Ueber Platons Menexenus; und Encyclopädie der lateinischen Klassiker 4ter Theil mit dem dazu gehörigen Kommentar.

starb, nur erst die Blüthe seines schönen Geistes welche Früchte von der edelsten Art verhieß. Was er für die Encyclopädie der lateinischen Klassiker insonderheit war und noch mehr gewesen seyn würde, das beweiset der von ihm bearbeitete vierte Theil dieses Werks, welcher die ausgesuchten Oden des Horaz enthält, nebst dem dazu gehörigen Kommentar.

Den verlornen Freund kann mir nichts ersetzen. In Ansehung der Herausgabe der lateinischen Encyclopädie wird ein Mann an seine Stelle treten, der meinem Herzen schon lange eben so theuer war, und der alle die treflichen Eigenschaften des Kopfes, des Geschmacks, der Gelehrsamkeit und des Karakters, die in Köppen verloren gegangen sind, nur leider! nicht die blühende und feste Gesundheit desselben, in sich vereiniget. Es ist mein würdiger Freund Heusinger. Sein unmittelbarer Mitarbeiter, der die Geschäfte der Ausarbeitung und Herausgabe mit ihm theilen will, wird unser gemeinschaftlicher Freund Trapp seyn.

So wäre also die Fortsetzung dieses mir so sehr am Herzen liegenden Werks, nun abermals in sehr guten, treuen und geschickten Händen; nur daß wir das theilnehmende Publikum um einige Geduld und Nachsicht bitten müssen, wenn die nächsten Theile sich etwas länger verspäten sollten, als es ohne die traurige Unterbrechung, welche der

Tod

Tod des braven Köppen verursacht hat, geschehen wäre. Der Kommentar zu den bereits erschienenen Metamorphosen des Ovids wird, wo möglich, zur nächsten Ostermesse ans Licht treten. Doch läßt sich mit völliger Gewißheit dies noch nicht versprechen.

Ich füge dieser Nachricht ein Verzeichniß alles dessen bei, was von der allgemeinen Schulencyclopädie (wovon die Encyclopädie der lateinischen Klassiker eine besondere Abtheilung ausmacht) im Verlage der Braunschweigischen Schulbuchhandlung bisher schon erschienen ist; wobei noch bemerkt werden muß, daß nicht bloß jedes Werk für sich, sondern auch jeder einzelne Theil eines jeden Werks, besonders zu haben ist, so daß man z. B. die Lustspiele des Terenz, die des Plautus, die Fabeln des Phädrus, die Metamorphosen des Ovids, und die ausgesuchten Oden des Horaz, mit oder ohne Kommentar, einzeln bekommen kann.

1. Encyclopädie der französischen Klassiker (welche das Beste, Gemeinnützigste und für die Jugend Unschädliche aus der gesammten klassischen Literatur der Franzosen enthält, und überhaupt 12 Bändchen stark werden wird). Herausgegeben von E. Trapp, 1. bis 4ter Th.

2. Encyclopädie der lateinischen Klassiker, herausgegeben von Schulz und nachher

von Köppen 1. bis 5ter Th.; enthält das Beste, Nützlichste und für die Jugend Unschädliche aus der gesammten klassischen Litteratur der Römer, so viel davon auf Schulen nur immer gelesen werden kann. Das Ganze wird ohngefähr 30 Bändchen ausmachen. Die schon fertigen sind mit den dazu gehörigen Kommentaren für Lehrer und fähigere Schüler, folgende:

1. Ausgesuchte Schauspiele aus dem Plautus und Seneca, von Schulze und Heusinger.

Erklärende Anmerkungen dazu, von Schulze und Heusinger.

2. Ausgesuchte Schauspiele aus dem Terenz, von Schulze. Erklärende Anmerkungen dazu, von dem nämlichen Verfasser

3. Ovids Metamorphosen im Auszuge von A. C. Meineke.

4. Ausgewählte Oden und Lieder aus dem Horaz, von J. Köppen.

Anmerkungen dazu von Köppen. 1. Th.

5. Ausgesuchte Fabeln aus dem Phädrus von Campe.

Anmerkungen dazu von Schulze.

6. Lehrbuch der Kenntniß des Menschen, 1. Th, welcher die Lehre vom menschlichen Körper und die Diätetik enthält, von J. Stuve.

7. Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser

Wis-

Wissenschaften, von C. Ph. Funke, 1. u. 2. Th. Der dritte und letzte Theil wird zur nächsten Ostermesse erscheinen.

Dies Handbuch enthält das Gemeinnützigste und Gemeininteressanteste aus der Naturgeschichte, und lehrt zugleich die Verarbeitung und den Nutzen der Natur-produkte. Es werden drei verschiedene Auszüge, als eben so viel Lehrgänge (Cursus) für die Schüler daraus gemacht.

8. Theophron oder der erfahrne Rathgeber für die unerfahrne Jugend, dritte, ganz umgearbeitete Auflage, nebst einem Auszuge zu Vorlesungen darüber, von J. H. Campe.

Enthält diejenigen Erfahrungen und Klugheitsregeln, welche dem jungen Weltbürger vor seinem Eintritte in das Geschäftsleben und in die größere menschliche Gesellschaft zu wissen und zu üben nöthig sind.

9. Versuch eines Leitfadens beim christlichen Religions-unterrichte für die sorgfältiger gebildete Jugend von J. H. Campe.

Ein ähnlicher Leitfaden für die Jugend der untern Stände in Städten und auf dem Lande wird einst folgen.

Noch sind als Lesebücher für die untern Klassen, folgende in neuen und verbesserten Ausgaben erschienene Campische Jugendschriften, dieser allgemeinen Schul-encyclopädie einverleibt worden;

10. Robinson der jüngere. Ein angenehmes u. nützliches Lesebuch für die Jugend. Vierte Aufl.

11. Kleine Seelenlehre für Kinder. Dritte Auflage.

12. Die Entdeckung von Amerika; ein nützliches Lesebuch für Kinder und junge Leute. Dritte Auflage.

Mehrere der einsichtsvollsten Schul-direktoren Deutschlands, haben nach angestellter Prüfung dieser Werke, sie schon jetzt in ihre Anstalten eingeführt, und die Schul buchhandlung hat es sich zur Pflicht gerechnet, ihnen diese Einführung zu erleichtern, wozu man sie, so oft man sich unmittelbar an sie zu wenden belieben wird, auch ferner bereitwillig finden soll.

Campe.

8.

Anzeige.

Dem gesammten briefstellerischen Publikum ist daran gelegen, von den schändlichen und schreienden Gewaltthätigkeiten und Räubereien unterrichtet zu werden, welche man sich auf einem gewissen Postamte*) zwischen Duderstadt und Frankfurt am Main seit einiger Zeit erlaubt hat. Man wird in der Ei-

*) Warum nennt uns der Hr. Einsender dieses Post amt nicht mit Namen, um es mit den größten Buchstaben drucken zu lassen, die wir haben können? D. Herausg.

Folge den Urheber dieser Frevel-thaten näher bezeichnen.

Einige von dem Buchhändler U— zu B— kommende, an den J. R. v. K. zu D— adressirte Briefe, vom April und Jul. 1791, sind daselbst unterschlagen, und ein Paket Bücher, *) ohne es an den Eigenthümer, der es bereits bezahlt hatte, pflichtmäßig abzuliefern, eigenmächtig, und wider Willen des Absenders, an diesen letztern zurückgeschickt worden.

Solche Eingriffe in die Eigenthumsrechte freier deutscher Bürger, solche Niederträchtigkeiten erlaubt man sich im letzten Decennium des auf seine Aufklärung so stolzen 18ten Jahrhunderts! O Noltmann! Noltmann! wie vieles wirst du nicht über uns Abyssinier noch zu sagen haben! — —

9.

*) Deren Inhalt dem Staate, wo das Paket bloß durchpaßirt, nothwendig gleichgültig seyn muß, weil ein Buch, so lange es in einem verschlossenen Pakete bleibt — und es ist bestimmt, darinn zu bleiben, bis es in die Hände des Eigenthümers überliefert wird — auch dem größten Schwachkopfe unmöglich schaden kann. Dazu kommt, daß in dem Pakete eben so leicht ein Gebetbuch, oder eine Postille, als eine philosophische Schrift, oder ein cynischer Roman hätte stecken können, und daß kein löbliches Postamt in der polizirten Welt befugt ist, ein bloß durchpassirendes Paket aufzureißen, um zu sehen, ob das, was darinnen steckt, Thérese Philosophe, oder Sankt Habermann ist. —

9.

Rezension,

Freimüthige Betrachtungen und ehrerbietige Vorstellungen über die neuen Preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen. — Jedem Einwohner im Staate muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissens-Freiheit gestattet werden. Allgem. Gesetzb. für die Pr. Staaten. 2 Th. 9 Tit. 2 §. Germanien 1791. 108 S.

Diese überaus lesenswürdige Schrift ist durch einen neuen Schritt veranlaßt worden, den man in Berlin zu Unterdrückung der protestantischen Lehr- und Gewissens-freiheit in den preußischen Ländern gethan hat, durch eine Instruction für die königl. Examinations-Commission in geistlichen Sachen, die hier abgedruckt ist. Der König hat nämlich wie bekannt, mittelst einer Kabinets-order vom 14. Mai d. J. bei dem Oberkonsistorium in Berlin eine besondere Kommitte, unter dem Namen einer Examinations-Commission niedergesetzt, welche gegenwärtig aus den drei geistlichen Oberkonsistorial-räthen Silberschlag, Hermes und Woltersdorf und dem Geheimen Rath Hilmer besteht. Für diese Herren nun ist gegenwärtige Instruction aufgesetzt und von dem Könige — eigenhändig vollzogen worden.

Nach

Nach dem §. 1 „soll das Religions-edikt vom 9. Jul. 1788 die Basis aller ihrer vornehmsten Arbeiten und Haupt-beschäftigungen seyn; sie sollen solches in seinem ganzen Umfange genau beherzigen und dahin sehen, daß selbiges nach allen seinen Punkten und Klausuln, die die Aufrechthaltung der Orthodoxie und reinen christlichen Lehre betreffen, allenthalben in Ausübung gebracht werde." Es ist also nun vollends jeder Rest von Hofnung verschwunden, daß dieses unprotestantische Edikt werde zurück genommen oder doch nicht zur Ausführung gebracht werden.

Nach §. 4 „soll eine der Haupt-beschäftigungen dieser Commission darin bestehen, daß selbige nach und nach, theils durch die Unter-Commissionen in den Provinzen eine möglichst zuverlässige Kenntniß von den guten und schlechten Predigern und Schul-lehrern im ganzen Lande zu erlangen sucht. Diese Commission formirt also, sobald sie durch gegenwärtige Instruktion in Aktivität gesetzt ist, eine doppelte Liste zu einer doppelten Absicht.

a. In der ersten Liste werden alle gute Prediger und Schul-lehrer nach ihrer Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit, Verdiensten und — vornemlich nach ihrer Orthodoxie und Anhänglichkeit an der alten reinen christlichen Glaubenslehre, angeführt, und zwar zu dem Endzweck,

daß

daß aus dieser Liste diejenigen Subjekte erwählt werden, mit welchen wichtigere Lehrstellen in Kirchen and Schulen künftig zu besetzen sind.

b. In die zweite Liste kommen vorzüglich alle Neologen und die ganze Rotte der sogenannten Aufklärer unter den Predigern und Schullehrern, desgleichen alle diejenigen, deren Lebenswandel anbrüchig und nicht rechter Art ist; um auf die ersteren ein wachsames Auge zu haben, daß sie ihre neologischen Irrthümer nicht weiter ausbreiten, die letztern aber in Absicht der Verdorbenheit ihrer Sitten nach denen in der Consistorialordnung vorgeschriebenen gradibus admonitionis zu behandeln und bei nicht erfolgter Besserung dem weltlichen Arm zur wohlverdienten Kassation und Strafe zu übergeben. Da das Sitten-verderbniß unter den Geistlichen leider! schon sehr groß ist, so wird die Kommission hier das meiste zu thun finden und muß also doppelten Fleiß anwenden, um Zucht und Ordnung wieder herzustellen." Sollte man nicht glauben, dies sey Satire auf unverständigen Eifer wider Aufklärung?

§. 5. „Weil nun dem Inhalte des vorigen § zu gnügen, die vier Mitglieder der Kommission genöthigt sein werden, eine weitläuftige Korrespondenz in alle Gegenden der preußischen Länder zu führen und ihnen also das häufige Porto nicht anders als lästig fallen würde, so wer-

werden sie sämtlich hiemit angewiesen, alle Porto- und Franko-gelder gewissenhaft aufzuzeichnen und sothanes Verzeichniß alle sechs Monat bei dem Chef des geistlichen Departements einzureichen, welcher Sorge tragen wird, daß sie diese Auslagen aus der General-Postkasse wieder zurückerhalten, als wozu Se. Königl. Majestät dem General-Postamte die Befehle zu ertheilen gnädigst geruhen wollen.".

§. 6. „Das vorläufige Examen aller zum Predigt- und Schulamte sich meldenden Kandidaten macht, nach dem wörtlichen Inhalte der Kabinets-order d. d. 14ten Mai a. c. eine wesentliche Beschäftigung der Kommission aus, indem es daselbst heißt:

„welche Kommission einen jeden Kandidaten, der eine Pfarre oder ein Schul-amt verlangt, vorher und ehe er zu dem bisherigen gewöhnlichen Tentamine und Examine admittirt wird, über sein Glaubens-bekenntniß, und ob er auch nicht von den schädlichen Irrthümern der jetzigen Neologen und sogenannten Aufklärer angesteckt sey, noch besonders examiniren und ihm ein schriftliches Zeugniß darüber ausstellen muß, ohne welches zu producirende Testimonium kein Kandidat weiter examinirt, noch zu einem Predigt- oder Schulamte zugelassen werden kann."

Se.

Se. K. M. wollen demnach, daß diese Stelle der vorgedachten Kabinets-order in ihrem ganzen Umfange genau befolgt werden soll, und befehlen demnach den Oberkonsistorial-räthen Silberschlag, Hermes und Woltersdorf hiedurch nochmals so gnädiglich als ernstlich, sothanes vorläufiges Examen der Kandidaten nach Pflicht und Gewissen recht sorgfältig vorzunehmen, weil hierauf alles ankömmt; um Kirchen und Schulen mit redlichen Bekennern Jesu zu versehen, und die Neologen und sogenannten Aufklärer von Kanzeln und Lehrstühlen zurück zu halten."

Genug! Man sieht aus diesen Proben hinlänglich, wohin es mit der protestantischen Gewissensfreiheit in einem der wichtigsten protestantischen Länder gekommen ist. Die Examinations-Kommission kann nun im Grunde alles thun, was eine päbstliche Inquisition nur immer thun kann, nur daß sie anstatt die Ketzer zu verbrennen, sie verhungern lassen wird.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat, ob gleich äußerst bescheiden, doch sehr dringend und zugleich sehr lichtvoll gezeigt, wie unprotestantisch dies ganze Verfahren, wie beleidigend und kränkend es für so viel verdiente Männer und wie schädlich es in jeder Hinsicht ist. Er wünscht, daß seine Schrift dem Könige zu Gesicht kommen möge. Ich wünsche es mit ihm.


STALL-STUDY
CHARGE
CANCELLED

